

Requiem auf ein Dorf



Roland Huber (ganz links im Bild) bei den Dreharbeiten in Dietikon.

FOTO: TV DRS

In seinem Dokumentarfilm «900 Jahre Dietikon: Requiem auf mein Dorf» setzt sich der Fernsehjournalist Roland Huber kritisch mit seiner ehemaligen Heimat Dietikon auseinander. Die LIZ traf den manchmal spöttischen, manchmal wehmütigen Ex-Dietiker zu einem Gespräch.

LIZ: Roland Huber, Sie sind in Dietikon aufgewachsen, wohnen aber seit etwa 15 Jahren nicht mehr hier. Hatten Sie nach all den Jahren die nötige Distanz, um einen Film über Ihre ehemalige Heimat zu drehen?

Roland Huber: Die nötige Distanz hatte ich sicher nicht. «900 Jahre Dietikon: Requiem auf mein Dorf» ist eine emotionale und sehr persönliche Arbeit, und das soll man auch spüren. Ich wollte nicht als Besserwisser daherkommen, als der neutrale Reporter oder Halbott, der glaubt, er sei gescheiter als die Leute von Dietikon. Ich wäre auch kein besserer Stadtpräsident als Hans Frei, den ich im Film darstelle und sich darstellen lasse.

LIZ: Sie selbst bezeichnen «900 Jahre Dietikon: Requiem auf mein Dorf» als Heimatfilm. Haben Sie durch die Entwicklung, die Dietikon durchlaufen hat, ein Stück Heimat verloren?

Huber: Verloren ist vermutlich nicht das richtige Wort. Ich

empfinde es eher als etwas, das ich überlebt, das ich hinter mich gebracht habe. Und das hat natürlich etwas Schmerzliches, Wehmütiges an sich. Darum habe ich auch den Titel «Requiem auf mein Dorf» gewählt. Da ich aber gut katholisch aufgewachsen bin, weiss ich, dass zu einem Requiem nicht nur die Trauer, sondern auch das Leichenmahl gehört. Ich glaube nicht, dass man das Rad zurückdrehen sollte. In den 50er Jahren zum Beispiel gab es in Dietikon noch Slums. An der Gyrhaldenstrasse oben wohnten Leute in Baracken. Das war sicher nichts Lustiges. Die schönen Dinge, die ein Dorf ausmachen, die eine lebendige Gemeinschaft bedeuten, sind aber auch verlorengegangen, und das stimmt mich schon

LIZ REGION

Donnerstag, 26. Oktober 1989

Wer ist Roland Huber?

Der Fernsehjournalist Roland Huber ist gelernter Schriftsetzer und wollte ursprünglich Bildhauer werden. Vor acht Jahren kam er zum «DRS aktuell» des Fernsehens DRS, für das er sporadisch arbeitete. Heute produziert Huber zu zwei Dritteln für das Fernsehen – im Auftrag von «DRS aktuell» und «Zeitspiegel» –, und zu einem Drittel produziert er frei.

Sein Heimatfilm «900 Jahre Dietikon: Requiem auf mein Dorf» kommt am Mittwoch, dem 25. Oktober 1989, um 20.05 Uhr im «Zeitspiegel» des Fernsehens DRS zur Ausstrahlung und wird am Donnerstag, dem 26. Oktober, um 13.55 Uhr wiederholt.

traurig.

LIZ: *Dieses Jahr hat sich Dietikon seiner Vergangenheit besonnen und diese an mehreren*

Anlässen ausgiebig gefeiert. Das Jubiläumsjahr «900 Jahre Dietikon» ist denn auch der «Aufhänger» Ihres kritischen Heimatfilms.

Huber: Was mir gefallen hat, war der Leichenmahl-Charakter des Stadtfestes an den beiden September-Wochenenden. Leute, die sonst nicht viel miteinander zu tun haben, setzten sich an einen Tisch, tranken und redeten miteinander. Der Alpbazug vor drei Wochen hin-

Roland Hubers Heimatfilm über Dietikon im Fernsehen DRS

gegen war eine total verlogene Sache: Die Schweiz ist seit Jahrhunderten kein Volk von Hirten mehr, und Dietikon war niemals eine Alp. Was mir übrigens bei allen Anlässen zur 900-Jahr-Feier gefehlt hat, war der Blick in die Zukunft. Dietikon hat kein einziges zukunftsweisendes Projekt auf die Beine gestellt, sei es in kultureller oder in politischer Hinsicht. Ei-

ne Stadt, die nach Genf nahezu den höchsten Ausländeranteil in der Schweiz aufweist, hätte sich doch etwas einfallen lassen müssen, wie man das Zusammenleben von Ausländern und Schweizern verbessern könnte.

LIZ: *In Ihrem Film kommen zwei prominente Bürger Dietikons zu Wort: Stapi Hans Frei, den Sie den «geistigen Vater der Zentrumsüberbauung» nennen, und der ehemalige Finanzverwalter und Landeinkäufer der Stadt, Robert Müller. Geben Sie Frei und Müller die Schuld daran, dass aus Dietikon das geworden ist, was es heute ist?*

Huber: Die Figuren in meinem Film haben nicht irgendwelche Schuld. Ich lasse Stapi Frei und Müller zu Wort kommen, weil sie mir zu Dietikons Entwicklung relativ kompetent Auskunft geben konnten und in der politischen Verantwortung stehen oder standen. Hans Frei zum Beispiel war 40 Jahre lang Bauvorstand von Dietikon, 20 davon auch noch Stadtpräsident. Er hat, was die Stadtentwicklung betrifft, sicher die grösste Uebersicht. Mein Film zeigt aber auch, dass die Macht

von Politikern beschränkt ist. In Dietikon waren es in erster Linie die Immobiliengesellschaften, Banken und Grossverteiler, die Land gekauft und Ueberbauungen realisiert haben. Der Stadtpräsident ist zwar der bekannteste, nicht aber der mächtigste Mann von Dietikon.

LIZ: *Herr Huber, heute wohnen Sie in Schlieren. Ist Schlieren soviel besser als Dietikon?*

Huber: Ich bin fast «krankhaft» verwurzelt im Limmattal. Ob ich jetzt in Dietikon oder in Schlieren oder sonstwo wohne, es ist immer noch die gleiche Gegend. Dass ich mich in Schlieren niedergelassen habe, ist reiner Zufall. Meine Frau wohnte schon dort. Sie kommt von Altstetten, ich von Dietikon, und jetzt wohnen wir beide in Schlieren. Es ist nicht so, dass ich Dietikon endgültig den Rücken zugekehrt habe und mir einbilde, in Schlieren sei alles wunderbar. Ich bin hier auch nicht so verwurzelt. Den Film musste ich aber in Dietikon drehen, weil ich dort meine ursprünglichsten Wurzeln habe.

*Interview:
Daniela Rinderknecht*

Die gesammelten Frustrationen des Roland H.

L.F. 30. 10. 89

WochenSpiegel MOCHENZBIEDER

Mit einem mehr als konfusen Film (am vergangenen Mittwoch im Fernsehen DRS) hat Roland Huber, ein aus Dietikon stammender, vor 15 Jahren aber nach Schlieren «ausgewandertes» Fernsehjournalist, sein ehemaliges Heimatdorf an der Limmat zu Grabe getragen. Der als Totenmesse («Requiem auf mein Dorf») konzipierte einstündige Beitrag wurde von Huber als «Heimatfilm» apostrophiert. Damit nahm sich der Autor nicht nur die Freiheit heraus, Dietikon aus einer (ihm unbenommenen) subjektiven Sichtweise zu betrachten, sondern er entledigte sich auch der journalistischen Pflicht, auf eine willkürliche Auswahl von (vermeintlich) Wissens- und Erzählenswertem zu verzichten. So stimmten weder sämtliche Fakten, noch vermittelten die bruchstückhaften Filmfetzen ein auch nur annähernd richtiges Bild von Dietikon – weder des heutigen noch des von Huber mit Wehmut bedachten «verlorenen» Dietikon.

*

Ein bisschen Alice Seiler, die tatsächlich das alte Dietikon verkörpert, ein bisschen Robert Müller, der sich selber als wichtiger und einflussreicher «Dorfkönig» aufspielen durfte, und ein bisschen Bruno Weber, der sein «Weinrebenpark»-Paradies gar nicht in Dietikon gebaut hat, genügen nicht, um einen Film über den Wandel eines Bauerndorfes zur Stadt zu drehen. Die von Roland Huber in keinen Zusammenhang gestellten Erzählungen von Hans Frei waren ebenfalls nicht dazu angeht, den mit Dietikon nicht vertrauten Zuschauer über die Entwicklung der Stadt aufzuklären.

*



Natürlich war der Film nicht als Städteporträt gedacht – auch kaum als blosser Ansammlung einiger persönlicher Reminiszenzen des Autors. Was wollte der Film aber? Wir wissen es nicht. Die einzige erkennbare Struktur spielte sich auf der dramaturgischen Ebene ab: Dietikon wurde zu Grabe getragen. Die einzige inhaltliche Aussage war: «Dieti-

kon ist tot». Wenigstens für Roland Huber.

*

Schade, denn Dietikon ist nicht tot. Und darin hätte die Chance bestanden, einen auch für ein erweitertes Publikum interessanten Film zu drehen – eine

Fallstudie über eine Agglomerationsgemeinde, die vom Siedlungsdruck überrollt worden ist, die den «toten Punkt» aber überwunden hat und sich heute mit der Lösung der im Film angesprochenen Probleme (Verkehr, Gesichtslosigkeit) beschäftigt. Auch dies hätte ein sehr persönlicher Beitrag werden können. Dietikon ist tatsächlich nicht mehr

das Bauerndorf der fünfziger Jahre. Was für eine Erkenntnis! Dietikon ist aber immer noch – und wieder – Heimat für eine grosse Zahl von Leuten, die sich für die Entwicklung der Stadt einsetzen. Es stimmt eben nicht, dass siebzig Prozent der Einwohner fast zufällig in Dietikon leben. Dies war vielleicht in den sechziger und siebziger Jahren der Fall, als Dietikon «explodierte».

*

Ansätze zu einem interessanten Beitrag waren vorhanden – zum Beispiel, als Roland Huber die Geschichte seines Elternhauses an der Neumattstrasse mit der Entwicklung der Bodenpreise in Verbindung brachte. Auch das vom Autor gewählte Mittel, die Kamera laufen und Betroffene erzählen zu lassen, war von Spontaneität und Überraschungen gekrönt. So ging, als Alice Seiler über das neue Dietikon schimpfte, prompt die Alarmsirene einer Bank los, und als Roland Huber mit Hans Frei am neuen Postgebäude vorbeispazierte, stellte er zu seiner eigenen Überraschung fest, dass der neuen Post die Hausnummer des ehemaligen Huber-Hauses zugeordnet wurde.

*

Dennoch: Der im Fernsehen DRS ausgestrahlte Film wurde Dietikon nicht gerecht. Nicht, weil er fast nur Negatives enthielt und einer Verfilmung der gesammelten Frustrationen von Roland Huber gleichkam, sondern weil er ein Bild von Dietikon zeichnete, das vor zehn bis fünfzehn Jahren im Ansatz vielleicht hätte stimmen können, heute aber von der Realität überholt worden ist.

Till Wochenspiegel

Gemischte Gefühle

Lieber Roland Huber, mit gemischten Gefühlen habe ich am Mittwoch Ihren Film «Requiem auf mein Dorf» angeschaut. Auch mir tat es weh, zu sehen, wie Ihr heimeliges Haus gnadenlos zerstört wurde. Ist dies aber nicht in erster Linie die Schuld Ihres Vorfahren, der es wohl aus Gewinnsucht verkauft hat, obwohl er Nachkommen hatte?

Dass es nicht in der Macht unseres Stadtpräsidenten, Hans Frei, lag, das Bauerndorf Dietikon zu erhalten, dürfte Ihnen wohl auch klar sein. Die Einwohnerzahl unserer Stadt wuchs sehr schnell, und da musste ja gebaut werden. Auch dabei liegt das «Wie gebaut wird» nicht allein in der Macht der Behörden. Mit dem Umzug wollte man sicher nicht ein heiles Dietikon vortäuschen, aber Erinnerungen wachrufen, wie es auch beim Umzug am Sechseläuten gemeint ist.

Keinen guten Eindruck hinterlässt mir Robert Müller, der ja in erster Linie daran schuld ist, dass wir das schöne Erholungsgebiet, unser Reppischtal, verloren haben. Wichtig finde ich nun vor allem, dass wir die zwischenmenschlichen Beziehungen besonders pflegen sollten, damit wir uns auch im neuen Dietikon zu Hause fühlen können.

Ursula Wyder, Dietikon

hier hakt der Filmemacher ein, denn Szenen der Einsegnung eines toten Bürgers und das Trauergeleite zum Friedhof führen wie ein roter Faden durch den einstündigen Film. Etwas makaber wirkt dann, wenn Roland Huber das glanzvolle Stadtfest zum 900jährigen Bestehen Dietikons zum «Leichenmahl» degradiert. Vom glanzvollen Festumzug werden nur wenige Sujets gezeigt, ebenso von der Alpbafahrt beim Erntedankfest.

*

Betroffenheit löst der Film mit seinen Sequenzen über das Schicksal der Liegenschaft Neumattstrasse 22 aus. Dort stand früher ein Chalet, in dem Roland Huber die sechs ersten Lebensjahre verbrachte. Ihn und wohl viele alteingesessene Dietiker schmerzt der 1986 erfolgte abrupte Abbruch des Hauses wohl heute noch, gilt er doch als Baubeginn für den wichtigsten City-Bau mit der neuen Hauptpost. Erbaut wurde das Haus 1918 von seinem Urgrossvater. Für das erforderliche Bauland hatte er zuvor drei Franken pro Quadratmeter bezahlt. 1956 kaufte der damalige Gemeinderat und Planungsvorstand Adolf Ungricht sel. die Liegenschaft

samt Umschwung für 52 Franken pro Quadratmeter. Zehn Jahre später erstanden die PTT die Liegenschaft und zahlten bereits 800 Franken je Quadratmeter. Die horrende Steigerung der

Kanton enteignete ihre Liegenschaft für den Bau der Bahnhofvorfahrt mit dem Busbahnhof. Dass mit dessen Realisierung in absehbarer Zeit nun doch zu rechnen ist, wird im Film überhaupt nicht erwähnt. Hingegen stellt ein junger Dorfbewohner zum «katholischen Bahnhof» fest (weiterer Uebername der Wirtschaft, denn es gab früher auch eine mit der Dorfbezeichnung «reformierter Bahnhof» an der Ecke Bahnhof/Poststrasse), dass es heute in Dietikon an solch heimeligen Gaststätten mangelt.

*

Zwiespältigkeit löst der Film darum aus, weil er von der – unumstrittenen explosiven baulichen Entwicklung Dietikons – ein zu einfaches Schwarzweissbild zeichnet. Werturteile wie das von Stadtpräsident Hans Frei («Mir gefällt

die Stadt, s Zentrum isch beläbt und wird gern bsuecht») differenzieren ebensowenig wie der Ausspruch von alt Finanzverwalter Robert Müller über eine der Zentrumsbauten, die er gar als «gruusig» aburteilt. Immerhin stellt der ehemals für die Stadt und den Kanton als heimlicher Landkäufer tätige Müller im Film klar fest, «dass Dietikon während der sechziger Jahre genug Sorgen damit hatte, ausreichend Schulräume für die rasch wachsende Bevölkerung bereitzustellen.»

*

Zwiespältiges Porträt über die Entwicklung Dietikons

Gestern im Fernsehen DRS: «Requiem auf mein Dorf» von Roland Huber

«Einen Jubiläumsfilm wird das bestimmt nicht geben», verriet der Filmemacher Roland Huber vor bald zwei Monaten dem LT. Der in Dietikon aufgewachsene Fernsehjournalist hat Wort gehalten: Sein gestern abend gezeigter Fernsehfilm «Requiem auf mein Dorf» ist tatsächlich kein fröhlicher Film, sondern das Porträt über ein ehemaliges Bauerndorf, das sich seit bald zwanzig Jahren Stadt nennt und seit Anfang Juli gar Hauptort des nach Dietikon benannten Bezirks ist. Der Film ist geprägt von Hubers Jugenderlebnissen. Einzelne Sequenzen lösen Betroffenheit aus, andere fordern aber auch heraus. Die daraus resultierende Zwiespältigkeit ist wohl gewollt und dürfte in Dietikon zu Diskussionen führen.

L.T. 26.10.89

*

Roland Huber lässt den Zuschauer in einem Punkt nicht im unklaren, wenn er im Film bekennt, dass seine Jugend sehr stark geprägt war vom Katholizismus in Dietikon. Er ist in Dietikon aufgewachsen und war als Bub Ministrant. Als solcher durfte er gar die Schule schwänzen, wenn eine Beerdigung angesagt war. Damals gab es im Dorf Dietikon noch das Leichengeleite. Und genau

Landpreise in Dietikon wird im Film klargemacht. Sie schliesst mit der Feststellung, dass gegenwärtig im Zentrum ein Liegenschaftshandel vor der Tür steht, bei dem ein älteres Dreifamilienhaus bei einem Verkaufspreis von über 7700 Franken pro Quadratmeter den Besitzer wechseln soll, wie Roland Huber recherchiert hat.

*

Eng verbunden mit der baulichen Entwicklung Dietikons und so auch mit der Zentrumsplanung ist der Abbruch des Restaurants Neuer Bahnhof, das während Jahrzehnten und weit bis in die siebziger Jahre hinein schlechthin als «die Dorfbeiz» galt. Dort wirtete Alice Seiler, die hin und wieder in ihrer fürsorglichen Art selber zur Nadel griff, um etwa einen Knopf am Kittel eines Gastes zu ersetzen. Berühmt wurde die Dorfwirtschaft aber auch durch ihren Uebernamen «Gottverdammli»-Beiz.

Ertappte nämlich die Wirtin einen Gast beim Fluchen, stellte sie ihm das Kässeli mit dem «Missionsnegerli» hin, in das zur Strafe ein Geldstück zu werfen war.

Alice Seiler hat es heute noch nicht verwunden, dass ihr Elternhaus später der Spitzhacke zum Opfer fiel. Der

Schliesslich besucht der Filmemacher Roland Huber auch noch Bruno Weber, der laut Huber sich bereits «das Paradies auf Erden» mit seinem Gesamtkunstwerk geschaffen habe. Leider vergisst Huber zu erwähnen, dass Webers phantastisches Werk nicht auf Dietiker, sondern auf Spreitenbacher Boden steht. Der Gemeinderat Spreitenbach war es auch, der nach jahrelangem Verhandeln und Zusehen das zuvor ohne Baubewilligung geschaffene Werk legalisierte.

Erich Eng



*Eine Sequenz aus dem Dietiker Film am Schweizer Fernsehen: Die Liegenschaft Neumattstrasse 22, das Geburtshaus von
Filmer Roland Huber, wird abgerissen (1986).*

Bild: Fernsehen DRS

Filmmacher Roland Huber über Dietikon: Requiem auf ein Dorf, Porträt einer Stadt

1200 Jahre Uster, 900 Jahre Dietikon. Wo Dörfer explosionsartig zu Agglomerationsstädten gemacht worden sind, soll mit historischen Jahrhundertfeiern wieder Leben in die neuen Zentren und Strassen einkehren. Der Fernsehjournalist Roland Huber dokumentiert in seinem Film «Requiem auf mein Dorf» (siehe Kasten) die widersprüchliche Entwicklung seiner Heimatgemeinde Dietikon vom Dorf zum stadtähnlichen Gebilde. TA. 20.10.89

■ VON REGULA MÜHLEBACH

Alpabfahrt in der Agglomerationsstadt Dietikon vom höchstgelegenen Bauernhof auf den betonierten Platz im Zentrum. Aus der Nachbarschaft müssen Kühe zugemietet werden, um im ehemaligen Bauerndorf vergangene Idyllen heraufzubeschwören. Solch bewährtes Zelebrieren von Vergangenen ist da und dort in Agglomerationsgemeinden zu erleben, die – weder Dorf noch Stadt – ein Stück alte Heimat suchen.

Die Alpabfahrt und weitere Festivitäten zum unlängst veranstalteten Jubiläum «900 Jahre Dietikon» hat der Fernseh-

Zur besten Sendezeit

Der Heimatfilm «Requiem auf mein Dorf» von Roland Huber ist im Fernsehen DRS am kommenden Mittwoch, dem 25. Oktober, zur besten Sendezeit zu sehen. Der Zeitspiegel strahlt den anlässlich des Jubiläums «900 Jahre Dietikon» entstandenen Dokumentarfilm über die Widersprüchlichkeiten in der explosionsartig gewachsenen Agglomerationsstadt um 20.05 aus. (TA)

journalist Roland Huber zum Anlass genommen, um in seine alte Heimat Dietikon zwischen Autobahn, Betonblöcken und Grossverteilern zurückzukehren. Auf seiner Reise durch die Schlafstadt in der Agglomeration dokumentiert er die Entwicklung einer Gemeinde, der er in seiner Jugend vor allem «in der Auflehnung» heimatliche Gefühle entgegengebracht hat, wie er im Gespräch mit dem TA sagte.

Gekämpft hat der gelernte Typograf vor 20 Jahren um die Erhaltung von Grünflächen, die in der Industriestadt immer mehr zubetoniert wurden. Von der 68er Bewegung erfasst, hat sich der «jugendliche Stänkerer» damals auch nicht gescheut, im stürmischen Wahlkampf ums Stadtpräsidium das Plakat-Konterfei eines unbeliebten Kandidaten mit Farbbeuteln zu veranstalten.

Auch wenn Roland Huber nach der Rekrutenschule der «total verbauten Provinz» den Rücken gekehrt hat, fühlt er sich mit «seinem Dorf Dietikon» immer noch mehr verbunden als mit seinem heutigen Wohnort Schlieren. Seine Jugend war stark geprägt vom traditionellen Katholizismus Dietikons. Kirchlich abgesegnet durfte Ministrant Huber die Schule schwänzen, wenn zu einer Beerdigung die Trauerfamilie zu Hause abgeholt und mit dem Leichenzug auf den Friedhof begleitet wurde.

Bodenpreise stiegen rasant

Schmerzliche Betroffenheit wird spürbar, wenn der Journalist in seinem stündigen Dokumentarfilm aufs Jahr 1986 zurückblendet: Ein Bagger wälzt das Châlet Neumatt nieder, in dem Roland Huber seine ersten sechs Lebensjahre verbracht hat. Das vom Urgrossvater gebaute Haus musste der neuen Hauptpost weichen, die mit den umliegenden Zentrumsbauten dem aufstrebenden Dietikon zu einer City verhelfen sollte.



Hier steht heute, mitten in der Stadt, das PTT-Gebäude. Das Chalet an der Neumattstrasse 22, in dem Roland Huber die ersten sechs Jahre seines Lebens verbrachte, wurde 1919 erbaut und 1986 abgebrochen.

Am Schicksal dieser Liegenschaft liessen sich die ins «Astronomische» gestiegenen Bodenpreise eindrücklich dokumentieren, meint Huber. Als der Urgrossvater im Jahr 1918 das Land erwarb und für die Familie ein Haus baute, bezahlte er drei Franken für den Quadratmeter. Beim Verkauf 1956 ging die Liegenschaft samt Umschwung für 52 Franken je Quadratmeter an den Gartenbaumeister, Gemeinderat und Präsidenten der Zentrumsplanungskommission Adolf Ungricht. Sein Sohn handelte dann mit den PTT zehn Jahre später 800 Franken für den Quadratmeter aus. Heute steht unweit des abgerissenen Hauses im Zentrum eine Liegenschaft zum Verkauf, für welche die Besitzerin 7720 Franken für

den Quadratmeter verlangt. Interessenten seien bereit, diesen Preis zu zahlen, hat Roland Huber recherchiert.

Wehmütige Rückschau der Unzeitgemässen

Auf derart «vergoldetem City-Boden» bleibt kein Raum für Kinderspielplätze und gemütliche Beizen, wie sie zur dörflichen Kultur gehörten. Bei den «Neuen» sei man nur noch Konsument, so hält ein junger Mann im Film wehmütig Rückschau auf die Zeit, als es die Dorfbeiz schlechthin in Dietikon noch gab. Das vor drei Jahren abgebrochene Restaurant «Neuer Bahnhof» war den Quartierbewohnern und den vom Zug kommenden Arbeitern eine «gute Stube», wo die Wir-



Fernsehjournalist Roland Huber zwischen zwei Dietiker Welten: Kühl-Modernes auf der einen, Vertrautes auf der andern Strassenseite. (Bild Reto Klink)

fin ihren Gästen auch ab und zu die Hosens flickte oder einen Knopf annähte. Die ehemalige Wirtin kann es heute noch nicht begreifen, das der Kanton ihr Land für den Bau eines Busbahnhofes enteignet hat. Sie gehöre eben zu den «Unzeitgemässen» – so Huber –, die bei der explosionsartigen Entwicklung der Stadt «einen Blätz abbekommen haben».

Auch der Maler und Bildhauer Bruno Weber gehört zu den Opfern des City-Drucks. Er floh vor zwanzig Jahren in den Wald oberhalb von Dietikon und lässt Film-Betrachterinnen und -Betrachter eintauchen in sein privates Paradies des Weinrebenparks, das erst im vergangenen Jahr mit einer Baubewilligung legalisiert worden ist.

Auch andere haben schlecht verdaut

Den explosionsartigen Wandel vom Dorf zur Stadt haben offensichtlich nicht nur «Unzeitgemässe» schlecht verdaut. Auch dem gefürchteten Landeinkäufer Robert Müller, ehemaliger Finanzchef der Stadt, ist es beim Anblick der aus dem Boden gestampften, postmodernen Zentrumsbauten nicht mehr ganz wohl. «Mir g'fallt's», sagt dagegen Stadtpräsident Frei beim Rundgang mit dem Fernseherteam durchs neue Shopping-Center. «Wir wollten halt ein städtisches Gebilde werden», meint der Bauvorstand, der in den letzten 20 Jahren entscheidende Weichen gestellt hat für Dietikons Entwicklung vom Dorf zur Stadt mit heute über 20 000 Einwohnerinnen und Einwohnern.

Zwispältiges Porträt über die Entwicklung Dietikons

Gestern im Fernsehen DRS: «Requiem auf mein Dorf» von Roland Huber

«Einen Jubiläumsfilm wird das bestimmt nicht geben», verriet der Filmmacher Roland Huber vor bald zwei Monaten dem LT. Der in Dietikon aufgewachsene Fernsehjournalist hat Wort gehalten: Sein gestern abend gezeigter Fernsehfilm «Requiem auf mein Dorf» ist tatsächlich kein fröhlicher Film, sondern das Porträt über ein ehemaliges Bauerndorf, das sich seit bald zwanzig Jahren Stadt nennt und seit Anfang Juli gar Hauptort des nach Dietikon benannten Bezirks ist. Der Film ist geprägt von Hubers Jugenderlebnissen. Einzelne Sequenzen lösen Betroffenheit aus, andere fordern aber auch heraus. Die daraus resultierende Zwispältigkeit ist wohl gewollt und dürfte in Dietikon zu Diskussionen führen.

2.7.26.10.89

Roland Huber lässt den Zuschauer in einem Punkt nicht im unklaren, wenn er im Film bekennt, dass seine Jugend sehr stark geprägt war vom Katholizismus in Dietikon. Er ist in Dietikon aufgewachsen und war als Bub Ministrant. Als solcher durfte er gar die Schule schwänzen, wenn eine Beerdigung angesagt war. Damals gab es im Dorf Dietikon noch das Leichengeleite. Und genau hier hakt der Filmmacher ein, denn Szenen der Einsegnung eines toten Bürgers und das Trauergeleite zum Friedhof führen wie ein roter Faden durch den einstündigen Film. Etwas makaber wirkt dann, wenn Roland Huber das glanzvolle Stadtfest zum 900jährigen Bestehen Dietikons zum «Leichenmahl» degradiert. Vom glanzvollen Festumzug werden nur wenige Sujets gezeigt, ebenso von der Alpabfahrt beim Erntedankfest.

*

Betroffenheit löst der Film mit seinen Sequenzen über das Schicksal der Liegenschaft Neumattstrasse 22 aus. Dort stand früher ein Chalet, in dem Roland Huber die sechs ersten Lebensjahre verbrachte. Ihn und wohl viele alteingesessene Dietiker schmerzt der 1986 erfolgte abrupte Abbruch des Hauses wohl heute noch, gilt er doch als Baubeginn für den wichtigsten City-Bau mit der neuen Hauptpost. Erbaut wurde das Haus 1918 von seinem Urgrossvater. Für das erforderliche Bauland hatte er zuvor drei Franken pro Quadratmeter bezahlt. 1956 kaufte der damalige Gemeinderat und Planungsvorstand Adolf Ungricht sel. die Liegenschaft

samt Umschwung für 52 Franken pro Quadratmeter. Zehn Jahre später erstanden die PTT die Liegenschaft und zahlten bereits 800 Franken je Quadratmeter. Die horrende Steigerung der Landpreise in Dietikon wird im Film klargemacht. Sie schliesst mit der Feststellung, dass gegenwärtig im Zentrum ein Liegenschaftshandel vor der Tür steht, bei dem ein älteres Dreifamilienhaus bei einem Verkaufspreis von über 7700 Franken pro Quadratmeter den Besitzer wechseln soll, wie Roland Huber recherchiert hat.

Eng verbunden mit der baulichen Entwicklung Dietikons und so auch mit der Zentrumsplanung ist der Abbruch des Restaurants Neuer Bahnhof, das während Jahrzehnten und weit bis in die siebziger Jahre hinein schlechthin als «die Dorfbeiz» galt. Dort wirtete Alice Seiler, die hin und wieder in ihrer fürsorglichen Art selber zur Nadel griff, um etwa einen Knopf am Kittel eines Gastes zu ersetzen. Berühmt wurde die Dorfwirtschaft aber auch durch ihren Uebernamen «Gottverdammli»-Beiz.

Ertappte nämlich die Wirtin einen Gast beim Fluchen, stellte sie ihm das Kässeli mit dem «Missionsnegerli» hin, in das zur Strafe ein Geldstück zu werfen war.

Alice Seiler hat es heute noch nicht verwunden, dass ihr Elternhaus später der Spitzhacke zum Opfer fiel. Der Kanton enteignete ihre Liegenschaft für den Bau der Bahnhofvorfahrt mit dem Busbahnhof. Dass mit dessen Realisierung in absehbarer Zeit nun doch zu rechnen ist, wird im Film überhaupt nicht erwähnt. Hingegen stellt ein junger Dorfbewohner zum «katholischen Bahnhof» fest (weiterer Uebername der Wirtschaft, denn es gab früher auch eine mit der Dorfbezeichnung «reformierter Bahnhof» an der Ecke Bahnhof/Poststrasse), dass es heute in Dietikon an solch heimeligen Gaststätten mangelt.

*

Zwispältigkeit löst der Film darum aus, weil er von der – unumstrittenen explosiven baulichen Entwicklung Dietikons – ein zu einfaches Schwarzweissbild zeichnet. Werturteile wie das von Stadtpräsident Hans Frei («Mir gefällt

die Stadt, s Zentrum isch beläbt und wird gern bsuecht») differenzieren ebensowenig wie der Ausspruch von alt Finanzverwalter Robert Müller über eine der Zentrumsbauten, die er gar als «gruusig» aburteilt. Immerhin stellt der ehemals für die Stadt und den Kanton als heimlicher Landkäufer tätige Müller im Film klar fest, «dass Dietikon während der sechziger Jahre genug Sorgen damit hatte, ausreichend Schulräume für die rasch wachsende Bevölkerung bereitzustellen.»

*

Schliesslich besucht der Filmmacher Roland Huber auch noch Bruno Weber, der laut Huber sich bereits «das Paradies auf Erden» mit seinem Gesamtkunstwerk geschaffen habe. Leider vergisst Huber zu erwähnen, dass Webers phantastisches Werk nicht auf Dietiker, sondern auf Spreitenbacher Boden steht. Der Gemeinderat Spreitenbach war es auch, der nach jahrelangem Verhandeln und Zusehen das zuvor ohne Baubewilligung geschaffene Werk legalisierte.

Erich Eng

Henri Guisan – Genie des gesunden Menschenverstandes

Zu Willi Gautschis Guisan-Buch / Von Eduard Stäuble

A hnte Willi Gautschi, als er vor sechseinhalb Jahren die Arbeit an seinem *Guisan-Buch* aufnahm, welche zusätzliche Bedeutung das Werk im Jahre seines Erscheinens gewinnen sollte? 1989 – das Jahr der Erinnerung an den Kriegsausbruch vor fünfzig Jahren, das war voraussehbar. Aber 1989 als Jahr der Auseinandersetzung um *Ab-schaffung* oder Fortbestand unserer *Armee*? – daran dachte damals wohl kaum jemand. Gautschis Buch, das einen Monat vor der denkwürdigen Abstimmung in den Buchhandel kam, hätte kaum zu einer richtigeren Zeit erscheinen können. **L.T. 16. 12. 1989.**

Historische Schwarzmalerei

Im Umkreis der Diskussionen um unsere Armee kommen immer auch ihre Rolle und ihre Bedeutung während des Zweiten Weltkrieges zur Sprache. Schon seit Jahren wollen uns eine «junge Historikergeneration» und ein ideologisch fixierter Journalismus weismachen, unser Land und Volk hätten während des Krieges ungefähr alles falsch gemacht, hätten versagt, bedenkliche Schwächen gezeigt und sich schlimmste Verfehlungen zuschulden kommen lassen. Es habe bei uns von frontistischen Anpassern und Mitläufern nur so gewimmelt. Unsere Flüchtlingspolitik von damals schreie zum Himmel. Wir hätten den Krieg nur dank unserer Waffenlieferungen an die Achsenmächte und indem wir Hitlers Raubgold Unterschulpf gewährten, so glimpflich überstanden. Unsere Armee wäre im Ernstfall kaum einen Schuss Pulver wert gewesen. Und nach dem Kriege hätten wir dann unser Versagen mehr und mehr verdrängt und hätten um unseren Widerstandswillen und unsere Verteidigungsbereitschaft einen fragwürdigen Mythos aufgebaut. Wir hätten nachträglich historische Falschmünzerei und Schönfärberei betrieben.

«Angekratztes Generals-Bild»?

Auch der *General* blieb von einer solch «kritischen Geschichtsschreibung» natürlich nicht verschont. Immer häufiger erschienen in Zeitungen und Zeitschriften Beiträge, durch die *Henri Guisan* in ein merkwürdiges Zwielficht gerückt werden sollte: «Angekratztes Generals-Bild», «Zur Kontroverse um Guisans politische Ansichten», «Lehnte Guisan die Demokratie ab?», «General Guisan hinterfragt...». Vor allem jüngere Historiker rüttelten am Sockel seines Denkmals. Hat sich der General

bei den Nazis in Berlin anbieten wollen? Hat er durch Geheimabsprachen mit den Franzosen unsere Neutralität verletzt? Was bezweckte seine geheime Zusammenkunft mit SS-General Schellenberg im «Bären» Biglen? Hat der General den Bundesrat hintergangen oder gar belogen? Hat er die Einführung einer strengeren Pressezensur verlangt? Hat er die harte Flüchtlingspolitik des Bundesrates unterstützt? – Gewisse Kreise schienen es darauf abgesehen zu haben, das strahlende Bild des Generals systematisch anzuschwärzen – um mit ihm auch die Armee und die ganze militärische und politische Führung unseres Landes zu treffen.

Der General erträgt die volle Wahrheit

In einem derart unerquicklichen Augenblick ist ein Werk wie das *Guisan-Buch* von Willi Gautschi ein Lichtblick und eine Wohltat. Und dies gerade darum, weil Gautschi durchaus nichts

verschweigt und vertuscht. Er greift alles auf, was sich auch an Fragwürdigem, Falschem, Verfehltem und Gefährlichem während des Krieges in unserem Lande, in unserer Politik, in unserer Armee und auch in der näheren Umgebung des Generals abgespielt hat und was dem General persönlich zum Vorwurf gemacht werden könnte. Gautschi drückt sich um die heiklen Fragen unserer Armeeführung nicht herum; er geht ihnen bis in alle Einzelheiten hinein nach, breitet eine überwältigende Vielzahl von Dokumenten vor uns aus und bleibt für seine Fakten und deren Deutung keine Belege und Zeugnisse schuldig. Das Werk ist von einer *ungeschminkten Offenheit*. Und was am Ende besonders beeindruckt: dass das Bild des Generals trotz manch berechtigter Kritik, trotz nachweisbaren Unzulänglichkeiten des Oberbefehlshabers keineswegs angeschlagen aus den Untersuchungen hervorgeht; die Persönlichkeit des Generals erträgt unbeschädigt die volle Wahrheit einer fundierten und fairen Geschichtsschreibung.

Ein imposantes Werk

Ebenso beeindruckend ist, wie Gautschi die schier erdrückende Informationsmenge meistert und formt. Er hat den grossen Stoff stets fest im Griff. Klar und übersichtlich ordnet er ihn in *drei Teilen*: Zuerst erzählt er kurz und bündig die *Lebensgeschichte* des Gene-

rals von 1874 bis 1939 (gut fünfzig Seiten). Dann folgt der *Hauptteil*, der ganz dem Wirken des Generals während der Zeit des Krieges (1939 bis 1945) gewidmet ist (rund 600 Seiten). Den zwei abrundenden Kapiteln «Nachruhm» und «Gesamtbetrachtung»

schliesst sich ein *Anhang* von fast 150 Seiten an (Anmerkungen, Sach- und Personenregister und eine reichhaltige Bibliographie). Alles in allem: ein imposantes Werk von 900 Seiten, das allein von seinem Umfang her eine erstaunliche Leistung ist, die vom Fleiss und von der Ausdauer des Autors zeugt. Wohl hat Gautschi nicht alles

von Grund auf selber neu erarbeiten müssen. Er konnte sich auf viele Bücher und Studien stützen, die gute und gültige Vorarbeit geleistet haben. Darüber hinaus aber hat Gautschi eigene gründliche Quellenstudien betrieben, hat Archive und Nachlässe durchforscht und viele noch lebende Zeugen befragt. Das erlaubt es ihm, nicht nur an bisherigen

Darstellungen gewisse Korrekturen anzubringen oder sie zumindest zu ergänzen, er fördert auch viel Neues zutage, das unsere Sicht auf den General und seine Zeit zu schärfen vermag.

Wie ein fesselnder Roman

Trotz dieser geballten Fülle an Material liest sich das stattliche Buch durchaus leicht und angenehm, über weite Strecken hin geradezu mit der Spannung eines fesselnden Romans. Denn Gautschi hat den Stoff des Hauptteils sehr geschickt in *28 Kapitel* gegliedert, die sich alle mit einem einzelnen, in sich geschlossenen Thema befassen, so dass trotz der Menge des Materials die Uebersichtlichkeit immer gewahrt bleibt. Kapitel über Themen wie «Die Auswechslung des Generalstabchefs» (Labhart), «Die Offiziersverschwörung», «Der Rütli-rapport», «Das Redu-

Willi Gautschi: General Henri Guisan. Die schweizerische Armeeführung im Zweiten Weltkrieg. 912 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich, 1989.

it», «Die Ausschaltung Willes», «Das Problem der Zensur» bilden jeweils eine erzählerische Einheit und lesen sich wie einzelne Geschichten. Dennoch verliert Gautschi nie die *Zusammenhänge* aus dem Auge; es gelingt ihm, sie durch alle Kapitel hin sichtbar

zu machen, so dass am Ende die Persönlichkeit des Generals und das Bild seiner Zeit als ein überschaubares und anschauliches Ganzes vor uns liegen. Gautschis Buch ist eine Glanzleistung vorurteilsfreier, wissenschaftlich fundierter, kritischer Geschichtsschreibung. Es ist überdies auf *erfreulich lesbare Weise* geschrieben; Gautschis unpräzise Sprache ist ihrem Gegenstand vollumfänglich angemessen, meidet jeden wissenschaftlich hölzernen Fachjargon und lässt den Leser stets die persönliche, lebhafteste Anteilnahme des Autors an seinem Thema spüren.

Integrationsfigur einer erneuerten «Eidgenossenschaft»

General Guisan war ein Glücksfall unserer Geschichte. Nicht als Feldherrenge; als solches wurde er ja nicht auf die Probe gestellt. Wir wissen nicht, wie er sich als militärischer Stratege und Taktiker bewährt hätte. Immerhin, meint Gautschi, hätte er vermutlich «auch in dieser Hinsicht mehr geleistet, als manche seiner Kritiker ihm zutrauten». Guisan hat unsere Armee durch eine schwierige und gefährliche Zeit hindurchsteuern müssen. Dies ist ihm auf einzigartige Weise gelungen. Er hat sich nie und durch nichts aus der Fassung bringen lassen, ging immer unbeirrt auf seine Ziele zu, manchmal beharrlich, ja steifsinzig, manchmal wendig und geschmeidig. Es lag ihm fern, hochfliegende Pläne zu entwerfen oder sich in utopische Visionen zu verlieren. Er blieb stets wirklichkeitsnah, verliess sich auf seine Erfahrungen und vor allem auf seinen gesunden Menschenverstand. Ein «Genie des gesunden Menschenverstandes» nennt ihn Gautschi; er habe «im richtigen Moment instinktsicher nüchterne Entschlüsse gefasst» und habe «über entscheidende Eigenschaften verfügt, um sie durchzusetzen».

Guisan war mit einem hohen Mass an *Menschenkenntnis* ausgestattet; es fehlte ihm auch nicht an persönlichem Mut und an «einer gehörigen Dosis Schlaueit». Wenn er es für notwendig und sinnvoll hielt, nahm er es auch mit der Wahrheit nicht immer ganz genau. Er war zwar zu unbeugsamem Widerstand entschlossen und bemühte sich, den Kampfgeist in der Armee nicht erlahmen zu lassen. Aber er machte sich auch keine Illusionen über unsere militärischen Möglichkeiten und Chancen im Falle eines Angriffs. Letzten Endes ging es nur noch darum, einigermaßen *unbeschädigt durchzuhalten*, bis den Amerikanern und Engländern und ihren Alliierten die *Befreiung Europas*

vom nationalsozialistischen Dritten Reich gelungen war. Es war nicht von Anfang an abzusehen, wie lange diese Befreiung auf sich warten lassen würde. Unser Volk wurde all die Jahre hindurch zwischen Verzagen und Hoffen, zwischen Widerstandswille und Resignation hin und her geworfen. Dieser stets sich ändernden Seelenlage galt es



Rechnung zu tragen. Und eben dieses Meisterstück ist Henri Guisan grossartig gelungen. Selbst so riskante Unternehmen wie der *Rütlirapport* und ein so umstrittener Plan wie die *Reduitverteidigung* haben im rechten Augenblick ihre entscheidende wehrpsychologische Wirkung getan. Es ist das bleibende Verdienst General Guisans, in den zermürbenden Jahren der Mobilisation bei der Truppe den opferwilligen Geist der Disziplin wachgehalten und zwischen Volk und Armee eine enge Verbindung geschaffen zu haben. Indem Guisan das *Vertrauen des Volkes* gewann, sowohl das der Bauernschaft, der er sich selber zugehörig fühlte, als mit der Zeit auch das der Arbeiterschaft, zu deren Führern er anfänglich ein distanzierteres Verhältnis hatte, wurde er zur eigentlichen Integrationsfigur, durch die das Volk gewissermassen zu einer erneuerten «Eidgenossenschaft» wurde.

Kleinkriege im Hintergrund

Dieses bekannte Bild des Generals wird durch Gautschis Buch in den Hauptzügen nicht verändert. Dennoch kommt es nirgends zu einer Heroisierung Guisans, denn Gautschi zeigt auch seine Schwächen auf und leuchtet hin-

ein in die Hintergründe der Armeeführung, wo sich ebenso kleinliche wie gefährliche Intrigen und unerquickliche Kleinkriege abspielen.

So war Guisans Verhältnis zu seinem ersten Generalstabschef *Jakob Labhart*, den er für allzu starrköpfig und selbstherrlich hielt, von Anfang an gestört. Es ist sehr interessant, zu verfolgen, wie Guisan Labhart nach und nach beiseite schiebt, ihm zunächst das Kommando des neugeschaffenen 4. Armeekorps zuschanzt und Divisionär *Jakob Huber* als provisorischen Generalstabschef einsetzt – bis dann, ein Vierteljahr später, die Wegbeförderung Labharts perfekt und definitiv ist. Guisan hat es mit vorsichtiger Taktik fertiggebracht, diesen Wechsel zu vollziehen, ohne dass von diesen internen Spannungen während der ersten Kriegsmomente viel an die Öffentlichkeit gedrungen wäre.

Schwieriger gestaltete sich die Ausschaltung seines gefährlichsten Widersachers, des Oberstkorpskommandanten *Ulrich Wille*. Das zähe Ringen zwischen den beiden zog sich über drei volle Jahre hin. Wille gehörte nicht nur zu jenen Zürcher Offizierskreisen, die an der Eignung Guisans als General



Der General im Gespräch mit Generalstabchef Jakob Huber – Bild mit dem handschriftlichen Namenszug Guisans

Zweifel geäußert hatten, er hatte sich auch selber gewisse Wahlchancen ausgerechnet. Unter Guisan wurde er dann Ausbildungschef; auf diesem Gebiet gingen die Ansichten der beiden aber so weit auseinander, dass es zum Bruch kam. Am 8. Dezember 1942 verfügte Guisan Willes *Entlassung*. Das war das Ende eines ernsthaften Machtkampfes, aus dem Guisan schliesslich gestärkt hervorging.

Der «Persönliche Stab»

So sehr er missliebige Leute abzudrängen verstand, so sehr verstand es Guisan auch, hervorragende geeignete und loyale Offiziere als seine nächsten Mitarbeiter beizuziehen, mit denen er die Probleme besprach und von denen er sich beraten liess. Er bildete sich sehr zielbewusst einen «*Persönlichen Stab*» heran, der ihm zwar in vielem sehr nützlich und wertvoll war, der aber gelegentlich auch den Beziehungen des Generals zu seinem Generalstabchef

und zu den übrigen Oberbefehlshabern der Armee im Wege stand. Von zwei ausgezeichneten Männern dieses Persönlichen Stabes, von Major *Bernard Barbey* und Oberstleutnant *Samuel Gonnard*, sagt Gautschi: «Die Bedeutung, welche diesen beiden Ratgebern des Generals hinter den Kulissen zukam, kann kaum zu hoch eingeschätzt werden.» Generalstabchef *Huber* fällte später über diesen Persönlichen Stab des Generals das harte Urteil, er sei «die Wurzel und Quelle der grössten Uebel des Aktivdienstes von 1939 bis 1945 gewesen.»

General und Bundesrat

Das sind Beispiele für *Spannungen*, die während der ganzen Kriegszeit in unserer obersten Armeeführung bestanden haben. Dazu kamen die Spannungen zwischen dem General und dem Bundesrat, die nach dem Rücktritt von Bundesrat *Minger* (1940) zunahmen.

Minger und *Guisan*, beide Bauern, hatten sich gut verstanden, waren miteinander befreundet, waren miteinander per du. Als *Karl Kobelt* Nachfolger *Mingers* wurde, kam es immer häufiger zu Reibereien und Missheiligkeiten. *Guisan* und *Kobelt* waren zwei sehr ungleiche Persönlichkeiten. *Guisan* hat sogar versucht, Parlamentarier zur Stimmabgabe gegen *Kobelt* zu bewegen. Nachdem *Kobelt* die Leitung des Militärdepartementes übernommen hatte, wurde der General nicht mehr zu den ordentlichen Sitzungen des Bundesrates eingeladen. *Guisan* empfand diese Zurücksetzung sehr. Das Verhältnis zwischen *Guisan* und dem Bundesrat wurde zusätzlich getrübt, als der Bundesrat eine *Beförderung seines Sohnes* zum Oberst wegen dessen Beziehungen zu einer leichtlebigen deutschen Dame, die der Spionage verdächtigt wurde, verzögerte.

Der Erfolg gab Guisan recht

Gautschi leuchtet alle die grossen und kleinen Probleme der schweizerischen Armeeführung während des Krieges mit unbestechlichem Rechtlichkeitsinn aus. So bringt er zum Teil auch neues Licht in die *Affäre von La Charité-sur-Loire* («Es handelt sich hier um einen der dunklen Punkte, die General *Guisan* in einem gewissen Zwielflicht erscheinen lassen»). Er bietet auch Unterlagen zur gültigen Neubewertung des *Rütlirapports* (trotz kritischen Stimmen, sagt *Gautschi*, «besteht meines Erachtens kein Zweifel, dass der *Rütlirapport* das Ereignis war, das die Armee tatsächlich aus einer tiefen Krise herausführte»). Und er lässt uns Sinn und Wert der *Reduit-Idee* aus jener Zeit heraus besser begreifen («Das *Reduit*, obwohl zunächst unpopulär, wurde zum Inbegriff des Widerstandswillens. Diese Entwicklung war möglich, weil das Volk dem Oberbefehlshaber vertraute, dem es gelungen war, ein geistiges Klima der Zuversicht und des Glaubens an die eigene Kraft zu schaffen... Die erstrebte dissuasive [abschreckende] Wirkung, aus den deutschen Akten uns schwer zu beweisen, ist unbestreitbar. Der Erfolg hat dem General recht gegeben.»).

Urlaub für die Waadtländer Winzer

Neben so grundsätzlichen Erkenntnissen enthält das Buch auch zahlreiche *Einzelheiten anekdotischer Art*, die man teils staunend, teils schmunzelnd liest. So zum Beispiel, wenn *Frau Guisan*, als vorsorgliche Evakuationsmassnahmen in den Grenzgebieten angeordnet wurden, sich dagegen wehrte, zwei, drei Personen in ihrer Villa aufzunehmen (mit der Begründung, sie müsse in so einem Fall ohnehin die eigene Tochter mit ihren zwei Kindern bei sich unterbringen). Worauf der *Gemeindepräsident von Pully* ebenso höflich wie un-nachgiebig auf der Anordnung beharrte: «*Nous pensons que malgré la présence de votre fille vous pourrez loger deux ou trois personnes, car il sera nécessaire que chacun se resserre.*»



General Guisan (stehend) wendet sich an einer Weihnachtsfeier des Armeestabs an seine Untergebenen.

Oder wenn der General den Oberstkorpskommandanten Lardelli vom 1. Armeekorps darauf aufmerksam macht, dass die *Weinlese in der Waadt* noch nicht beendet sei und dass er deshalb bei der Rückberufung der Urlauber aus jener Gegend grosszügige Ausnahmen machen solle. Worauf der Thurgauer Generalstabschef Labhart den General darauf hinweist, «... dass dieselben Verhältnisse im Rheintal, Thurgau und im Zürcher Weinland vorhanden seien und man demgemäss auch dem 3. Armeekorps solche Ausnahmen zubilligen müsse». Gautschi kommentiert das Scharmützel mit der Bemerkung: «Es dürfte entschuldbar sein, dass der Oberbefehlshaber zunächst an seine Waadtländer Winzerfreunde dachte»...

Nobel, fair und klug

Wie in diesem harmlosen Fall erweist sich Gautschis Urteil auch in den schwerwiegenden Fällen als klug und überlegen. Er beweist einen feinen Sinn für Proportionen und ein untrügliches Gespür für Recht und Gerechtigkeit. Wann immer er zum Urteil herausgefordert ist – er urteilt auf faire und noble Weise. Er stellt vieles unerschrocken und deutlich klar, tut es aber nie anmassend, anklagend und verletzend. Dadurch wird dieses Buch auch zu einem *Musterbeispiel* dafür, wie man

mit unserer Vergangenheit offen und rückhaltlos umgehen kann, ohne gleich einer allgemeinen Mies- und Schlechtmacherei, einer bössartigen Bausch- und Bogen-Anklage und einer ideologischen Scharfmacherei zu verfallen. Gautschi breitet nicht nur eine ungeheure Fülle von Details, wie man sie bisher noch nie zu lesen bekommen hat, vor uns aus, er bemüht sich auch immer um eine verständige und vernünftige, bedachte und gescheite Beurteilung aller Vorgänge und Ereignisse. Er weiss zwar genau, dass die Verschonung der Schweiz nicht allein ihrer *Armee* und dem *General* zu verdanken ist, dass dabei vor allem auch wirtschaftliche Faktoren mit im Spiele waren (Kriegsmaterialproduktion und Goldhandel) und dass eine verschonte Schweiz als internationales Nachrichtenzentrum und als kräftesparende Flankensicherung allen Kriegsparteien dienlich war. Aber er weiss ebenso genau: «*Die Schweizer Armee, deren Abwehrkraft als wirkungsvoll eingeschätzt wurde, spielte bei den deutschen Ueberlegungen erwiesenermassen stets eine bedeutende Rolle.*»

Ich meine, es kann keiner mehr ernsthaft mitreden über die Geschichte der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges, wenn er Gautschis Buch nicht gelesen hat.

Die Glasmalereien im Kreuzgang des Klosters Wettingen

Eine umfassende Publikation von Bernhard Anderes und Peter Hoegger

N 77 13. 9. 89

Die Kreuzgangverglasung des ehemaligen Zisterzienserklosters Wettingen gehört zu den wichtigsten und repräsentativsten Zyklen der schweizerischen Kabinettglasmalerei. Die 1988 erstmals erschienene Publikation über den Scheibenschmuck des Wettinger Kreuzgangs von Bernhard Anderes und Peter Hoegger mit ausgezeichneten Farbaufnahmen von Werner Nefflen erlebte schon wenige Monate nach ihrer Veröffentlichung eine zweite Auflage. Der



Kaiser Heinrich II. als Bauherr des Münsters, Ausschnitt aus der Standesscheibe von Basel, Kloster Wettingen.

gut lesbare und zugleich wissenschaftliche Text und vor allem die insgesamt farbig abgebildeten Scheiben machen die Veröffentlichung zu einem attraktiven Buch für einen weiten Kreis von Lesern. Der vorliegende Band wurde durch den «Verein der Freunde des Klosters Wettingen» angeregt und herausgegeben (Vorwort des Präsidenten Dr. Lothar Hess). Eine Einleitung von Abt Kassian Lauterer von Wettingen-Mehrerau, der die Funktion des Kreuzgangs nach der Regel der Zisterzienser erläutert, ist der Behandlung der Architektur und der Glasmalereien vorangestellt. Peter Hoegger fasst die Geschichte des Klosters und seiner Bauten zusammen.

Architektur

Heinrich von Rapperswil gründete 1227 das Kloster, das von Mönchen aus dem Zisterzienserkloster Salem am Bodensee besiedelt

wurde. Obwohl 1507 ein Brand die Dächer und die Ausstattung fast ganz zerstörte, blieb Wettingen die am besten erhaltene mittelalterliche Klosteranlage der Schweiz. Die romanische Kirche steht schwäbischen Bauten, dem ebenfalls zisterziensischen Bebenhausen und der Kirche in Denkendorf bei Stuttgart, am nächsten. Die Klosteranlage dagegen geht nach der Meinung des Autors auf verlorene burgundische Vorbilder zurück, die später weniger in unseren Gegenden als hauptsächlich in Südfrankreich und Spanien aufgenommen worden sind. Der Nordarm des Kreuzgangs entstand zusammen mit der Kirche um 1280, während die übrigen Flügel erst nach dem Brand von 1507 hinzukamen. Die Ausführungen Hoeggers werden von Plänen, Tabellen und Ansichten des Kreuzgangs begleitet. Vier Masswerkbahnen gliedern die Öffnungen des hochgotischen Nordarms, während die nach 1507 entstandenen übrigen Flügel mit zweibahnigen Fenstern versehen wurden.

Bernhard Anderes, gegenwärtig einer der hervorragendsten Kenner der schweizerischen Kabinettglasmalerei, stellt einleitend einige grundsätzliche Überlegungen zu dieser für die Schweiz so typischen Kunstproduktion an. Im Rahmen des Genre tritt die Wappenscheibe am häufigsten auf, die sich im Laufe des 15. Jahrhunderts von der monumentalen Glasmalerei emanzipierte und zum selbständigen Bildgegenstand entwickelte. Um 1500 verbreitete sich die Sitte, Scheiben in öffentliche Gebäude wie Rathäuser, Kirchen und später auch Wirtshäuser zu stiften. Die grosse Nachfrage begünstigte die Produktion der Wappenscheiben. Stände, Städte und Kirchherren liebten es, Glasmalereien mit ihrem Wappen oder ihren heiligen Patronen in die Fenster eines Neubaus zu schenken, den sie förderten oder auf dem sie Rechte, beispielsweise das Patronat über ein Gotteshaus, besaßen. Nur bei einem kleinen Teil der Kabinett-scheiben handelt es sich um künstlerisch hochrangige Werke. Gerade auf Grund ihrer volkstümlich-kunsthandwerklichen Erscheinung wurden nach Ansicht von Anderes diese Glasmalereien allgemein beliebt.

Blüte der Kabinettglasmalerei

Die Verglasung des Wettinger Kreuzgangs widerspiegelt die Entwicklung der schweizerischen Kabinettglasmalerei während ihrer Blüte. Aus der Zeit vor dem Brand von 1507 blieben wenige Reste der hochgotischen Masswerkverglasung und die Monolithscheibe des Abtes Wülflinger (1433–1445) im Nordflügel des Kreuzgangs erhalten. Sie zeigt, wie der kanonisierte Zisterzienserabt Bernhard von Clairvaux vom gekreuzigten Christus umarmt wird. Anlässlich der Vollendung des Kreuzgangs nach 1507 wandte sich der Abt an eine Reihe von Stiftern mit der Bitte, die blank verglasten Fenster des Klosterhofes mit farbigen Feldern zu schmücken. 1519 gelangte er an die Tagsatzung im nahe gelegenen Baden und bat die Abgesandten um einen Zyklus von Standesscheiben der dreizehn Alten Orte der Eidgenossenschaft. Dieser bestand aus Scheibenpaaren, die jeweils das Wappen und die Patrone der einzelnen Stände darstellten, und war wohl ursprünglich für den Nordarm des Kreuzgangs vorgesehen.

Heute sind noch sechs Einzelscheiben dieses Zyklus in drei Fenstern des Westarms eingesetzt

(West II-IV). Neben den Ständen gewann der Abt Private und die mit Wettingen befreundeten Zisterzienserklöster, von denen heute noch die Scheiben von Salem, Kappel und Sankt Urban erhalten sind (West V-VIII). Die meisten Wettinger Glasmalereien der Zeit um 1520 entstanden in einer Zürcher Werkstatt aus dem Umkreis des Malers Hans Leu des Jüngeren. Da eine heute verschollene Scheibe des Standeszyklus, nämlich die Wappenscheibe des Klosters Salem (West V 1), und die Allianz Hünegg-von Sur (West XI 1) mit den Initialen des Glasmalers Conrad Wirz signiert sind, dürfte das Atelier mit der Werkstatt dieses Meisters identisch sein. Nur das schöne Scheibenpaar des Klosters Sankt Urban trägt das Monogramm des in Bern tätigen Glasmalers Hans Funk. Die drei wohl qualitativ besten Werke der Zeit um 1520 schuf ein Basler Atelier, das nach Entwürfen Hans Holbeins des Jüngeren arbeitete (Figurescheiben Brunner und Wengi sowie die eine erhaltene Standesscheibe Basel, Nord IV 2 und 3 sowie West IV 2).

Während sich die Reformation im Kloster Wettingen friedlich vollzog und ihre Anhänger keine Schäden an der Ausstattung des Klosters anrichteten, zerstörte ein Hagelschlag am 8. 8. 1576 einen grossen Teil des Scheibenschmucks aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Als Ersatz für die zerstörten Glasmalereien wurde 1579 ein neuer Zyklus von eidgenössischen Standesscheiben gestiftet, der ebenfalls aus dreizehn Doppelfeldern besteht. Die linke Scheibe zeigt jeweils die Heiligen des Standes, die rechte eine von Engeln flankierte Wappenscheibe, die vom Doppeladler des Deutschen Reiches gekrönt wird. Die Darstellung der Figuren und der Wappen wird durch Heiligenmartyrien, Legenden und alttestamentliche Szenen bereichert. Die Vielfalt der Szenen, des architektonischen Dekors, der Figuren und der Wappen repräsentiert einen erstaunlichen Horror vacui. Erst die neue Technik des Malens mit Schlemmfarben, die auf weisses Glas aufgetragen wurden, ermöglichte einen solchen, für farbige Scheiben unerhörten Reichtum der Motive. Der Auftrag erging an die Zürcher Glasmaler Jos und Christoph Murer.

Unter Abt Peter Schmid entstand 1623/1624 ein letzter grosser Scheibenzyklus für den Südflügel des Kreuzgangs, den der Zuger Glasmaler Christoph Brandenburg ausführte. Die Folge umfasste ursprünglich 13 Doppelscheiben, die jeweils links das Wappen des Donators, eines Klosters oder eines Stiftes, und rechts eine Szene aus dem Leben Marias darstellten. Christoph Brandenburg bediente sich noch konsequenter der farbigen Emails, mit denen er die Szenen auf weisses Glas malte, als Jos und Christoph Murer, die Schöpfer des Standeszyklus von 1579.

Stifter und Glasmaler

Nach der Beschreibung der Glasmalereien behandelt Anderes die geistlichen und weltlichen Stifter des Scheibenschmucks im Kreuzgang. Neben den bereits erwähnten Donationen von befreundeten Klöstern und den eidgenössischen Ständen bedachten hauptsächlich die Geistlichen der Wettingen unterstellten Kirchen und die Landvögte von Baden den Kreuzgang mit Glasmalereien. Auch die Magistraten der Stadt Baden und die Beamten im Dienste der Abtei erwiesen sich dem Kloster gegenüber als grosszügig. Die Äbte selber waren fleissig um den Schmuck des Kreuzgangs bemüht. Von ihrer Grosszügigkeit profitierten aber auch die Wettingen unterstellten Kirchen und Frauenklöster sowie andere befreundete Abteien.

Ein eigenes wichtiges Kapitel widmet Anderes den für Wettingen tätigen Glasmalern. Von

den Zürcher Glasmalern wurde Conrad Wirz bereits erwähnt. Später folgen Niklaus Bluntschli (vor 1525 bis 1605), Jos Murer (1530 bis 1580) und sein Sohn Christoph (1558-1614) sowie Peter Bock (gest. 1594), die alle in der Limmatstadt ansässig waren. Daneben ergingen Aufträge an die Berner Werkstatt des Hans Funk (um 1470-1540), an Jeronimus Spengler in Konstanz (1589-1635), an Hans Ulrich Fisch in Aarau (1583-1647) und den Zuger Christoph Brandenburg (1598/1600-1663). Weitere Werke kann man anonymen Zürcher, Berner und Basler Werkstätten zuweisen. Obwohl gerade in Wettingen viele Künstlernamen greifbar werden, warnt Anderes zu Recht davor, sich unbedingt an Namen festzuklammern, wie dies die ältere Forschung allzu häufig getan hat. Sie bewirkte dadurch, dass einzelne Künstlerœuvres in der Fülle der Zuschreibungen untergingen oder umgekehrt durchschnittliche Massenproduktionen als solche nicht mehr erkannt wurden.

Erhaltung und kunstgeschichtliche Stellung der Scheiben

Alle Informationen über die einzelnen Scheiben wurden in vorbildlicher Weise im abschliessenden Katalog zusammengetragen, den hauptsächlich Peter Hoegger verfasst hat. Neben einer kleinen Abbildung in Schwarzweiss findet der Leser knappste Hinweise zur Werkstatt und zur Erhaltung der Scheiben, eine Beschreibung, die Transkription der Inschriften, Angaben zum Stifter und zum Inhalt der Darstellungen sowie Hinweise zum Entwurf und zu dessen kunsthistorischer Stellung sowie bibliographische Angaben. Der mit den Problemen der Glasmalerei vertraute Leser fragt sich vielleicht, warum die Autoren nicht die Gelegenheit ergriffen haben, ausführlicher auf das Problem des Erhaltungszustandes einzugehen. Denkt man etwa an die wechselvolle Geschichte der Glasmalereien, dürfte weit mehr erneuert worden sein, als den knappen Angaben am Anfang der Katalogtexte zu entnehmen ist. Obwohl man über die Restaurierungen wenig weiss, würde eine Analyse der Scheiben selber weiterhelfen. Vielleicht hätte man die Schwarzweiss-Abbildungen der Scheiben etwas grösser wiedergeben können, um darin mit Schraffuren in der Art der Corpus-Vitrearium-Bände ersetzte Gläser zu bezeichnen. Wenn die Glasmalereien zur Erneuerung der Schutzverglasung ausgebaut werden, sollte man die Gelegenheit nutzen, um die Scheiben einer Authentizitätskritik zu unterziehen. Die Bemerkungen am Anfang der Katalogtexte weisen lediglich auf Sprünge, Notbleie und alte, nicht zugehörige Gläser hin, durch die zerbrochene Stücke ersetzt wurden.

Diese sollte man nicht mit dem missverständlichen Ausdruck «Versatzstück» bezeichnen.

Liest man die Angaben zu den Entwürfen und zur Herkunft der Scheiben, wird deutlich, welche Aufgaben die Forschung über die Kabinettscheiben in Zukunft zu bewältigen hat. Es gelang den Autoren am Beispiel vieler Stücke, die häufig im Historisch-Antiquarischen befangene Sicht der älteren Kabinettscheiben-Forschung zu einer breiteren kunsthistorischen Fragestellung hin zu öffnen. Nur in wenigen Fällen ist dabei die Suche nach dem stilistischen oder ikonographischen Vorbild der Scheiben wohl nicht ganz geglückt, beispielsweise die Ableitung der Marienkrönung auf der Kaltwetterscheibe in Wettingen (1518, Nord III 1) vom Dürerschen Holzschnitt aus der Folge des Marienlebens von 1510. Der Entwurf der Kaltwetterscheibe geht eher auf die ältere Formel der Marienkrönung zurück, welche Christus und Gottvater auf einer Thronbank sitzend und

Maria auf einem Fliesenboden kniend darstellt (zum Beispiel auf dem Eichstätter Altar von Hans Holbein dem Älteren, 1496). Dürer dagegen verzichtet auf die irdische Szenerie, wie sie Holbein beziehungsweise die Wettinger Scheibe wiedergibt, und ersetzt sie durch himmlische Wolkenbänder. Auch vermag man ausser einer allgemeinen ikonographischen Übereinstimmung keine Beziehungen zwischen der Bildscheibe von Ulrich Sorger (1517, Nord III 4) und den Glasmalereien des Peter Hemmel in Strassburg zu sehen. Vielmehr verweisen gerade die beiden Putten im Architekturrahmen der Scheibe auf eine spätere Malergeneration, näm-

lich diejenige von Hans Leu dem Jüngeren und Hans Holbein dem Jüngeren.

Das Buch von Anderes und Hoegger verdient trotz diesen geringfügigen Einwänden eine grosse Beachtung. Es ist zu hoffen, dass das gelungene wissenschaftliche Werk weitere Studien zur Kabinettglasmalerei der Schweiz unter neuen Gesichtspunkten veranlasst und dass damit ein erster Schritt zur Behebung eines alten Forschungsdesiderats getan worden ist.

Brigitte Kurmann-Schwarz

Bernhard Anderes / Peter Hoegger: Die Glasmalerei im Kloster Wettingen. Zweite, erweiterte Auflage, Baden 1989.

Kloster — Schule —

Denkmal



Das Kloster, wie es sich heute präsentiert: Im Hintergrund die Kirche, vorne links der Nordflügel des Hauptgebäudes.

FOTO: SUTER



Gesamtansicht der Klosteranlage von Merian, 1654. Die Grundstruktur (zwei Innenhöfe, Kirche, Klostergarten) ist mit der heutigen Situation identisch.

Wo einst Mönche beteten, summen heute Computer, tuckern Matrixdrucker und rattern Kopierer vor sich hin: Das Kloster Wettingen, einst geistiges und weltliches Zentrum im Limmattal, wird in Kürze mit einem Totalumbau den letzten Schritt zur modern eingerichteten Kantonsschule vollziehen.

■ VON THOMAS UEBELMANN
UND BEAT SUTER

Das 1227 von Heinrich von Rapperswil gestiftete Kloster war eine Zisterziensergründung. Die Zisterzienser sind ein 1108 begründeter benediktinischer Reformorden: durch strenge Ordnung, Armut und einfaches Leben soll dem Vorbild Jesu nachgelebt werden. Diese Ideale kodifizierten die Zisterzienser auch in den architektonischen Formen ihrer Bauwerke, und Wettingen ist in seiner Grundform aus dem 13. Jahrhundert die am ursprünglichsten erhaltene zisterziensische Klosteranlage in der Schweiz.

Die Strenge der Zisterzienser ist schon am schmucklosen Aeusseren der ganzen Anlage ablesbar. In ihrem Zentrum liegt der quadratische Kreuzgang. Zumindest die zwölf Rundbögen des nördlichen Flügels stammen aus der Gründungszeit. Die daran anschliessende Klosterkirche ist eine ro-

manische Basilika mit rechteckigen Pfeilern. Westlich waren die Wohnhäuser der «Conversen», der Laienbrüder, angebaut. Sie wurden 1883 abgerissen. Im Südflügel findet sich das «Refektorium», der Speisesaal der Mönche; auch hier gehört zumindest die Umfassungsmauer mit den grossen romanischen Fenstern zur ursprünglichen Bausubstanz wie auch beim östlich gelegenen Kapitelhaus, dem Parlatorium und der Marienkapelle. Im Innern sind diese Räume meist viel jünger. Ein grosser Brand setzte der Anlage 1507 arg zu, und im 17. und 18. Jahrhundert wurden alle Räume im Renaissance-, Barock- und Rokokostil umgebaut und geschmückt.

Alte (Ge)Schichten freilegen

Wenn die Klosteranlage jetzt neu gestaltet wird, kommen alte Schichten wieder zum Vorschein. Sie erinnern an die do-

minierende Stellung, welche das Kloster lange Zeit für die umliegenden Dörfer und Weiler innehatte. Das Kloster war nicht nur geistiges Zentrum,

sondern auch Schule (seit 1304!) und weltliches Zentrum. Ihm gehörte das Land, welches weiterverpachtet wurde, der Abt war Richter über die Bauern, nicht nur in Wettingen, sondern in vielen Besitzungen im Limmattal bis Dietikon und Schlieren. Das Kloster war ein eigentlicher Patrimonialstaat; sogar das stolze Baden musste sich eine Zeitlang seine Pfarrer von Wettingen einsetzen lassen. Im 15. Jahrhundert zerfiel die klösterliche Ordnung wie jene der Gesamtkirche. Die Mönche an der Limmat hätten «bideren lüten bisher unnd lang genuog das ir abgeroubet und gestolen», befand ein Prediger der Reformation. Im 17. Jahrhundert prosperierte dann das Zisterzienser-Unternehmen wieder: Der Kirchenschmuck, das berühmte Chorgestühl und die getäferten Wohnräume mit ihren Rokoko-Oefen stammen aus dieser Zeit. 1841 wurde das Kloster vom aargauischen Staat aufgehoben. Von 1847 an diente die Anlage dann als Lehrerseminar, seit 1976 ist sie Kantonsschule.

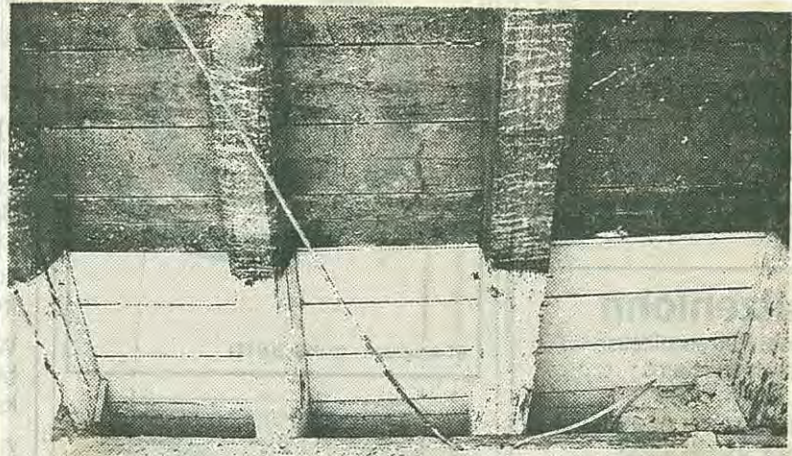
Romanische Balkendecke – Glas und Stahl

Verschiedene Gebäudeteile der Anlage müssen dringend saniert werden. Einige Umbauten ermöglichen die Wiederherstellung historischer Leckerbissen. Im zweiten Obergeschoss des Hauptgebäudes beispielweise werden die Musikräume renoviert, dabei können die aus dem Jahre 1598 stammenden Mönchszellen optimal erhalten werden: Aus den Mönchszellen werden Musikzellen.

Im ersten Obergeschoss wird eine Mediothek/Bibliothek realisiert, deren räumliche Ausdehnung dem einstigen Dormitorium, dem Schlafsaal der Bekutteten, entspricht. Im Erdgeschoss schliesslich wird im ehemaligen Brudersaal eine Cafeteria für die Kantonsschüler eingerichtet; die Balkendecke aus dem Jahre 1247 soll wieder freigelegt werden. Im

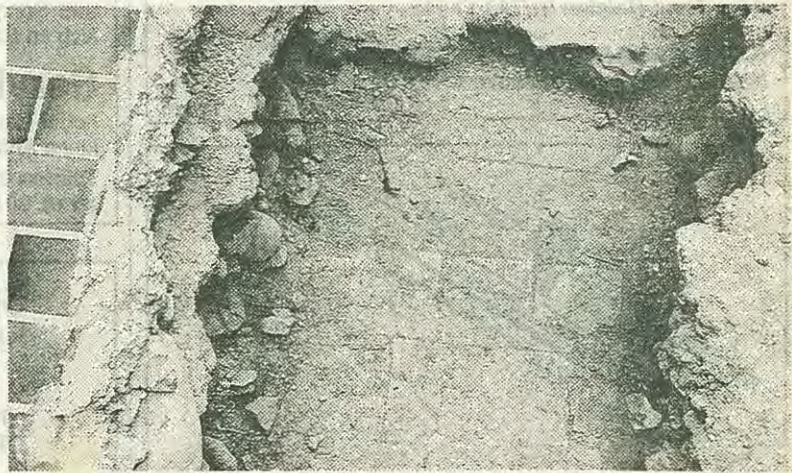
Raum nebenan, dem ehemaligen Duschaum der Internatszöglinge, ist nun auch der ursprüngliche Plättliboden aus dem 13. Jahrhundert zum Vorschein gekommen. Auch er soll wiederhergestellt werden, meinte Regierungsrat Arthur Schmied.

An den romantischen Westschöpfen jedoch kann nichts mehr gerettet werden. Der Ersatzbau wird in Glas und Stahl gehalten, geschmückt mit einem einzigen ziegelbedeckten Giebeldach. Die Klostermauer wird ins Gebäude integriert, sozusagen als durchlaufendes Denkmal, über ihr verläuft eine Art Galerie. Die Klostermauer selbst wird restauriert, stabilisiert und unterfangen, an vier Stellen im Neubau werden Durchgänge herausgebrochen.



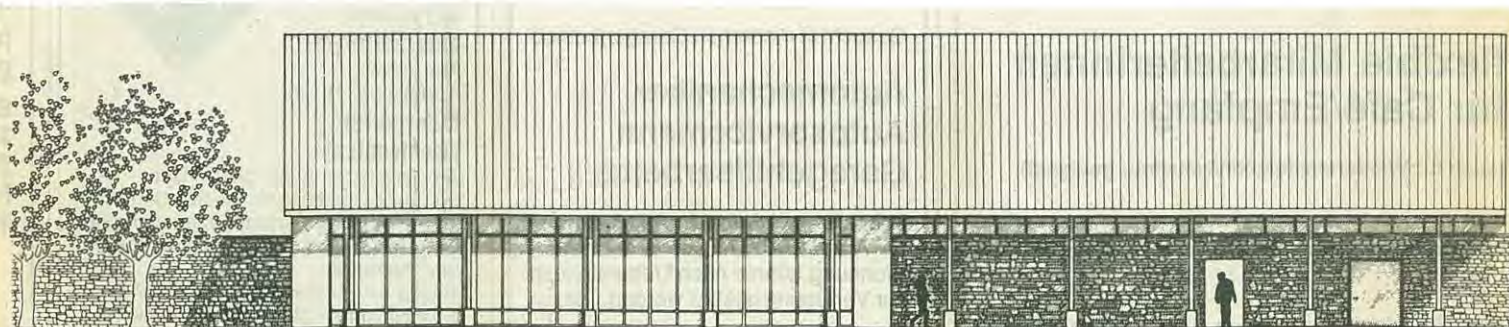
Im ehemaligen Brudersaal wird eine Balkendecke aus dem Jahre 1247 freigelegt

FOTO: SPICHALE



Einen Meter unter dem heutigen Boden kam ein Plättliboden aus dem 13. Jahrhundert zum Vorschein

FOTO: SPICHALE



Der Ersatzbau für die Westschöpfe, in Glas und Stahl gehalten, integriert die alte Klostermauer

Das Kurs- und Ferienzentrum «Lihn»: Ein besonderes Haus am Kerenzerberg

Seit 60 Jahren betreibt die Ferienheim-Genossenschaft vom Blauen Kreuz im glarnerischen Filzbach das Kurs- und Ferienzentrum «Lihn». Über die Weihnachts- und Neujahrstage traf sich dort eine bunt gemischte Gesellschaft.

TA 5.1.90.

■ VON CARL BIELER, FILZBACH

Vom Walensee dringt der Nebel herauf. Der Rauhreif hat die Birken und die Gräser im Park weiss verzaubert. Die Kälte dringt durch die Kleider und zwingt zum Wintermantel, obwohl weit und breit kein Schnee zu sehen ist. Doch drinnen, in der Stube und im geräumigen Speisesaal des alten Holzhauses, ist es angenehm. Hier herrschen Geborgenheit und Wärme. Manche der Leute, die sich hier um den Mittagstisch gruppiert haben, können besonders in diesen Tagen Wärme und Mitmenschlichkeit brauchen. Fritz Brugger, Theologe und Sozialethiker, hat die Belegung des Hauses über die Weihnachts- und Neujahrstage mit den Worten umschrieben, es handle sich um «ein ganzes Sammelsurium von Gästen».

Bunt gemischte Gästeschar

Tatsächlich: Die Menschen, die sich im Speisesaal an Polenta, Spiesschen und Bohnen gütlich tun, sind sehr unterschiedlich. Einträchtig sitzt ein Alkoholiker neben einem Blaukreuzler, eine Familie neben einer psychisch Kranken, ein Jugendlicher neben einem Obdachlosen, zwei Leute von der Heilsarmee neben Touristen aus Südamerika und gegenüber zwei türkischen Asylbewerbern. Es ist nicht zufällig, dass das «Lihn» eine derart bunte Gesellschaft beherbergt: Die Mischung ist gewollt. Die Heimleiter und Heimleiterinnen, nebst Fritz dessen Frau Elisabeth (Hauswirtschaftslehrerin), die Physiotherapeutin Andrea und deren Mann Christian, gelernter Maschineningenieur, arbeiten bewusst darauf hin, dass das Kurs- und Ferienzentrum eine Stätte der Begegnung bleibt. Ein Hort, der Menschen aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten, jeden Alters und mit unterschiedlicher Herkunft zusammenbringt. Das hebt das Gefühl für Gemeinschaft, das besonders zur Weihnachtszeit und zur Jahreswende wichtig ist. «Ich verbringe jedes Jahr diese Zeit hier oben, so fühle ich mich nicht so allein», sagt ein vielleicht 60jähriger Mann, der die nun sonnenbeschiedene Terrasse aufgesucht hat, um eine Zigarette zu rauchen.

Drinnen in der Stube spielen sonst einsame Erwachsene mit Kindern Karten. Eine Frau strickt, ein Mann liest, andere diskutieren bei Kaffee und Gebäck. Über Kundschaft braucht sich die Leitung kei-



Eine bunt gemischte Gesellschaft fand über die Weihnachts- und Neujahrstage im Glarnerland Wärme und Mitmenschlichkeit. (Bild Carl Bieler)

ne Sorgen zu machen. Die meisten der Gäste sind nicht zum ersten Mal im «Lihn». Man kennt sich noch vom letzten Jahr, wie jener Stadtzürcher Sekundarlehrer, der seit vielen Jahren mit seiner Familie hier seine Ferien verbringt, um «Impulse zu erhalten und mit einer anderen Problematik konfrontiert zu werden...».

Seit 60 Jahren besteht das «Lihn» als Stätte der Begegnung. Das Kurs- und Ferienzentrum dient Gemeinden, Kirchgemeinden, Schulen oder Jugendorganisationen als Heim für Ferien oder Seminare. Daneben ist es offizielle Jugendherberge mit 1100 SJH-Übernachtungen (1989) und Heim für eine beschränkte Anzahl Asylbewerber, wenn das Durchgangsheim des Kantons in Ennenda überfüllt ist. Ausserdem finden im «Lihn» regelmässig Ausbildungskurse für Suchtprophylaxe und Kurswochen für Suchtmittelabhängige statt.

Neue Ideen

Seit die beiden Heimleiterpaare die zwei Vollstellen zur Führung des Hauses vor etwas mehr als einem Jahr übernommen haben, bestehen neue Ideen für die Zukunft des Zentrums. «Für die häufig bei uns untergebrachten Leute mit Sucht-

problemen oder anderen sozialen Schwierigkeiten sind wir an der Schaffung einer therapeutischen Wohn- und Arbeitsgemeinschaft», berichtet Fritz Brugger, «damit diese Personen nicht wie bis jetzt einfach hier deponiert werden, sondern Betreuung und Begleitung erhalten.» Zudem bestehen Pläne, die bestehende Kleinlandwirtschaft (mit Kaninchen, Schafen, Ziegen, Schweinen, Hühnern und einem Esel) auszubauen. Dieser Bereich soll wie der geplante Gemüseanbau durch die Wohn- und Arbeitsgemeinschaft ökologisch ausgerichtet werden. Mit den Neuerungen, mit der zugleich eine bauliche Gesamtanierung für immerhin über vier Millionen Franken verbunden sein wird, soll der Gedanke der Gründer von 1929 in die Zukunft getragen werden. Denn ein «gewöhnliches» Ferienhaus war das «Lihn» in Filzbach nie. Bevor es eine Volkshochschule gab, bevor Ferienkurse grosse Mode wurden, gab es hier Ferienkurse unter dem Birnbaum, mit einem verblüffenden Engagement und fortschrittlichen Themen: Frauenstimmrecht, Fragen von Krieg und Frieden oder solche des religiös-sozialen Umbruchs wurden in Filzbach diskutiert, lange bevor sie zu allgemeinen Themen wurden.

Der kleine Prinz und seine Weisheiten für Erwachsene

Die bekannte Märchen-Geschichte vom kleinen Prinzen hat die Steffisburger Sekundarklasse 4A als Theaterstück einstudiert.

«Der kleine Prinz» vom französischen Piloten und Poeten Antoine de Saint-Exupéry ist vielen aus der Jugendzeit als Märchen in Buchform ein Begriff. Die Steffisburger Sekundarklasse 4A hat nun die wundersamen Erlebnisse des kleinen Prinzen von einem anderen Planeten in einer getreu dem Original folgenden Theaterfassung einstudiert. Am Dienstag abend war im Singsaal der Sekundarschule Steffisburg Premiere.

Liebe zum Detail

Unter der Regie von Lehrer Klaus Wälchli haben die Schüler aus der Märchen-Geschichte eine packende Theateraufführung gemacht. Ungezwungen, spontan und mit grossem Einsatz stehen die Schüler auf der Bühne und gestalten die Rollen mit viel Einfühlungsvermögen. Erstaunlich ist, wie perfekt die ganze Theater-Aufführung herausgekommen ist. Viel Einfallsreichtum und vor allem Liebe zum Detail zeigten sich in den Kostümen und im Bühnenbild.

Dabei haben die Schüler den grössten Teil der Vorbereitungen und Proben seit letzten Herbst in ihrer Freizeit geleistet. Die Schulstunden in Deutsch und Religion hätten, so Lehrer Klaus Wälchli, nur gerade für das gemeinsame Proben ausgereicht. Gespielt wird das Stück zudem in zwei verschiedenen Besetzungen: Jede Schülerin und jeder Schüler kann also zwei Rollen spielen.

Notlandung in der Wüste

Die Geschichte vom kleinen Prinzen beginnt mit einer Notlandung in der Wüste. Dort begegnet der Flieger und Dichter Antoine de Saint-Exupéry dem seltsamen Bewohner eines winzigen Planeten. Was der kleine Prinz auf seiner Reise von Planet zu Planet bis auf die Erde alles erlebt hat, bildet den Inhalt der Geschichte. Darin, eingepackt in wunderbare Bilder, sind viele tief-sinnige Überlegungen und Weisheiten, die das «Kinderbuch» eigentlich zu einem «Erwachsenenbuch» machen.

Saint-Exupéry hat es denn auch einem Erwachsenen gewidmet, mit dem Zusatz – «als er noch ein Kind war». Und dennoch kann ich mir nicht vorstellen, dass erwachsene Schauspieler das Wesentliche der Märchen-Geschichte vom kleinen Prinzen so gut darstellen könnten, wie es eben Kinder tun.

Andreas Geissbühler

Weitere Aufführungen des «Kleinen Prinzen» folgen am Freitag, den 16. Februar, sowie am Freitag, den 2. März, jeweils um 20.00 Uhr im Singsaal der Sekundarschule Steffisburg.



Der Steffisburger Sekundarschüler Joachim Klenk als «kleiner Prinz» und die Schauspieler der Klasse 4a haben das Theaterstück von Antoine de Saint-Exupéry perfekt auf die Bühne im Singsaal gebracht.

(Bilder: Reto Camenisch)

15. 2. 1990.

Der kleine Prinz und seine Weisheiten für Erwachsene

Die bekannte Märchen-Geschichte vom kleinen Prinzen hat die Steffisburger Sekundarklasse 4A als Theaterstück einstudiert.

«Der kleine Prinz» vom französischen Piloten und Poeten Antoine de Saint-Exupéry ist vielen aus der Jugendzeit als Märchen in Buchform ein Begriff. Die Steffisburger Sekundarklasse 4A hat nun die wundersamen Erlebnisse des kleinen Prinzen von einem anderen Planeten in einer getreu dem Original folgenden Theaterfassung einstudiert. Am Dienstag abend war im Singsaal der Sekundarschule Steffisburg Premiere.

Liebe zum Detail

Unter der Regie von Lehrer Klaus Wälchli haben die Schüler aus der Märchen-Geschichte eine packende Theateraufführung gemacht. Ungezwungen, spontan und mit grossem Einsatz stehen die Schüler auf der Bühne und gestalten die Rollen mit viel Einfühlungsvermögen. Erstaunlich ist, wie perfekt die ganze Theater-Aufführung herausgekommen ist. Viel Einfallsreichtum und vor allem Liebe zum Detail zeigten sich in den Kostümen und im Bühnenbild.

Dabei haben die Schüler den grössten Teil der Vorbereitungen und Proben seit letzten Herbst in ihrer Freizeit geleistet. Die Schulstunden in Deutsch und Religion hätten, so Lehrer Klaus Wälchli, nur gerade für das gemeinsame Proben ausgereicht. Gespielt wird das Stück zudem in zwei verschiedenen Besetzungen: Jede Schülerin und jeder Schüler kann also zwei Rollen spielen.

Notlandung in der Wüste

Die Geschichte vom kleinen Prinzen beginnt mit einer Notlandung in der Wüste. Dort begegnet der Flieger und Dichter Antoine de Saint-Exupéry dem seltsamen Bewohner eines winzigen Planeten. Was der kleine Prinz auf seiner Reise von Planet zu Planet bis auf die Erde alles erlebt hat, bildet den Inhalt der Geschichte. Darin, eingepackt in wunderbare Bilder, sind viele tief-sinnige Überlegungen und Weisheiten, die das «Kinderbuch» eigentlich zu einem «Erwachsenenbuch» machen.

Saint-Exupéry hat es denn auch einem Erwachsenen gewidmet, mit dem Zusatz – «als er noch ein Kind war». Und dennoch kann ich mir nicht vorstellen, dass erwachsene Schauspieler das Wesentliche der Märchen-Geschichte vom kleinen Prinzen so gut darstellen könnten, wie es eben Kinder tun.

Andreas Geissbühler



Der Steffisburger Sekundarschüler Joachim Klenk als «kleiner Prinz» und die Schauspieler der Klasse 4a haben das Theaterstück von Antoine de Saint-Exupéry perfekt auf die Bühne im Singsaal gebracht. (Bilder: Reto Camenisch)

Weitere Aufführungen des «Kleinen Prinzen» folgen am Freitag, den 16. Februar, sowie am Freitag, den 2. März, jeweils um 20.00 Uhr im Singsaal der Sekundarschule Steffisburg.

Margrit Zaugg-Vontobel, die Tochter des Senior-Chefs Heinrich Vontobel hatte uns beide sowie meine Schwester Martha und meinen Schwager Werner Aetorfer-Klenk auf den 1. 4. 1990 zu sich nach Feldmeilen eingeladen um gemeinsam mit ihren Eltern den 84. Geburtstag ihres Vaters zu feiern. Am Telephon hatte Margrit ausdrücklich betont, wir dürften nichts mitbringen, denn unsere Anwesenheit und das Aufstischen von Erinnerungen sei das Überraschungsgeschenk für das Geburtstagskind.

Ja in der alten Zeit bei Familienzusammenkünften meist auch gesungen und musiziert wurde, hatte ich mit Werner Aetorfer vereinbart, dass er geeignete Liederbüchlein und ich Musikstücke für zwei Geigen und zwei Notenstände mitbringe. Kurz vor dem 1. 4. 1990 telephonierte uns Martha, sie könne wegen einer fiebrigen Krankheit unmöglich am geplanten Geburtstagsfest teilnehmen. Werner werde also allein kommen.

Der 1. 4. 1990 war der schönste Frühlingssonntag dieses Jahres - mit blühenden Kirschbäumen und mit Wiesen und Gärten voll von duftenden Frühlingsblumen. Um zwölf Uhr dreissig, wie verabredet, fuhrten wir in Feldmeilen an der General Wille-Strasse Nummer 100 vor. Hedi Vontobel, die hochbetagte Gattin Heinrichs, war allein zu Hause, denn der Seniorchef spazierte eben mit Werner Aetorfer vom Bahnhof Feldmeilen zum Treffpunkt bei Zauggs.

In einem flachen Körbchen hatte Maria für den

Jubilaten mit Blumen aus unserem Garten selbstgemachtes Quitten-Gelée und Bienenhonig aus dem Bioladen hübsch arrangiert - als "symbolisches" Geburtstagsgeschenk. Hedi und Heiti Vontobel hatten viel von Reform-Ernährung. Wir nahmen Hedi mit, und sie zeigte uns den Weg zum Fluderstweg 15, wo wir als letzte Geburtstagsgäste eintrafen. (NB wenn Du ein mal in Feldmeilen spazieren gehst, schaust Du vielleicht nach, was für eine prächtige Villa an diesem prächtigen Aussichtspunkte steht mit freier Sicht auf See und Berge). Margrit und Peter Zaugg-Vontobel sowie dessen verwitwete Mutter, Heinrich Vontobel und Werner Altorfer empfingen uns herzlich.

Im Innern der Villa sind die wichtigsten Räume in grosszügiger Weise gegeneinander offen, und die unverbaubare, wunderschöne Aussicht auf den See ist wirklich grossartig. Leider waren die Glarneralpen durch den Schönwetterdunst verschleiert. Wenn man die auch noch sehen möchte, müsste man an einem Föhnstag hier vorbeikommen!

Es war unser erster Besuch bei Zauggs in ihrer grossen Villa. Nach dem Festessen spielte ich mit Werner zuerst den Zürcher Sechreläuten-Matsch, dann noch eine schwedische Polka. Heinrich Vontobel las hierauf - aus seinen Tagebüchern und aus seinen beiden Lebensläufen - aus dem ausführlichen und aus dem kurz gefassten - zusammengestellte Erinnerungen vor. Heinrich kam 1906 in Basel zur Welt. Die drei miteinander verwandten Familien [Vontobel-Biedermaun; Jenny-Biedermaun und Adolf Biedermaun^{Nidegger}] besaßen an der Selnaustrasse in Zürich zwei Vierfamilienhäuser, und bald kamen auch noch meine Eltern dazu, die

ebenfalls mit Bidermanns verwandt waren. Ich selbst war damals noch nicht geboren. Die drei Familien mütterlicherseits von Heintich Vontobel hatten zusammen zehn Kinder, fünf Mädchen und fünf Buben. Weihnachten wurde jeweils bei Tante Karoline Jenny verbracht. Später wohnten diese Jennys in Zürich-Altstetten, und auch wir - Vater, Mutter, Schwester und ich - waren bei diesen Weihnachtsfeiern dabei. Mit Zug bis Tiefenbrunnen und Tram bis Zürich-Altstetten reisten wir jeweils herbei, um im Familienkreis zu spielen, zu singen und zu musizieren. Onkel Adolf Jenny spielte Geige, seine Töchter Lilly und Therese sangen: „Ich bin vom Gotthard der letzte Postillon...“ und anderes.

Im Jahr 1912 gründete mein Vater mit Heintich Vontobel, dem Vater des heute 84-jährigen Heintich Vontobel, die Steindruckfirma in Meilen. Vontobels wohnten in der „Seeburg“, wir an der Seestrasse. Mein Vater war ein Cousin von Gottlieb Vontobel, der Frau des Seniorchefs. Als die Firma dank ihrer Qualitätsarbeit mit farbigen Blumenpostkarten sich immer weiter entwickelte und vergrösserte, musste sie 1928 von Meilen nach Feldmeilen verlegt werden, und zwar in die Räumlichkeiten einer ehemaligen Brauerei, die zur Brauerei Wädenswil gehört hatte. Ich erinnere mich noch gut an das Bier-Lastschiff, das regelmässig zwischen Feldmeilen und Wädenswil hin und her fuhr.

Ich kam also am 19. Juli 1912 zur Zeit der Firmengründung in Meilen zur Welt. Der Arzt, der dabei war, soll sich über meine gesunde Hautfarbe verwundert und gesagt haben, er vermute, ich hätte schon vor meiner Geburt in der Sonne gebadet. In Meilen verbrachte ich meine ersten Lebensjahre. Dann brach 1914 der Weltkrieg aus. Die Familien Vontobel, Jenny und die angeheirateten Biedermann-Töchter blieben ziemlich unbehelligt, da ja die Ehemänner Schweizer waren. Mein Vater jedoch besass damals noch die deutsche Staatsbürgerschaft und musste in den Krieg einrücken! Die Firma arbeitete unter anderem auch für Amerika, und die Amerikaner als Feinde der Deutschen drohten, die Firma zu boykottieren, weil ein Deutscher leitender Teilhaber des Geschäfts war. Daher musste mein Vater formell aus der Geschäftsleitung austreten. In Wirklichkeit blieb aber „alles beim Alten“, wie dies in einem Vertrag zwischen Heinrich Vontobel und meinem Vater festgehalten wurde. Man hoffte, der dumme Krieg werde nicht sehr lange dauern und meine Mutter zog „vorübergehend“ mit ihren beiden Kindern, das heißt mit mir und meiner 1915 geborenen Schwester, zu ihrer Mutter nach Heilbronn am Neckar. Mutters Vater, der Postangestellter gewesen war, lebte schon längst nicht mehr. Ich jedenfalls habe ihn nie gesehen, im Gegensatz zu den Eltern meines Vaters, die ich beide sehr gut kannte.

Nach dem Krieg kehrte mein Vater so bald als möglich wieder in die Schweiz auf seinen alten Posten zurück. Er war beinahe ununterbrochen auf der Geschäftsreise, besuchte und warb Kunden überall in der Schweiz bis hinauf aufs Jungfrauoch und auf

den Gornetgrat. Als er dann mehr und mehr die Büroarbeit übernehmen konnte, suchte er eine Wohnung für seine Familie, und endlich, 1921, kamen auch wir wieder in die Schweiz, an den schönen Zürichsee.

Wie lange und beschwerliche Reise führte von Heilbronn über Stuttgart, Tübingen, Rottweil und Tuttlingen nach Singen. Eine strenge Pass- und Zollkontrolle mit peinlicher Leibesvisitation überstanden wir gut. Wir Kinder hatten keinen eigenen Pass, waren aber samt Photo in dem unserer Mutter eingetragen. Bei Schaffhausen wurden wir auf die bekannte grosse Sehenswürdigkeit, auf den Rheinfall, aufmerksam gemacht, -den wir tatsächlich einen Augenblick lang zu sehen bekamen, hatten uns doch die Erwachsenen den Vortritt am Fenster verschafft! Als der Zug wieder einmal längere Zeit stehen blieb, riet uns eine witzige Frau, wir sollten doch an den Banklehnen vorwärts schieben helfen, -dann fahre er gewiss wieder! Sie half sogar mit, und siehe da, der Zug bewegte sich tatsächlich wieder weiter! Trotzdem glaubten wir nicht recht an diese Methode!

In Zürich wurden wir von Vater und Onkel Heinrich im Hauptbahnhof abgeholt, wo wir umsteigen mussten. Das erste, was mir in Zürich als ganz besondere Sensation auffiel, -das waren die lebendig erscheinenden Eisenbahnbrücken! Ihre riesigen Geländer bestanden aus wuchtigen Eisenbögen, -die beim Vorbeifahren der Wagenfenster sich auf und ab zu bewegen schienen. Das war natürlich eine optische Täuschung, von der ich mich noch jahrelang bei jeder Fahrt von Meilen in

den Zürcher Hauptbahnhof von neuem faszinierten liess. Nach einigen Stationen stiegen wir um in ein kleines Ruderschiff, und die beiden Männer ruderten uns mit ihren starken Armen gemütlich den See hinauf nach Meilen, Onkel Heinrich arbeitete am Steh- und Vater an den Sitzrudern. Dies war eine weitere Überraschung in der wunderschönen Schweiz, die ich aber nur mit grösster Mühe miterleben konnte. Es dunkelte schon, die Lichter der umliegenden Dörfer funkelten wunderbar, und wir fielen beim Schaukeln des Bootes beinahe die Augen zu vor Müdigkeit.

In der ersten Zeit erschien uns die Schweiz tatsächlich als „das Land, wo Milch und Honig fliessen“. Meine Mutter konnte kaum glauben, dass man hier beim Milchmann, der morgens vorbeikam, Milch kaufen konnte, so viel man nur wollte! Beinahe ununterbrochen sang und jubelte unsere Mutter vor Freude. Meine Eltern versuchten auch, so bald als möglich für unsere ganze Familie das Schweizer Bürgerrecht zu bekommen. Sie bemühten sich um das Wohlwollen der Meilenen, indem sie oft mit uns Kindern - die wichtigsten Konzerte, Vorträge und Theaterveranstaltungen der Ortsvereine besuchten. Ich erinnere mich an das Orgelspiel Albert Schweitzers, an die Lieder Hans Roellis und andere Veranstaltungen der Mittwochsgesellschaft und des Volksgesundheitsvereins. Die Klassenlehrer wurden über meine Schwester und über mich befragt und gaben erfreulich positive Auskünfte. Unsere Bürgerrechtsurkunde in sauberer gotischer Schrift und versehen mit dem Wappen von Meilen ist datiert vom

28. November 1923, und der schöne Satz lautet: „Der Gemeinderat Meilen verkündet anmit, dass auf gestelltes Verlangen und nach Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen Herr Karl Klenk das Bürgerrecht der Gemeinde Meilen erteilt worden ist.“ Die Unterschriften sind so eingeleitet: „Im Namen des Gemeinderats: Der Präsident & Alberti; der Gemeinderatschreiber: J. Guggenbühl.“ Das wunderschöne Dokument wurde stets sorgfältig, wie ein Wertpapier, aufbewahrt. Wer kann denn schon schwarz auf weiss beweisen, dass er Schweizer ist, so wie wir?! Wer kann denn schon sagen, dass er Schweizer werden wollte und dies nicht einfach „so automatisch“ und zufällig durch seine Geburt geworden ist?! Erst siebenundsechzig Jahre später fiel mir der Fallfehler im Text auf! Wem wurde da das Bürgerrecht erteilt? Doch Herrn Klenk! Dativ natürlich und nicht Nominativ!

Schon bald hatte unser Vater auch seine Ausrüstung bezogen und marschierte mit den schweizerischen Zivilschutz- oder Hilfsdiensttruppen durch Meilen zur Arbeit, und zwar stolz in der vordersten Reihe der Marschkolonne, was eine noch vorhandene Photo bezeugt.

Solche und ähnliche Erinnerungen wurden am 1. 4. 1990 in Feldmeilen aufgefrischt, vor allem aber Erinnerungen Heinrichs, der 1906 in Basel zur Welt kam. 1909 zog die Familie Vontobel-Biedermann mit Sohn Heinrich an die Selnaustrasse 46 in Zürich, wo die Familie Jenny-Biedermann zwei Vierfamilienhäuser besass. In einer dieser Wohnungen lebten Jennys selber mit einem Sohn (Göef) und vorerst zwei (Lilly und Theres),

später drei (Eti) Töchtern. In einer anderen der Wohnungen hauste die Familie David Biedermanns Nidegger mit einem Mädchen (Emmy) und drei Buben (Werner, Hans und Ernst). Jung verheiratet zogen auch meine Eltern in eine dieser Wohnungen ein. Ich selbst war damals noch nicht dabei!

Den Arbeitsort Vater Vontobels konnte man zum Fenster hinaus gerade über die Sihl hinüber sehen. Paul Bender hatte im obersten Stock des damals neu erbauten „Tages-Anzeiger“-Gebäudes eine Photochrom-Steindruckerei eingerichtet, in welcher Heinrich Vontobel für drei Jahre der Chef war. Schwester Gret Vontobel sollte 1910 zur Welt kommen, und als es so weit war, konnte man mit einer Windel, die am Fensterladen befestigt wurde, Vater Vontobel Bericht geben, schnell nach Hause zu kommen. Von den zehn Kindern mit vierzehn Jahren Unterschied vom ältesten zum Jüngsten, leben heute nur noch zwei, Heinrich Vontobel und Dr. Ernst Biedermann. Gemeinsam unternahmen die miteinander verwandten Familien allerlei Ausflüge, und später waren auch meine Schwester und ich selbst dabei. Man bestieg oft den Uhliberg und den Rigi, oder man badete gemeinsam über Mittag im Schanzengraben, später in Meilen im See.

An der Selnaustrasse Zürich (1909 bis 1912) hatten die Familien vorerst noch Petrol Lampen, später Gas, und zu dieser Zeit flog auch der erste Zeppelin über Zürich. Badezimmer und Warmwasserboiler gab es noch keine. Man badete wöchentlich einmal in

der dunkeln Waschküche im Keller.

Ich erinnere mich, schon früher einmal in irgend einem andern Zusammenhang unsere gemeinsamen Sommerferien in den Alpküthen, zum Kappeli" ob Lungern beschrieben zu haben. Diese unvergesslichen Ferien von 1923 wurden an Heinrichs vierundachtzigstem Geburtstag natürlich auch erwähnt! Spannend waren auch unsere verschiedenen Abenteuer auf dem Zürichsee. Heinrich Vontobel las uns seine ausführlichen und anschaulichen Beschreibungen vor von seiner weiteren Ausbildung nach der Matur, von seiner Allergie auf Benzol, die sieben Wochen im Birchet Sanatorium „Lebendige Kraft“ und sechs weitere Jahre in Sprechstunden behandelt wurde (von 1931 an), von seiner Reise 1932 nach Sizilien, Lipari und zum Stromboli. Er anvertraute uns sogar seine Liebesgeschichte und schilderte schliesslich seine Hochzeitsfeier mit Hedi Lindet aus Basel. Auch ich war damals, am 10. August 1935 im Basler Bruderholz dabei und Lilly Jenny zeigte mir noch rasch vorher, wie man tanzt! All diese schriftlich festgehaltenen Erinnerungen Heinrich Vontobels liessen vieles in uns wieder aufleben. Den Text durften wir sogar mitnehmen, um ihn für uns zu kopieren!

Werner und ich spielten noch einmal zwei Stücke für Geigen und dann sangen wir alle miteinander die folgenden Lieder aus der alten Zeit: Freut euch des Lebens... (Hans Georg Uggeli), Hab oft im Kreise der Lieben..., Im schönsten Wiesengrunde..., Hüa-ho, alter Schimmel, hüa-ho..., L'on dit que la plus belle, c'est toi..., La haut, sur la montagne... J'ai perdu le do de ma clarinette..., Quatre

Cavai que Stottano... Dies letztgenannte Lied wurde schon in der Sekundarschule - im Italienischunterricht - gesungen, und der Lehrer, Herr Weber, musste notgedrungen den Schülern den Text übersetzen. Die Stelle "... per far l'amor..." übersetzte er, um von der Liebe zu sprechen! "Langsam ging der Abend in Feldweilen zu Ende. Wir sangen noch "Geh aus mein Herz und suche Freud..." und "Hoch auf dem gelben Wagen...."

Natürlich bedankten wir uns am folgenden Tag noch mals bei Zauggs für die erlebnisreichen Stunden, die sich gestalteten wie früher. Onkel Heinrich (Vater) las damals, vor 1930 jeweils gerne Gedichte von C.F. Meyer vor; diesmal las Heinrich (Sohn) an seinem 84sten Geburtstag aus seinen persönlichen Memoiren.

Eberhard Grisebach war vor 1930 Professor in Jena. Er studierte alle möglichen Wissenschaften, Recht, Kultur, Philosophie und Theologie und stellte fest, dass in all diesen Teilgebieten Streit entstand, weil jeder grosse Fachmann glaubte, die allein gültige Wahrheit gefunden zu haben. In seinem grundlegenden Werk „Wahrheit“, 1928, verwarf er alle Systematik, worauf der evangelische Schweizertheologe Emil Brunner, 1889 bis 1966, mit dem Aufsatz „Grisebachs Angriff auf die Theologie“ antwortete. Er empfahl den Theologen, das Anliegen des „Eigenbrötlers in Jena“ ernst zu nehmen, behauptete aber, Grisebach verstehe die dialektische Theologie nicht.

Professor Grisebach ging sofort auf Brunners Aufsatz ein. Es entstand ein spannender Redestreit, der leider nicht zu Ende geführt wurde! In ihrer Eristik* redeten die beiden hochangesehenen Professoren aneinander vorbei, weil keiner den andern ganz verstand! Diese Auseinandersetzung habe ich als Student zum grossen Teil miterlebt, denn Grisebach war 1931 auf den Lehrstuhl für Philosophie an der Universität Zürich berufen worden. Mit grossem Interesse besuchte ich seine Vorlesungen und seine Seminarediskussionen. Niemand konnte die verschiedenen Philosophien besser erklären als er. In der Philosophiegeschichte schilderte er Leben und Werk eines Philosophen (Anaxagoras, Heraklit, Sokrates, Platon, Aristoteles, Augustinus, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Kopernikus, Giordano Bruno, Bacon, Descartes, Spinoza, Leibniz, Hobbes, Locke, Hume, Voltaire, Rousseau, Kant, *H. ost!

Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Schopenhauer, Marx, Feuerbach, Nietzsche, Dilthey, Bergson, Klages, Freud, Jung, Scheeler, Heidegger, Sartre, Jaspers, ...). Er arbeitete die Ansichten eines Philosophen so klar auf dem Hintergrund anderer, früherer Philosophen heraus, dass man wirklich verstand, dass man sogar zu sich selbst sagen musste: „Ja, so ist es!“ Mit uns Sekundarlehramtskandidaten besprach er auch die Ansichten verschiedener Musterpädagogen (Pestalozzi, Montessori, ...) und lesen mussten wir vor allem Dilthey. Aber am Schluss kam dann jedesmal, nachdem er so vieles hervorgehoben und gelobt hatte, Grisebachs Todesstoss für die endlich erarbeitete und begriffene Theorie, für das als richtig angenommene System, indem er sagte: „Diese Lehre (Philosophie, Religion, Ethik, Pädagogik, Politik... oder was auch immer), so schön sie auch klingt, muss abgelehnt werden, denn sie ist absolutistisch, sie behauptet von sich selbst, die einzig richtige Lehre zu sein!“ Nicht nur jede Philosophie, auch jedes andere Denksystem, jede Methode auf welchem Gebiet auch immer, und seien die Einzelheiten auch noch so gut und einleuchtend, wurde in dem Moment von Grisebach abgelehnt, wo sie absolutistische Züge zeigte, von sich in Anspruch nahm, die einzig richtige zu sein.... Und man begreift's! Grisebach spürte bereits Hitlers Absolutismus am Horizont auftauchen und wendete sich mit aller Macht gegen jeden „Rechtshaber“. Seine Rettung für die Menschheit heisst Demokratie und Pluralismus. Es ist ganz logisch, dass er sich mit allen „Geistesgrößen“ seiner Zeit überwarf. Sie

als weltfreund geltenden Philosophie- und Psychologie vorlesungen waren 1930 nur von wenigen, von etwa zehn bis zwanzig, Studenten besucht. Dann 1931 kam Frisebach. Ich erinnere mich an seine Aufssehen erregende Auftitts vorlesung, die ein Meisterwerk der Redekunst war. Er schwitzte vor Eifer und Aufregung und hielt sein schnee weisses, zusammengeknüelltes Taschentuch in der Faust. Wenn ich mich nicht täusche, redete er etwa zwei Stunden lang völlig frei vor den versammelten Professoren und Studenten aller Fakultäten. Seine Erkenntnisse schlugen ein wie Bomben. Bald benötigte er für seine Vorlesungen einen grösseren Hörsaal, und am Schluss las er im Auditorium Maximum vor mehreren hundert Studenten. Aus meinem Testatbuch geht hervor, dass ich im Sommersemester 1932 bei Frisebach die Vorlesungen 293 (Ethik als Grundlage der Pädagogik) und 294 (Der geistige Kampf der Gegenwart) besuchte, und im Wintersemester 1932/33 die Vorlesung 261 (Weltanschauungslehre).



Wohl Bremgartens Wahrzeichen ist die gedeckte Holzbrücke mit dem Bollhaus. (Bilder hmo.)

Brückenkopf Bremgarten
Geschichte in der Armbeuge der Reuss

7127
25.5.90

hmo. Zwischen Bremgarten und Bremgarten West, den beiden Bahnhöfen, liegen zwei Kilometer und die Reuss. Über den Fluss führt die Eisenbahnbrücke. Um ihrer willen wurde um 1876 einer geköpft. Freilich, seinen spitzen Helm hatte der Katzenturm zuvor schon in einem Brand verloren. Beim Bahnbau kam er der Brücke in die Quere; so wurde der oberste Teil abgetragen. Heute gleicht er einem Zahnstummel unter den stolzen Befestigungstürmen, die Bremgartens historischen Kern umgeben. Man kann sie von hier abschreiten, die Gemarchungen des ursprünglichen Ortes, zu vielen Teilen noch der trutzigen Wehrmauer entlang, die das absteckte, was wohl die Grafen zu Habsburg planmässig erstehen liessen, stark gegen aussen, da es den strategisch so wichtigen Flussübergang im Mäanderband des dreifach sich schlingenden Flusslaufes sicherte.

Vielleicht aber sollte man bei einer Besichtigung dort beginnen, wo die Keimzelle der Stadt sich erhebt, den (augenblicklich verschalten) hoch aufragenden, viereckigen *Spittelturm* vor Augen, von dem man durch die Gerüste die Giebelkerker erkennt. Davor zur Rechten, die Gasse hoch, steht das Schlössli, wohl im 12. Jahrhundert bereits eine Burganlage, Habsburgs Verwaltungssitz dann (1258 verlieh der spätere König Rudolf Bremgarten das Stadtrecht). Noch vermittelt es mit dem Stück Stadtmauer und dem Wehrgang beeindruckende Konturen.

Ein Durchgang führt zu einem Geviert von bestechender historischer Einheit mit der tiefer liegenden Häuserzeile in Pastellfarben, gegenüber den beiden imposanten Bauten von Schellen- und Zeughaus. Das Schellenhaus, einst einer der Kornspeicher, diente dann als Gefängnis, beherbergt heute den Bürgersaal. Das ehemalige Zeughaus, entstanden 1640, war bis zur Helvetik städtisches Arsenal; grossartig nimmt sich auf der Westseite das Wappen aus, Bremgartens roter Löwe gleich zweimal, als Gegengewicht wohl zum allgewaltigen doppelten Reichsadler. Das hinter einem der vier noch erhaltenen Stadtbrunnen sich anschliessende Rokoko-Gartenportal scheint zu verfallen.

Oberstadtwinkel und Nadelöhr

Trapezförmig senkt sich die alte Stadt von der Hangkuppe der Reuss zu; enge Gassen führen hinunter, entlang meist sorgfältig restaurierter Bürgerhäuser, zuweilen noch Daten aus dem 16. Jahrhundert tragend. Sie entstanden nach vier grossen Stadtbränden im 14. und 15. Jahrhundert; verständlich deshalb die alte Schreibweise, die man etwa auf dem Kupferstich von Merian liest: Brenngarten.

Vom Rathausplatz verzweigen Sternen- und Rechengasse, in ihrer Lage abseits des Durchgangsverkehrs von Bausünden weitgehend verschont, doch nicht museal verschlafen, belebt, verziert, geschmückt mit Aushängeschildern.

Doch nur wenige Schritte hinunter sind es, bis der Moloch sich öffnet, vom steilen «Bogen» reusswärts und hinauf durch die Hauptader, die quergelegte Marktgasse, dem Spittelturm zu: In ununterbrochenem Strom donnert, zischt und ächzt der Verkehr, wenn Tieflaster sich um die nadelöhrenge, rechtwinklige Kurve winden. Kein Wunder, dass sich just an der Marktgasse zahlreiche Fassaden schmutzig geschwärzt und mit blinden Fenstern präsentieren. («Ende 1993», seufzt mein Führer, Bildhauer und Restaurator Ruedi Walliser, «wird endlich die Umfahrung der Altstadt Wirklichkeit.»)

Die in der Kurve hochführende *Antonigasse* wird zur ruhigen Insel. Da erhebt sich die Hinterseite des ehemaligen Muri-Amthofs, bereits 1367

erstmal erwähnt, ab 1399 im Besitz des Klosters Muri, Sommersitz der Äbte, eindrucklich von der Reussseite her mit dem eleganten, alles überragenden, wehrbauartigen Turm. Obwohl erst um 1900 erbaut, fügt dieser sich optisch verblüffend gut in die Silhouetten des Ortes ein. Etwas weiter oben an der Gasse wohnte im sogenannten Weberhaus 1794 Prinz Louis-Philippe, der spätere Franzosenkönig, als Flüchtling. Der Eckbau in Richtung Spittelturm, das Placid-Weissenbach-Haus von 1636, auf der Südseite überraschend mit runder Fassade, zeigt sich äusserlich in bedauerndem Zustand (wie etwa auch jenes zum «Schwert» in der Marktgasse, dem Geburtshaus von Heinrich Bullinger).

Brand im Kirchenbezirk

Die Oberstadt steht gleichsam auf erhöhtem Wall, darunter dehnt sich die Unter- oder Niederstadt mit dem klerikalen Bereich aus, abgeschlossenen reussabwärts vom runden *Hexenturm*, 1415 als «Himmelrychthurn» erstmals erwähnt. Neben dem Gasthof Sonne führt eine romantische Stiege hinunter. Pfrundhäuser reihen sich aneinander, deuten auf die einstige Vielzahl der Geistlichen hin. Spätgotisch ziehen sich Fensterreihen hoch, vorab aber, etwa am Henseler- oder am Organistenhaus, besticht gotisches und barockes Fachwerk. Dann öffnet sich unvermittelt die helle Weite der grosszügigen Anlage, das strahlende Weiss der Gemäuer: der *Kirchenbezirk*, unter Denkmalschutz stehend; «einmalig», sagt mein

Führer, «als in höchster Klasse stehendes Kulturgut».

Das Geviert wird dominiert von der *Stadtkirche St. Nikolaus*, seit dem 14. Jahrhundert immer wieder umgebaut, zuletzt nicht ganz glücklich in den dreissiger Jahren. Flankiert wird sie von der Muttergotteskapelle mit einer Replik der Einsiedler Madonna und der Anna-Kapelle, dem ehemaligen Beinhaus, heute Taufkapelle. Als Unikum in der Schweiz zielt sie an der nordöstlichen Ecke ein hölzerner Erker, ein Schrein, der nur während der Karwoche geöffnet wird, den knienden Christus in der Mitte, in den Seitentüren geschnitzte Reliefs, Ölbergsszenen der Passion darstellend.

Die *Stadtkirche* befand sich 1984 in Restaurierung, nachdem sie einem Brand vollständig zum Opfer gefallen war. Ruedi Walliser, der Einheimische, sagt: «Für Bremgarten war es die Jahrhundertkatastrophe; nur die vier Mauern und der Turmstumpf blieben übrig.» Draussen auf dem Vorplatz steht neben einem Friedhofskreuz aus dem 15. Jahrhundert eine Glocke; bei genauerem Hinsehen entdeckt man die Spuren des Feuers, das ihren Rand anschmolz. Glück im Unglück war der Umstand, dass wegen der Restaurierung vorher Altäre und Kanzel aus dem Innern entfernt wurden und so verschont blieben.

Und noch etwas ergab die nachfolgende Instandstellung (und Zurückführung des Baus in die Ursprungsform): An den Innenmauern kamen unter dem Verputz kostbare Fresken zum Vorschein, deren Existenz man wohl geahnt hatte, die aber längst übertüncht worden waren. Verblüffend sind die Ausmalungen, die die Fenster flankieren und jeweils Apostelfiguren darstellen. Die Fresken in leuchtenden Farben zeigen eine Überfülle an fabulierenden Details. Eine Längswand zielt ein gotisches Kreuz mit Christus, gegenüber erhebt sich die in unendlicher Feinheit geschnitzte Kanzel aus Eiche und Linde. Im Seitenschiff steht eine barocke Figur des Synesius, des Katakombenheiligen, der als Stadtpatron verehrt wird und dessen Gebeine im 17. Jahrhundert hierher

gebracht wurden. Am vierten Oktobersonntag strömen Tausende hierher, um sich ihre Augen segnen zu lassen oder um Schutz gegen Augenkrankheiten zu bitten.

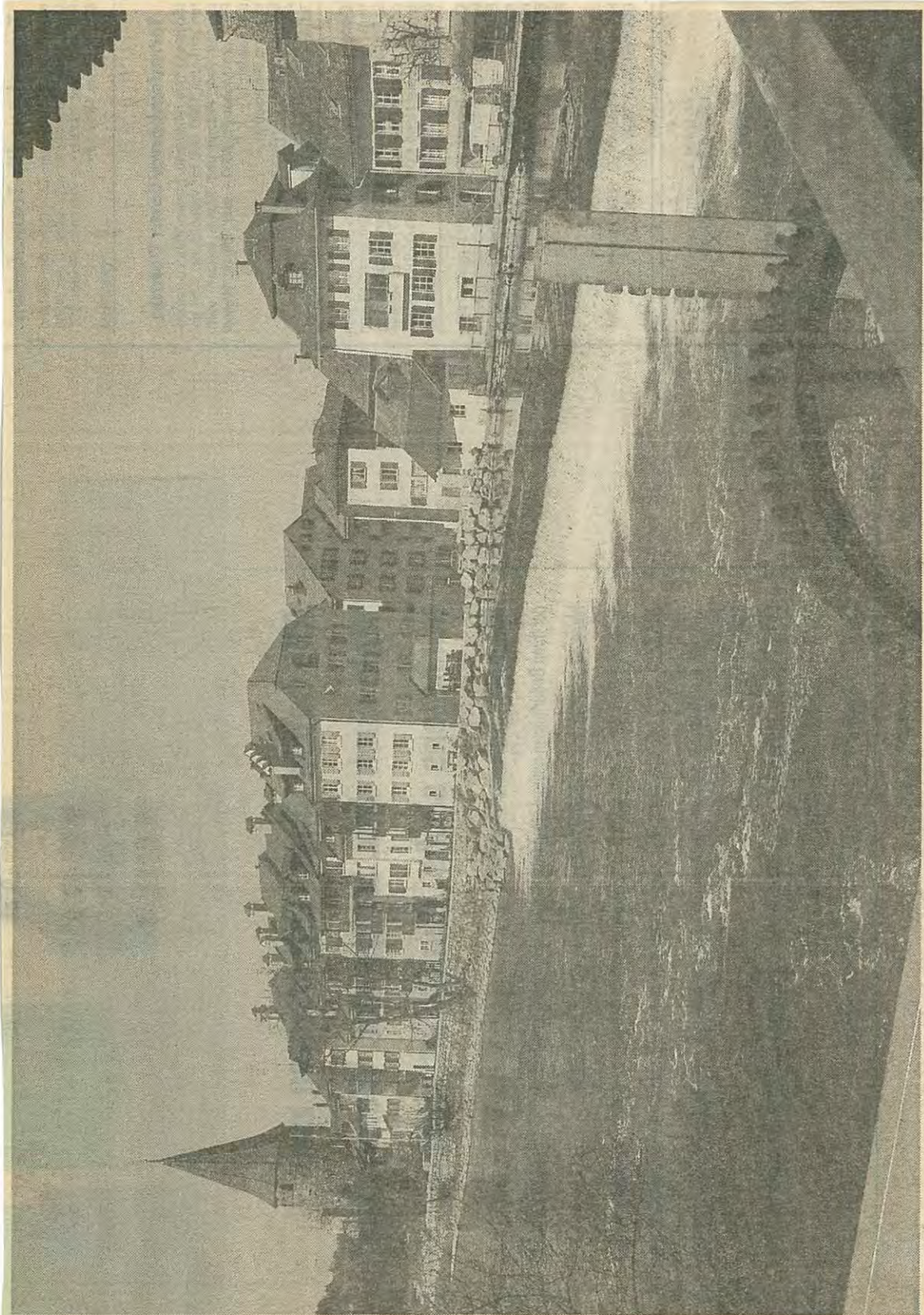
Vor dem Chor mit dem barocken Hauptaltar steht ein prunkvoller Taufstein aus dem Jahr 1640, der untere Teil aus Marmor, der Aufbau eine Holzschnitzerei mit zierlichen Säulen und den Figuren von Jesus und Johannes dem Täufer; er hängt lose, sich öffnen lassend, an einer Seilwinde von der Decke herab.

Als niedriges, langgezogenes Gebäude fügt sich als Abschluss des Kirchenbezirks an der Wehrmauer das ehemalige *Klarissinnenkloster* an. Eher unscheinbar wirkt die St.-Klara-Kapelle davor, der Innenraum mit gotischer, bemalter Holzdecke, einem Renaissance-Hochaltar und sehr schmalem Lettner. Linksseitig fesselt eine in Längsformat gehaltene Darstellung der 14 Nothelfer.

Die Brücke und Zwinglis Durchlass

Bremgarten brachte einige Persönlichkeiten hervor, neben Bullinger etwa Nikolaus Wile (1410–1478), der später Stadtschreiber von Nürnberg und Esslingen bei Stuttgart und schliesslich gar Kanzler des Herzogs von Württemberg wurde, oder Wernher Schodoler (1490–1551), Schultheiss von Bremgarten, der eine dreibändige eidgenössische Chronik verfasste. Nach ihm benannt ist die Gasse, durch die wir vom Kirchenbezirk an die Reuss gelangen, hin zum Wahrzeichen, der alten gedeckten *Holzbrücke*, bereits 1281 erstmals erwähnt, einzigem Reussübergang damals zwischen Baden und Zug. Für dessen Benützung erlaubte Rudolf von Habsburg dem Städtchen, Brückenzoll zu erheben. Anno 1434 brannte die Brücke ab, zwischen 1544 und 1549 ersetze man das Holz der Brückenjoche durch Stein. Der dritte Pfeiler trägt auf den Aussen-seiten zwei kleine Kapellen; die eine ist dem Brückenheiligen *Nepomuk*, die andere *St. Agatha* gewidmet. Auf der dem Städtchen abgewandten Seite, noch ganz vom Wasser umspült, erhebt sich das *Bollhaus*, einst Brückenzoll und Flankenschutz des Übergangs.

Von hier geht der Blick über die berühmte Stadtsilhouette mit dem Muri-Amthof. Unter diesem führt die Reusspromenade entlang, im Frühsommer von unzähligen Rosen gesäumt, die Vorgärten dahinter voller Blumen. Vor dem Fachwerk des früheren städtischen Schützenhauses gelangen wir zum *Katzenturm*, stehen vor einem winzigen Durchlass, auf den eine Tafel hinweist: «Katzentörli, Durchgang Zwinglis, 12. August 1531.» In einem Antiquariatfund, Gottlieb Binders «Alte Nester» (wohl zu Beginn unseres Jahrhunderts erschienen), lese ich im Kapitel über Bremgarten folgende Zeilen: «Durch das kleine Katzentörchen verliess Ulrich Zwingli heimlicherweise die Stadt, nachdem er mit seinen Gesinnungsgenossen wie auch mit den Gesandten von Bern – die an der im Städtchen versammelten Tagsatzung teilnahmen – sich besprochen hatte.»



Blick reussabwärts mit Häuserzeilen der Unterstadt, abgeschlossen durch den Hexenturm.

Eine sicherere Zukunft für Bruno Webers Weinrebenpark

Eine Stiftung sorgt nun für die finanzielle Unterstützung

TA 16.5.90

Der Künstler Bruno Weber, der seit über zwanzig Jahren an seinem Gesamtkunstwerk Weinrebenpark oberhalb von Dietikon arbeitet, kann in eine sicherere Zukunft schauen. Nachdem bereits 1988 zumindest rechtlich überleben würde, sorgt nun eine Stiftung für die finanzielle Unterstützung. An der Pressekonferenz vom Dienstag wurde ausserdem das neuste Werk vorgestellt: Der Schlangenteich, ein Biotop inmitten des Gesamtkunstwerks, Verbindung von Ökologie und Kunst.

■ VON SERAINA GROSS

Nur wenige hundert Meter abseits vom Lärm des hochindustrialisierten Limmattals realisiert der Künstler Bruno Weber einen idealen Lebensraum nach seinen eigenen Vorstellungen. Das Gesamtkunstwerk, seit über zwanzig Jahren im Entstehen und noch immer weit von der Vollendung entfernt, steht im Einklang mit der Natur. Die monumentalen Skulpturen im 15 000 Quadratmeter grossen Park sind beschaubar, begehrbar und bewohnbar. TA 16.5.90.

Weiterer Schritt zur Anerkennung

Mit der Gründung der Stiftung unter dem Präsidium von LdU-Nationalrat Roland Wiederkehr aus Aesch hat der Künstler Bruno Weber einen weiteren Schritt zur Anerkennung seines künstlerischen Schaffens gemacht. Was in den Anfängen vor mehr als zwanzig Jahren an zahlreichen Beschwerden zu scheitern drohte, ist nun zu einer etablierten kulturellen Institution geworden, die bei trockenem Wetter von Kulturinteressierten besucht wird und weit über das Limmattal hinaus bekannt ist.



Nach langen Jahren des Kampfes anerkannt: Bruno Weber.

Die Parkanlage ist von Dietikon her erreichbar, befindet sich aber auf Spreitenbacher Gemeindegebiet. Die mythischen Wesen, teilweise von der Grösse eines kleinen Einfamilienhauses, stehen ausserhalb jeder Bauzone und teilweise sogar im Wald. Weil die Parzelle ausserdem nicht Weber allein gehört, sondern einer Erbgemeinschaft, kam es zu zahlreichen Beschwerdeverfahren. Dass die «Bauvorhaben» eines Bruno Weber nicht die Richtlinien einer Bauordnung erfüllen können, erkannte der Spreitenbacher Gemeinderat schliesslich nach zwölf Jahren und erteilte dem Wirken 1988 den amtlichen Segen: Weber erhielt rückwirkend die Baubewilligung für seine monumentalen Betonskulpturen und den Wohnturm.

Was der Künstler Weber mitten in der Zürcher Agglomeration geschaffen hat, ist greifbare und erlebbare Kunst. Die bunten und vielfältigen Bauwerke bilden einen Kontrast zur funktionellen Bauweise einer modernen Welt. Der Schlangenteich, ein «besonderer Höhepunkt des Parkausbaus», zeigt dies mit aller Deutlichkeit. Die bunt bemalten Schlangen, die sich über das kürzlich fertiggestellte Biotop winden, sind nicht nur eine Augenweide, sondern dienen zugleich als Brücke oder Rutschbahn. Das Erlebnis ist allerdings noch nicht vollständig: Rund zehn verschiedene Wasserspiele sollen noch eingerichtet werden, die Ufer des Biotops sind noch kahl, im Wasser tummeln sich jedoch schon die verschiedensten Lebewesen. Das Biotop wird übrigens von einer eigenen Quelle gespeisen.

Der Schlangenteich ist eines der Lieblingsobjekte des Künstlers. In seinen Augen verbindet er in idealer Weise die Natur mit seinen Skulpturen. Die grosse Schlangenbrücke war eine der ersten Skulpturen überhaupt, die der Künstler im Weinrebenpark geschaffen hat. Nach vielen Jahren erfüllt sie nun ihren Zweck: einen Übergang über den Teich zu bilden.

Biotop dank einer Kunststoffolie

Natürliche Biotope können nur an ganz wenigen Orten erstellt werden. Meistens ist der Untergrund zu wenig dicht, so dass mit einer Kunststoff-Folie nachgeholfen werden muss. Auch Bruno Webers Schlangenteich wird von einer Kunststoff-Folie vor dem Austrocknen bewahrt.

Als nächstes Element des Gesamtkunstwerkes soll das grösste Objekt, der Wassergarten, fertiggestellt werden. Er wird dominiert von einer Eulenfigur, die im Moment im Bau ist. Die monumentale Skulptur soll einmal ein Restaurant beherbergen.



Das Gesamtkunstwerk Weinrebenpark oberhalb Dietikon umfasst nun auch ein Biotop, den Schlangenteich. Die Schlangenskulptur ist zugleich Brücke. (Bilder Wolfgang Sträuli)



Weinrebenpark bedroht vom bösen Schlangendrachen der Zwietracht?

(Bild Wolfgang Sträuli)

Bruno Weber braucht Freunde

Beim Durchlesen des Berichtes wird in aller Deutlichkeit aufgezeigt, wie sinnlos an der ganzen Thematik vorbeidiskutiert und entsprechend argumentiert wird. Das Wesentliche, das eigentliche Kunstschaffen und Kunstwerk Bruno Webers, wird achtlos in den Hintergrund verdrängt. Es wird versucht, wenn auch sehr ungeschickt, aber auch mit Unwahrheiten, eigene und persönliche Interessen der «neuen Vorstandsmitglieder» in den Vordergrund zu rücken.

Der Weinrebenpark existiert nicht erst, seit die genannten Vorstandsmitglieder dabei sind. Als Anfang der siebziger Jahre das Werk Bruno Webers durch eine behördliche Abbruchverfügung und somit von der totalen Zerstörung bedroht war, war noch keines der jetzigen Vorstandsmitglieder präsent. Dank dem damaligen Engagement von rund zwei Dutzend mutigen Frauen und Männern durfte Bruno Weber bleiben und weiterarbeiten. Das war die eigentliche Geburtsstunde der Gesellschaft zum Weinrebenpark! **TA 27. 11. 90**

Die Gründung einer Stiftung ist zu be-

grüssen und war immer auch im Interesse und Sinn von Bruno Weber. Er hat nur die dubiose Selektionierung und entsprechende Zusammensetzung der genannten Vorstandsmitglieder nicht akzeptiert. Er wurde in dieser Angelegenheit weder befragt noch begrüsst, sondern einfach mit Tatsachen konfrontiert. Und deshalb kann auch nicht von einer «Kehrtwendung» Bruno Webers gesprochen werden.

Die niederträchtige Äusserung des Präsidenten – «ob Webers ein kaltes oder ein warmes Nest erhalten, entscheiden wir» – zeigt einerseits das Niveau, auf dem mit diesen Leuten hätte diskutiert werden müssen, andererseits aber auch die verwerfliche Gesinnung gegenüber der Person, dem Werk wie auch der Familie Bruno Webers. Die Behauptung, die (noch nicht existente) Stiftung hätte bereits 170 000 Franken zusammengetrommelt, ist unwahr und entbehrt jeglicher Grundlage.

Roland Wiederkehr hat sich ein unglückliches Instrumentarium als Werbetrömmel für eine Kandidatur als zukünf-

tiger LdU-Regierungsrat ausgesucht. Um etwas anderes, und das beweisen sowohl seine Äusserungen wie auch sein Verhalten, ging es ihm letztendlich doch nicht. Mit der eigentlichen Thematik hat er sich leider nur ungenügend befasst.

Aus all diesen vorerwähnten Gründen ist der Rücktritt des Vorstandes in globo nicht nur zu begrüssen, sondern war geradezu zwingend.

Bruno Weber braucht keine Bevormundung, auch soll er nicht enteignet werden. Bruno Weber braucht Freunde, die ihn persönlich, sein Werk, sein Schaffen, seine Kunst wie auch seine Familie respektieren und verstehen. Er braucht Menschen, die ihn vorbehaltlos und ohne Hintergedanken und ohne Selbstbevorzugung unterstützen. Er braucht die Voraussetzungen, die es ihm ermöglichen, sein einmaliges, faszinierendes, künstlerisches, weit über unsere Landesgrenzen hinaus bekanntes Werk fortzusetzen und wenn möglich zu vollenden.

RUEDI KUSTER, DÄNIKON ZH

Folkdancing in Switzerland

Dear Mrs and Mr Finnigan

What I am going to say is perhaps not said in correct English. So I must beg you to put right the following few sentences:

Switzerland has four official languages:

- German in the north,
- French in the west,
- Italian in the south and
- Romansh in the east.

English however is a foreign language for us. You see, we speak four different languages in our very small country. We also have different religions, many different political conceptions and so on, and perhaps you ask: "What on earth does Switzerland hold together?"

It's the Swiss idea of independence, freedom and democracy (since 1291), which allows a very large diversity in everything. These facts tell a lot about folkdancing in Switzerland!

Louise Witzig says: "Switzerland is indeed a meeting - place of peoples and cultures, as the following examples of dances will show. In Geneva, although close to the south-west gateway into France, a Polka Bavière is known; in Schaffhausen at the opposite side of our country a figure of the Française is danced. In the Rhaeto-Romanic Engadine the Allemanda has been handed down, and in that same valley two manuscripts of the eighteenth and nineteenth centuries were found containing collections of French Contredances and Quadrilles. Thus every part of the country acquires something from another part. All over Switzerland however the Pair dance was the prevalent form, and the mastery of about six basic steps and combinations with several different holds was generally sufficient for dancers to manage all our traditional dances.

Such a combination of basic forms with varying steps results in delightful figures. Some of the well-known Pair dances have in this way branched out into a number of regional dances, each with its own tune. One of the bestknown of these is the Kreuz-Polka (Cross Polka), a favourite in German-speaking Switzerland; its French counterpart, the Polka Piquée, is just as well known."

So we have very different dances in the north, at Geneva, in the south, in the Engadine, at Appenzell, and each region dances not only its own dances but also some of the other regions. The Swiss folkdances seem to come from different peoples, from different

racés, and in each part of our country we distinguish:

1. Old (authentic) folkdances,
2. new dances to old (traditional) melodies. These dances are about fifty years old.
3. New dances to new folk music.

The first and the second group consist of nice simple folk-dances with only two or three parts, whereas the third group has developed into "folkloristic ballet" with very complicated dances. Our dancing-groups like them, because they are suitable to be produced on the stage for interested spectators. They wish to see and to admire dances "not seen before". I say those dances of the third group are no real "folk"-dances.

Switzerland is proud to possess a fourth group of dances:

4. The Swiss Contredances and Quadrilles. They are reconstructed out of old manuscripts found in a Swiss library. Today, especially since we know the results of professor Karl Heinz Taubert's research, the scientists know much more about this courtly kind of dancing, but nevertheless our reconstructed contredances and quadrilles will stay as a kind of newmade dances in historic manner.

Switzerland, being a veritable storehouse of ancient rituals carried out to the present day is also proud to have the "Swiss Trachtenvereinigung" or "Fédération Nationale des Costumes et Coutumes Suisses". That is an organisation for the cultivation and preservation of our heritage. Our folkdances, our songs costumes, folkart and customs of the people are still a source of joy in our national life.

Dietikon- Zurich, August 1st, 1990

(Our national holiday)

Karl Klenk

Karl Klenk

Erinnerungen an Kindertage in Dürrn bei Pforzheim.

Von 1915 bis 1921, also während des Ersten Weltkriegs und noch einige Jahre darüber hinaus, weilten wir Kinder (Martha, geboren 1915, und ich, geboren 1912) mit unserer Mutter vorübergehend in Deutschland. Vater Karl Immanuel Klenk (1882 bis 1964) hatte zu den deutschen Truppen einrücken müssen. Er machte im Krieg schwere Kämpfe bei Verdun und anderswo mit, überlebte aber glücklicherweise ohne grössere Verletzungen. Was er heimbrachte, und was uns Kinder besonders interessierte, das war der sehenswerte in einen seiner Unterarme eintätowierte, blaugrüne Anker.

Vater erzählte nur selten von seinen Kriegserlebnissen, und ich bedaure, ihn nicht gründlicher darüber ausgefragt zu haben. Ich weiss nur, dass er einmal mit einer Anzahl ganz junger Soldaten in einem Wald voll umgestürzter Bäume von feindlichen Granaten beschossen wurde und sich hinter einen dicken daliegenden Baumstamm duckte. Ein junger Deutscher in Vaters Nähe verzweifelte vor Angst, schrie und weinte. Vater zog ihn zu sich her und sagte zu dem jungen Krieger, der unablässig nach seiner Mutter rief, was er auch mir immer wieder einhämmerte: "Ein Knabe (Mann) weint nicht, denn die Tränen ändern ja rein nichts an einer Situation!"

Meist wohnten wir in Heilbronn am Neckar, bei der Mutter unserer Mutter namens Christina Karolina Feuchter, geborene Eberbach. Diese gute Grossmutter, die immer Zeit für uns Kinder hatte, war am 24. Juni 1850 in Lauffen am Neckar zur Welt gekommen, hatte am 8. September 1877 in ihrem Geburtsort geheiratet, und zwar den Postboten Georg Johann Feuchter, geb. 26. Juni 1846 in Hohenberg, gest. 19. August 1895 in Heilbronn. Aus diesen Daten ist ersichtlich, dass unsere Mutter schon im Alter von zwölf Jahren ihren Vater verlor! Sie hatte aber drei Brüder (Ludwig Feuchter, Farbenfabrikant, Ulm; Ernst Feuchter, Gold- und Silberschmied, Hobby-musiker, Trompeter und Chorleiter, später Leiter des Jugendheims Heilbronn und Karl Feuchter, Mitarbeiter in Onkel Ludwigs Farbenfabrik).

In Heilbronn besuchten wir Kinder den Kindergarten und die ersten Schuljahre. Die Schulferien jedoch verbrachten wir stets bei den Eltern und Verwandten unseres Vaters in Dürrn. Wenn wir mit der Bahn dorthin reisen durften, war dies für uns immer wieder ein ganz grosses und aufregendes Ereignis. Die Bahn kannte damals noch ganz primitive Viertklasswagen. Wir durften uns meist an die klappernden Fenster stellen, diese mit dem breiten Riemen herunterlassen und hinausschauen. Schon in der Gegend von Böckingen schauten wir aus nach der "Gänseliesel", die am Ufer des Neckars ihr Federvieh weidete. Wir hörten sie "Komm, Bi - Bi - Bi !" rufen und sahen, wie sie ihrer Vogelschar Körner streute. Besonders bewundert wurden - wenn solche dabei waren - die jungen Hühnchen, Gänse

und Truten. In Lauffen am Neckar, wo noch entfernte Verwandte lebten, stiegen wir meist nicht aus. Ueber Besigheim und Bietigheim erreichte unser Bummelzug mit viel Gequietsche schliesslich Mühlacker, wo wir meist in einen andern Zug Richtung Maulbronn, Bretten, Bruchsal umsteigen mussten. Bis das benötigte Wasser in den Dampfkessel nachgefüllt war, reichte meist der Aufenthalt zur Besichtigung der heissen und fauchenden Dampflokomotive und des Kohlenwagens.

Mit ziemlich russigen Händen und Kleidern verliessen wir den Lokalzug in Oetisheim (genannt "Eize"), wo manchmal Onkel Karl mit Ross und Wagen auf uns wartete, denn bis Dürrn waren noch mehrere Kilometer zurückzulegen. Das Gefährt war ein einfacher Landwirtschaftswagen, von dessen Rand wir unsere Füsse herunterhängen liessen. Mit "Hüst" und "Hott" und lustigem Peitschenknallen ratterten wir durch die weite Landschaft dahin, bis wir schliesslich das kleine Dörfchen Dürrn erreichten, wo beinahe in jedem dritten Haus irgendwelche Verwandte oder Bekannte wohnten. Niemand durfte übergangen, alle mussten schon am ersten Tag begrüsst werden. Unsere Mutter wurde von den Leuten als "Schäfer Klenks Karl sei(n) Weib" definiert, entsprechend war ich "Schäfer Klenks Karl sei(n) Bua"! Wer zur Familie meines Grossvaters gehörte, der war eben einer der "Schäfer Klenks", denn Grossvaters Vorfahren waren Schäfer gewesen, auch noch sein Vater Gottlob Klenk in Pfaffenhofen, von dem man weiss, dass er evangelisch war wie seine Mutter Gottliebina Schwab von Weiler.

Mein Grossvater Johannes Klenk (26.3.1853 bis 20.4.1920) hatte Karoline Stuber (8.6.1854 bis 17.4.1938) von Pfaffenhofen geheiratet. Andere Nachkommen dieser Familie Stuber, ein Sohn und zwei Töchter der Luise Biedermann-Stuber lebten in der Schweiz, wo die Familien von Heinrich Vontobel-Biedermann, von Adolf Jenny-Biedermann und von David Biedermann-Jenny entstanden. All diese Personen wurden von uns Kindern "Onkel" und "Tante" genannt.

Meinen Grossvater mütterlicherseits kannte ich nicht, war er doch schon siebzehn Jahre vor meiner Geburt (^{d. R.} 1895) gestorben. Meinen Grossvater väterlicherseits verlor ich, als ich noch nicht acht Jahre alt war. Ich kannte ihn nur als armen, kranken Mann, auf dem Rücken im Bette liegend, die Knie hoch aufgestellt. Sein tief in den Kissen verstecktes Gesicht sah ich meist nur halb, wohl aber den hohen spitzen Berg, der vom Leintuch über seinen Knien gebildet wurde. Grossvater musste, da er immer grosse Schmerzen litt, rücksichtsvoll behandelt werden. In seiner Nähe durfte nicht gelärmt, nicht gestritten werden. Ich wusste, dass er nicht eigentlich "krank", sondern "verunfallt" war.

Windgeschützt lehnt sich das kleine Strassendorf Dürrn an einen gegen Norden abfallenden etwa haushohen Abhang, an dem Grossvater in der Erntezeit verunglückte. Von den weiten Getreidefeldern aus konnte man die Häuser des Dorfes nicht sehen. Einzig der Kirchturm ragte zwischen den Nussbäumen des Abhangs etwas hervor. Der mächtige Wagen war eines bevorstehenden Gewitters wegen rasch mit möglichst vielen Garben und möglichst breit und hoch beladen worden. In Eile fuhr man dann Richtung Kirche, neben der das ziemlich steile Strässchen ins Dorf hinunter führt. Die Rosse strebten wild schnaubend dem schützenden Stalle zu. Es war wegen der schwarzen Wolken ganz düster geworden. Windstösse wirbelten den Staub in die Höhe, und schon platschten die ersten grossen Regentropfen hernieder. Auf grelle Blitze folgte sofort krachender Donner. Wohl zog man, als der Weg abwärts führte, die kreischende Bremse an, doch die schwere Last und die rennenden Pferde bestimmten das immer grösser werdende Fahrtempo.

Grossvater rannte neben dem Wagen her und stützte ihn in der Rechtskurve von der rechten Seite her mit seiner langen Ladegabel. Doch das Gewicht des Garbenfuders war viel zu schwer! Und der Wagen fuhr viel zu schnell! Grossvater konnte das Umkippen des Fuders trotz der Aufbietung all seiner Kraft nicht verhindern, und wahrscheinlich war auch ein Rad des Gefährts in den Strassengraben geraten. Mit vereinten Kräften gelang es den herbeigeeilten Helfern, die Pferde zu beruhigen, den Wagen wieder aufzurichten und den unter der Last begrabenen Grossvater zu befreien. Er war äusserlich nicht, wohl aber innerlich schwer verletzt worden. Als ich Siebenjähriger mit Erbsen- und Bohnenkernen neben seinem Bett spielte, lag er schon viele Wochen, ja sogar mehrere Monate mehr oder weniger stumm auf seinem Schmerzenslager.

Ich weiss noch ganz genau, was dieser geplagte Grossvater vor siebzig Jahren während meines Spielens zu mir sagte. Ich verstand damals nicht, was er meinte und wunderte mich langezeit über seinen Ausspruch, den ich heute nur zu gut verstehe. Ich hatte herausgefunden, das man die Böhnchen und besonders die Erbsen durch den hohlen Griff der Kehrrechtschaufel rollen lassen konnte, wobei eine lustige "Musik" entstand. Ich konstruierte eine phantastische Rollbahn, die vom Stuhl nicht nur durch eine Kartonrinne, ein Rohr und den Griff der Schaufel, sondern auch noch durch das Loch im Schemel führte, durch das die Erbsen in eine Blechbüchse prasselten. Ich wurde nicht müde, die Rollbahn zu verbessern und zu verlängern und immer wieder neue Erbsen hinunterrollen zu lassen. Da sagte, mitten im Spiel, als es eben am allerschönsten war, der Grossvater zu mir: "Genug! Hör jetzt lieber auf damit! Es ist alles nur ein Weilchen schön!" Traurig packte ich meine Sachen zusammen.

7

Ich konnte wirklich nicht begreifen, dass alles nur ein Weilchen schön sein soll und dann plötzlich nicht mehr! Ganz im Gegenteil war ich der Ansicht, dass alle Spiele, alle Lebenserfahrungen, überhaupt alles Wichtige auf dieser Erde durch unsere Bemühungen ohne Unterbruch immer schöner und schöner werden müssten!

Wenn wir von der Bahnstation her kamen, fanden wir ziemlich am Anfang des Strassendorfs unsere Grosseltern in einem der geräumigen Riegelhäuser, leicht erhöht, links der Strasse, und ungefähr gegenüber, auf der andern Strassenseite, wohnten Onkel Fritz und Tante Louise.

Mit ihrem einen erblindeten Auge hatte Grossmutter etwas Unheimliches an sich. Ihr rätselhaftes Auge hatte keinen normal gewölbten, glatten und glänzenden Augapfel, sondern einen ganz höckerigen, der weisslich-himmelblau geradeaus träumte. Wir mussten uns daran gewöhnen, nicht immer wie gebannt dieses starre, sondern das andere lebende Auge anzusehen. Wie Grossmutter zu dieser Verletzung kam, weiss ich leider nicht. Nie hätte ich gewagt, sie danach zu fragen.

Als wir Kinder einst unter den Walnussbäumen am Abhang hinter dem Bauernhaus nach herabgefallenen Nüssen suchten, rief uns diese Grossmutter zu sich herunter in den Hof zwischen Wohnhaus, Scheune und Stall, wo es offenbar etwas Aussergewöhnliches zu sehen gab. Tatsächlich! Ein Onkel hatte in der Rauchkammer einige Ratten gefangen und sie auf den Misthaufen geworfen. Grossmutter zeigte uns diese toten Tiere und sagte: "Seht diese schönen, braungrauen Riesenmäuse! Das sind Ratten. Seht ihr zartes, weiches Fell, ihre glänzenden Aeuglein, ihre zierlichen, kleinen Ohrchen! Und was für lange Schwänze die haben, diese frechen, verfluchten und verdammten "Lumpenviehcher", die uns immer das Brot und den Speck anfressen! Ganz recht, dass sie nun tot auf dem Mist liegen müssen!"

Ja, schimpfen konnte sie wunderbar, diese kleine, lebhaftige Grossmutter! Wahrscheinlich lernte sie diese Kunst - und auch das Jammern - schon im letzten Jahrhundert bei der Erziehung ihrer vier Kinder. Klein und zart, wie sie war, so meisterte sie doch überlegen die vielen und zum Teil schweren Arbeiten einer Bäuerin. Ihre Kinder waren Karl Imanuel, mein Vater, geboren 1882, Johannes, geboren 1883, Karoline, geboren 1886 und Fritz, geboren 1887. Ich hörte zwar nie ein böses Wort, das Grossmutter gegen meinen Vater oder gegen einen meiner erwachsenen Onkel gerichtet hätte und noch viel weniger gegen Karoline, meine allzeit hilfsbereite Tante. Die strenge Erziehung ihres Nachwuchses hatte sich offenbar bewährt. Umso mehr befasste sie sich nun mit einem gewissen Josef Stalin, den sie immer wieder in die Hölle verwünschte. Ich verstend damals keineswegs weshalb, doch wenn die Grossmutter **in**

ihrer Küche wütete und wetterte, dann musste ich unwillkürlich glauben, dieser Stalin (1879 bis 1953) sei wirklich ein wahrer Teufel. Sie kannte ihn schon vor 1920 bemerkenswert gut. Erst im Jahr 1922 wurde er Generalsekretär der kommunistischen Partei und 1924 Lenins Nachfolger als Leiter der sowjetischen Politik. Grossmutter immer wieder ausgestossener Ruf lautete: "Owi-owi-owi-owi!" Das heisst: "Oh Weh -oh Weh - oh Weh - oh Weh!" So konnte sie die längste Zeit jammern, wenn sie irgend eine politische Nachricht erfahren hatte.

Dann endlich beruhigte sie sich wieder und seufzte: "Wenn wir doch nur den Otto (Otto von Bismarck, 1815 bis 1898) noch hätten! Der sorgte für Ordnung und Gerechtigkeit!" Bismarck einigte die deutschen Kleinstaaten und wurde 1871 Kanzler des von ihm geschaffenen Grossdeutschen Reichs.

Wie es in der Bubenerziehung damals zuging, erzählte einst lachend unser Vater. Er war hinter dem Küchenherd in den Kaminschacht hinaufgestiegen. Wo der sich verengte, griff er mit dem linken Arm nach oben zu einem Haken, an dem er sich festhalten konnte. Mit einem Schaber in der rechten Hand kratzte er den Russ herunter. Vaters Beine, an vorstehenden Steinen Halt suchend, ragten samt seinem Hinterteil noch unten heraus. Da trat die Grossmutter mit einem Stock hinzu und verprügelte den armen wehrlos blockierten Kerl nach Noten! Der wusste keineswegs, weshalb er so kräftig geschlagen wurde, protestierte, stieg empört herunter und stellte seine Mutter zur Rede. Diese erklärte die saftige Bestrafung so: "Mit dem Kaminfegen hat es nichts zu tun! Das machst du ganz gut! Aber letzthin konnte ich euch böse Buben nicht erwischen und dummerweise nicht bestrafen. Du weisst genau, dass ihr verdient hattet! Du bist der Aelteste und solltest auch der Vernünftigste sein und einen guten, mässigenden Einfluss auf deine Brüder ausüben. Die Prügel sind für damals, aber auch auf Vorrat, falls ihr wieder einmal bestraft werden solltet und ich euch nicht gleich erwischen kann!"

Ich weiss auch, wie diese Grossmutter, Karolina Stuber aus Pfaffenhofen, und der Landwirt Johannes Klenk in Dürrn als Eheleute zusammenkamen! Zwischen den Familien funktionierte damals offenbar eine Art geheimer Ehevermittlung. Sowohl Johannes Klenk, als auch Karoline Stuber kamen in Pfaffenhofen zur Welt, er 1853, sie 1854. Es ist anzunehmen, dass sich die beiden jungen Leute jahrelang aus den Augen verloren, doch um 1880 - Karoline war ja schon fünfundzwanzig Jahre alt und immer noch ledig - muss irgend jemand auf den Gedanken gekommen sein, diese beiden Ehe Kandidaten zusammenzubringen. Meine Grossmutter erzählte mir, sie sei eines Tages von ihren Angehörigen zu Fuss von Pfaffenhofen nach

Dürren geschickt worden, um sich ihrem Zukünftigen persönlich vorzustellen. Die Fusswanderung führte auf schmalen Pfaden und Feldwegen über Land, zwischen Kornfeldern hindurch, über hügel und durch Wälder, etwa dreissig Kilometer weit. Unterwegs hatte Karoline Stuber mehrere Stunden lang Zeit, um über ihre Situation nachzudenken. Was mögen das für widersprüchliche Gedanken voll von Angst und voll von Hoffnungen gewesen sein! Je näher die einsame Pilgerin ihrem Bestimmungsort kam, umso banger wurde ihr. Um in ihrem "komischen" Zustand noch mehr Zeit zu gewinnen pflückte sie am Wegesrand die schönsten Margriten und Esparsetten und verlangsamte ihren Schritt. Schliesslich blieb sie stehen und erwog umzukehren! Doch sie war überzeugt, dass man sie zu Hause ganz gewaltig auslachen würde beim Bekenntnis, kurz vor Dürren umgekehrt zu sein.

Da setzte sie sich auf einen Steinhaufen am Weg und weinte lange, so sehr waren ihre Gefühle durcheinandergeraten. Sie verglich ihre Situation mit einem "Viehmarkt" und einem "Kuhhandel" und kam sich verkauft und verschachert vor! Doch sie war tapfer und wollte selber nachsehen, wie es in Dürren bei diesem ihr zgedachten Johannes Klenk aussah! Schliesslich war sie nun schon gut sechs Stunden unterwegs! Darauf raffte sie sich auf und marschierte weiter mit ihrem prächtigen Feldblumenstrauss im Arm. Wie sie von ihrem Gespielen aus Kindertagen aufgenommen wurde, erzählte uns die Grossmutter nicht. Sie redete aber mehrmals von ihrem nie mehr vergessenen erbärmlichen Zustand auf dem öden Steinhaufen. Es muss jedoch angenommen werden, dass sie sehr freundlich empfangen wurde und dass sie in Dürren hochwillkommen war, sonst hätte sie ja nicht den Rest ihres Lebens dort verbracht.

Grossvater Johannes Klenk (1853 bis 1920), Landwirt in Dürren besass Zwillingbrüder, von denen der eine Karl hiess, und von dem man weiss, dass er als Offizier im Krieg umkam. Der andere hiess David und war "Tischler". Bei uns würde dieser Beruf als "Schreiner" bezeichnet. Zwei weitere Brüder meines Grossvaters hiessen Fritz und Gottlob, von denen ich leider nichts weiter als ihre Namen erfahren habe. Ich versäumte es leider, meinen Vater hierüber zu befragen.

Grossvater hatte aber auch Schwestern. Da war z.B. Gottliebin, die später Frau Weiss hiess und als "Oxenburger Dode" bezeichnet wurde (d. h. Tante in Oxenburg). Eine zweite Schwester hiess "Mine", später Frau Perott in Brackenheim, eine dritte "Rigele". Diese zuletzt erwähnte Schwester Grossvaters war die Mutter Mina Feuchters, Wüstenroth. Von dieser Mina Feuchter war schon die Rede in den "Heilbronn - Erinnerungen". Sie war die Ehefrau von Onkel Ernst (1880 bis 1983!), wohnte in der "Rosenau", Heilbronn, wo sie Nudeln regnen liess, später im dortigen

Jugendheim und zuletzt in Wüstenroth. Nicht vergessen wollen wir "Marie", die "Schwarzkopf-Bas". Mein Grossvater hatte also vier Brüder und vier Schwestern.

Grossmutter Klenk-Stuber (1884 bis 1938) stammt ebenfalls aus einer kinderreichen Familie. Sie besass drei Brüder und zwei Schwestern. Einer dieser Herren Stuber - sein Vorname ist mir nicht bekannt - lebte in Strassburg. Ein gewisser "Hannesle" war der älteste, und ausserdem war da auch noch ein Wilhelm. Grossmutter's Schwestern waren Luise Biedermann-Stuber und die sogenannte "Söfner-Bas". Luise Biedermann war die Mutter von Gottliebin Vontobel-Biedermann in Feldmeilen und die Grossmutter Heinrich Vontobels, des gegenwärtigen Seniorchefs der bekannten Druckereifirma.

Von Vaters Geschwistern stand uns Tante Karoline am nächsten. Wenn wir von Zeit zu Zeit einige Wochen in Dürrn verbrachten, dann wohnten wir jeweils bei ihr und den Grosseltern im geräumigen Bauernhaus, unten im Dorf, beim "Brüggli". Von 1919 an - ich war inzwischen schulpflichtig geworden - konnten wir leider nur noch während der offiziellen Ferienwochen nach Dürrn reisen. Dort verbrachten wir erlebnisreiche Tage, aber nicht etwa "Ferien auf dem Bauernhof" mit spielen und zuschauen, nein, wir halfen bei allen anfallenden Arbeiten mit so gut und so viel wir nur konnten.

Das Getreide wurde damals noch von Hand, d.h. mit der Sense geschnitten, und an der Sense war ein riesiger Fächer angebracht, der bewirkte, dass die Getreidehalme schön parallel auf den Boden hingelegt wurden. Das beschwerliche Mähen besorgten die Männer. Die Frauen nahmen mit der Sichel die in schönen, langen Reihen daliegenden Getreidehalme auf, und ich rannte mit den Garbenstricken hin und her, um sie längs der Reihen an den richtigen Stellen bereit zu legen. Dazwischen sammelte ich mit einem Körbchen alle abgefallenen Aehren und verstaute sie in einem bereitgestellten Sack. Damals wimmelte es in den Getreidefeldern noch von roten Mohn- und tiefblauen Kornblumen, von "Gretchen im Busch", von Stiefmütterchen und vielen andern hübschen Blütenpflanzen, aus denen wir allerlei hübsche Kränzchen bastelten. Die Garben band ein starker Onkel zusammen, indem er mit seinem ganzen Gewicht die auf den Stricken liegenden Getreidebündel beschwerte und geschickt zusammenzog. Die Stricke waren übrigens selbst aus Roggenstroh gebastelt! Die ganze Erntearbeit musste so rasch als möglich besorgt werden, denn die Garben sollten, wenn möglich noch am gleichen Tag heimgeführt werden. Nur bei sicherem Wetter stellte man sie in Gruppen zusammen, sodass kleine Häuschen entstanden, in denen wir uns verstecken konnten. Weil alle so

rasch und fleissig arbeiteten, musste auch ich mich mit meinen Stricken beeilen. Rechtzeitig sorgte ich dafür, dass die Arbeit nicht stockte. Da ich barfuss ging, musste ich anfänglich die harten Stoppeln sorgfältig und bei jedem Schritt schräg niedertreten, denn sie konnten, besonders zwischen den Zehen, heftige Schmerzen verursachen. Doch bald bildete sich eine so dicke und zähe Hornhaut auf meinen Fusssohlen, dass ich mühelos barfuss über die Stoppelfelder rennen konnte, so gut wie die Buben in Dürrn.

Das Jahr 1919 brachte unvermutet eine Wendung. Ich hatte nichts bemerkt, bis mir eines Tages gesagt wurde, Tante Karoline wolle heiraten, und wir alle seien zum Hochzeitsfest eingeladen! An dies ländliche Fest erinnere ich mich noch sehr genau, wenigstens an einige für mich beeindruckende Einzelheiten. Viele bekannte und unbekannte Leute in Sonntagskleidung versammelten sich eines Morgens bei unserm Bauernhaus. Die Frauen trugen lange schwarze Röcke, die Köpfe der Männer waren mit hohen Zylinderhüten, die der Mädchen mit frischen Feldblumenkränzchen geschmückt. Meine Schwester und ich, auch festlich herausgeputzt, trugen Körbchen voller Gänseblümchen, die wir am frühen Morgen mit unserer Mutter in der nahen Wiese gepflückt hatten, und die wir vor dem Brautpaar auf den Weg streuen sollten. Das ganze Dorf war auf den Beinen, denn jedermann wollte den wohlhabendsten aller Bauern, den angesehenen Karl Barth und unsere Tante auf dem Weg zur Kirche beobachten und begleiten. Endlich traten Braut und Bräutigam aus dem Haus, und der Zug wurde bereitgestellt. Meine Schwester Martha, fünfjährig, und ich, siebenjährig, durften vorausmarschieren und die Blümchen auf den Weg streuen, was wir auch eifrig taten! Immer wieder rief uns Tante Karoline zu: "Nicht so schnell! Nicht so schnell!" Dann blickten wir zurück und sahen, dass zwischen uns und dem Brautpaar schon wieder ein Abstand von einigen Metern entstanden war. Hinter den Hauptpersonen folgten die engsten Verwandten der neuen Eheleute, und dahinter schloss sich die übrige Gemeinde an. Langsam, ganz langsam und feierlich wandelten wir durchs Dorf hinauf zur Kirche.

Auf halbem Weg, rechts an der Strasse, dort wo der Weg nach Oelbronn abzweigt, steht das behäbige Haus des neuen "Onkels". Bald gelangten wir zum Backhäuschen und zum Schulhaus und schliesslich zur Kirche. Von der eigentlichen Trauung weiss ich rein nichts mehr, wohl aber vom gossen Hochzeitsfest, das in einer Art seitlich offener Scheune mit vielen Beteiligten stattfand. Unten wurde gegessen und getrunken, und wir Kinder sassen auf einer Art Empore von der wir auf das festliche Treiben hinunterschauen konnten. Die Musik spielte zuerst recht ernst und feierlich. Dann aber, zu Beginn eines neuen Musikstücks, ertönte der freudige Ruf: "Ein Walzer! Ein Walzer!" Ich hatte dies Wort noch nie gehört, erkannte aber bald, dass sich die jungen Leute, welche diese

Kunst des Walzertanzens beherrschten, wie "Walzen" umeinander drehten und dabei grosse Freude ausstrahlten. Als wir Kinder vom vielen Zuschauen schwere Augendeckel bekamen und schliesslich zu Bett gebracht wurden, da wussten wir eines ganz sicher: Das Fest der Tante war sehr schön gewesen, hatte vielen Leuten grosse Freude gemacht, und weil es so schön war, dauerte es auch noch weiter, bis tief in die Nacht hinein!

Von diesem spektakulären Hochzeitsfest ist noch eine (seitenverkehrte) Photographie vorhanden. Die achtundzwanzig Glieder der neuen Familie waren vom Photographen (wie damals üblich) hübsch und so wie eine Schulklasse aufgereiht worden, das Brautpaar in der Mitte, die Familien der Braut und des Bräutigams rechts und links und ganz vorne die Kinder. Diese Photo liess ich vor einigen Jahren "umkopieren" und schrieb, so lange man es noch weiss, von allen abgebildeten Personen die Namen dazu.

Mehr und mehr wohnten wir von dieser Eheschliessung an auch bei der Familie Barth, mitten im Dorf. Aus dem Stubenfenster konnten wir gut die Strasse hinauf und hinunter blicken. Dies besorgten wir vor allem abends, wenn man den "Ausrufer" erwartete. Dieser Mann trug eine Glocke und das grosse Buch mit den offiziellen Mitteilungen mit sich. Schon vom obern Dorf her hatten wir sein Rufen und sein Läuten gehört, allerdings ohne etwas zu verstehen. Vor "unserm" Haus blieb er erneut mitten in der Strasse stehen, schellte kräftig, bis sich an allen umliegenden Häusern die Fenster geöffnet hatten und verkündete dann mit lauter Stimme die neuesten Dorfnachrichten. Meist handelte es sich um kriegsbedingte Rationalisierungsvorschriften, manchmal auch um Not-schlachtungen, und jedermann wurde verpflichtet, seinen Anteil an Fleisch zu kaufen. Andere Anordnungen betrafen die gemeinsame Benützung des Backhauses und ähnliches, und einmal rannte meine Schwester Martha freudig aufgeregt in die Küche, um zu verkünden, was sie soeben (falsch) verstanden hatte: ".....Wer bis Samstag keine Kartoffeln abgeliefert, wird nächste Woche eingezuckert!!!....." Tante Karoline wurde ans Fenster geholt, um dies von der nächsten Station, fünfzig Meter weiter unten, selbst zu hören. Der Ausrufer schellte und las alle seine Botschaften von neuem vor. Tante Karoline spitzte ihre Ohren und vernahm u.a. ganz deutlich: ".....Wer bis kommenden Samstag das vorgeschriebene Quantum Kartoffeln nicht abgeliefert, bekommt nächste Woche keinen Zucker zugeteilt!" Das Missverständnis erklärt sich leicht aus der Süddeutschen Mundart. (K)ein Zucker wird verstanden als einzucker(t) d.h. eingezuckert. In der Mundart fehlt die Silbe "ge".

Im Zusammenhang mit der Rationierung wurde ich einst ins Gemeindebüro geschickt, um irgend einen Ausweis für die Familie Barth abzuholen. Vor dem Schalter hatte sich eine ziemlich lange Schlange wartender Kinder und Erwachsener gebildet. Als ich schon ziemlich weit vorgerückt war, trat noch ein riesiger und sehr dicker Mann in den Raum und zwängte sich vor mir in die Menschenreihe. Ich war sprachlos, sagte aber nichts. Ich fürchtete mich vor dem Hundertkilokoloss! Da reklamierten aber mehrere Erwachsene hinter mir und sagten zu dem Riesenmensch, er solle hinten in die Schlange einstehen wie alle, die neu dazukommen. Ich höre heute noch die trockene Antwort des Getadelten: "Wenn es euch nicht passt, dann "lupft" mich doch weg!!!"

Als wir noch nicht schulpflichtig waren, wurden wir auch in Dürrn gelegentlich aus irgend welchen Gründen in den Kindergarten geschickt. Dorthin musste jedes Kind ein Kissen mitbringen, denn zum Programm dieser ländlichen Institution gehörte damals auch das Schlafen! Die "Tante" sagte jedem einzelnen Kind, wo es sich auf den Boden legen musste mit dem Kopf auf dem Kissen. So lagen wir da, in Reih' und Glied, alle mit dem Blick auf die gleiche Seite, alle auf dem Bauch, die Arme um das Kissen gelegt und mussten auf Kommando schlafen. Es war streng verboten, den Kopf zu drehen und andern Kindern ins Gesicht zu sehen. Ich blinzelte immer wieder sorgfältig, um zu sehen, was die "Tante" trieb, wagte aber nicht, mich zu bewegen. Die "Tante" wanderte ganz langsam und ganz leise zwischen uns hin und her und sorgte so dafür, das "gründlich" geschlafen wurde!

Dann, endlich durften wir aufstehen. An einem langen Strick waren in gleichen Abständen kleine Seilschleifen angebracht, von denen jeder Kindergartenschüler eine festhalten musste und während des ganzen nun folgenden Spaziergangs nicht mehr loslassen durfte. Der Spaziergang, in langer Zweierkolonne am Seil hinter der "Tante" führte an der Kirche vorbei ins Oberdorf und auf schmalen Feldwegen durchs Gelände. So am langen Strick fixiert blieben immer alle beisammen, und niemandem konnte etwas Gefährliches zustossen!

In Dürrn lebten auch mehrere Basen und Vettern, die man heute als Cousinen und Cousins bezeichnen würde. Einer von ihnen hatte "wunderbar-gute" Nussbrötchen erfunden, die wir immer wieder "fabrizierten". Die Nüsse fanden wir am nahen Abhang unter den alten Nussbäumen. In einer Tasse wurden die zerkleinerten Kerne mit weichen Brotkrumen und einer Prise Salz zerstoßen und gut vermischt. Die Mischung wickelten wir in Pergamentpapier zu kleinen Päckchen in Fünflibergrösse, quetschten sie unter die Beine des Küchentischs, auf den wir uns ein Weilchen setzten. Diese "Delikatesse" verspeisten wir mit Hochgenuss! Andere Spiele beschrieb ich schon früher, daher enthält der folgende Text einige Wiederholungen!

11,

Ich sitze da und lese. Mein linker Ellbogen steht auf der Pultplatte, und ich stütze mit der linken Hand meine Stirn. Dabei fällt mir plötzlich die Verschiedenheit der Knochen über meinen Augen auf: Rechts lässt sich eine deutliche Kerbe ertasten, während links der Bogen gleichmässig geschweift ist. Da der Knochen von der Gesichtshaut überzogen und diese ausserdem mit den Brauen bedeckt ist, bleibt die Unregelmässigkeit völlig unsichtbar. Daher hat mich auch noch nie jemand nach der Ursache dieser Besonderheit gefragt. Sie ist seit bald siebzig Jahren mein Geheimnis. Ich aber weiss genau, woher sie stammt!

Während des Ersten Weltkriegs und wahrscheinlich auch noch kurz nachher waren die Lebensmittel in Deutschland knapp. Wer Verwandte auf dem Lande besass, konnte glücklich sein, denn bei den Bauern gab's Aepfel, Nüsse, Eier und Milch. Und ganz besonders fein war das kräftige, selbst gebackene Bauernbrot! Natürlich schätzten andererseits die Bauern beim Anbau und in der Erntezeit jede Hilfe ihrer Angehörigen aus der Stadt. Die jungen Leute waren ja im Krieg, und an Arbeit fehlte es nie!

So kam es, dass unsere Mutter, so oft sie konnte, mit uns Kindern, d. h. mit meiner Schwester und mit mir, von Heilbronn über Laufen, Besigheim, Bietigheim, Mühlacker nach Oetisheim (genannt "Aizen") reiste. Unterwegs musste meist in Mühlacker von einem Dampfzüglein ins andere umgestiegen werden, was für uns jedesmal ein aufregendes Ereignis war. Wir kamen uns wie die grossen Weltreisenden vor.

Von Oetisheim aus wanderten wir meist zu Fuss mit Sack und Pack etwa fünf Kilometer weit bis nach Dürrn, wo die Verwandten unseres Vaters wohnten und heute noch wohnen. Ein wahres Fest war es aber, wenn uns Onkel Karl gelegentlich mit Ross und Wagen abholte. Der Wagen, natürlich keine Kutsche, sondern ein landwirtschaftlicher Brückenwagen mit einem Bock für den Kutscher, auf dem hoch oben der Onkel sass. Manchmal durfte ich selbst zu ihm hinaufklettern, neben ihm sitzen und die Zügel halten. Von Zeit zu Zeit durfte ich auch "Hü!" rufen, sonst hatte ich nichts zu tun. Die braven Pferde kannten ja den Heimweg und trabten friedlich dahin!

In Dürrn begrüsstet wir die Verwandtschaft, und ich hat-

te jeweils das Gefühl, das ganze Dörfchen sei mit uns verwandt. Wir mussten beinahe in jedes Haus einkehren und dort ein Weilchen mit der Tante, dem Onkel, der Base oder dem Vetter plaudern.

Mit den Knaben und den Mädchen des Dorfes erfanden wir immer wieder neue unterhaltende Spiele, die im Bach, in den Hecken, auf dem Nussbaum oder auf dem Heustock die Zeit vergessen liessen. So entwickelte sich einst aus dem Steckenschneiden im Gebüsch das "Stecklispiel", das ja auch in der Schweiz bei den Buben auf dem Land bekannt ist. Es geht darum, einen gut gespitzten Stock mit einem rassistischen Schwung in den Boden zu schmettern, so dass er möglichst schön senkrecht und möglichst fest stehen bleibt. Bald hatten die Buben entschieden, welcher Stock am besten in den Grund gepflanzt war. Die Verlierer zogen die ihren aus dem Boden und versuchten nun durch geschicktes, kräftiges Setzen ihrer eigenen Knebel den noch stehen gebliebenen umzuwerfen. Dabei musste gewaltig ausgeholt werden.

Bald wurde allen klar, dass in weichem, sumpfigem Grund das Spiel lustiger ist als auf einer gewöhnlichen Wiese, und am folgenden Tag brachte ein grosser, erfinderischer Knabe einen Stock mit, den wahrscheinlich keiner umwerfen würde! Er hatte das untere Ende seines Stabes nicht zugespitzt, sondern mit einem etwa zehn Zentimeter langen und schweren Stück Gussrohr von irgend einer Wasser- oder Gasleitung beschwert, das beim Schwung den Stock tief in den sumpfigen Grund versenken würde. Der grosse Erfinder packte auch sogleich das obere Ende seiner Wunderwaffe mit beiden Händen, schwang sie weit ausholend über seine rechte Schulter nach hinten und traf dabei ausgerechnet meinen Kopf an der Stirnkante oberhalb des rechten Auges. Ich rannte heim ins Dorf, und da die Verletzung nicht stark blutete, begnügte man sich mit einem Pflaster und einem Heil- und Segenspruch.

Es war normal, dass ich mit Verletzungen aus dem abwechslungsreichen "Landdienst" in die Stadt Heilbronn zurückkehrte. Längere Zeit hatte ich einst am Geländer der Brücke geturnt und war schliesslich Kopf voran in den schmutzigen Bach hinuntergestürzt. Dabei zerschürften die kantigen Steine und die rauhe Mauer mein Gesicht, und das kotige Wasser verunreinigte die

vielen Wunden. Als wir einige Tage nach diesem Unfall heimreisen mussten, war mein blutunterlaufenes Gesicht so dick aufgeschwollen, dass ich kaum aus den Augen sehen konnte. Ich hatte grosse Hemmungen, mich in diesem jämmerlichen Zustand im Zug zu zeigen. Daher gab mir meine Mutter einen grossen Blumenstrauss in die Hand, hinter dem ich mich auf der Reise gut verstecken sollte und konnte.

Ein Erlebnis ist mir besonders gut in Erinnerung geblieben. Mit Onkel Karl war ich draussen auf einem Feld, wohin wir mit Ross und Wagen den Pflug und eine hölzerne Egge gebracht hatten. Am Westhimmel türmten sich dunkle Gewitterwolken. Windstösse mahnten zur Heimkehr, und die ersten grossen Regentropfen klatschten herunter. Es war schwül, hatte doch vor kurzem noch die Sonne unbarmherzig auf uns heruntergebrannt. "Steig schnell auf den Wagen! Wir fahren heim, und zwar im Galopp," rief der Onkel. Als ich droben war, setzte auch schon der Regen ein, ja, es begann richtig zu schütten. Der Onkel warf die schwere Pferddecke über mich zum Schutz vor dem Wolkenbruch. Mit mir war aber eine aufgeregte Biene oder Wespe unter die Decke geraten. Während der Wagen über den Acker und über den steinigen Feldweg holperte, versuchte ich verzweifelt, mich wegen des surrenden Insekts - oder waren es gar mehrere? - von der schweren Decke zu befreien, was mein Onkel aber gar nicht zu verstehen schien. Immer wieder deckte er mich neu und besser zu und feuerte gleichzeitig die Pferde an. Als wir schliefsslich in der grossen Scheune vom Wagen stiegen, war ich zerstoichen an Armen und Beinen! Endlich konnte ich erklären, weshalb ich nicht hatte unter der Decke bleiben wollen!

In der arbeitsreichen Sommerzeit hatte Tante Karoline ganz vergessen, dass meine Schwester Martha am 1. August ihren Geburtstag feiert. Dieser Tag stand nun ganz unerwartet bevor, und die gute Tante erschrak, ja sie geriet in eine wahre Panik, da sie nicht wusste, was sie dem Geburtstagskind schenken könnte. Zum Glück wusste unsere Mutter Rat. Während die kleine Vierjährige noch schlief, stellten die beiden jungen Frauen ganz leise eine völlig unerwartete Geburtstagsüberraschung vor Marthas Bett, die sie beim Erwachen zu allererst erblicken musste! Tante Karoline zweifelte zwar noch sehr am Erfolg dieser Geheimaktion. Auf einem kleinen Taburett, einem Küchenstuhl ohne Lehne, hatte

unsere Mutter eine weisse Serviette ausgebreitet. Ein Kränzchen aus rotem Wiesenklees schlang sich um einen Teller, in den die Tante einige rohe Eier gelegt hatte. Dies Geschenk machte dem Geburtstagskind eine riesige Freude, denn das duftende Kränzchen war auch gar so schön! Und man hörte Mutter ganz leise zu Tante Karoline sagen: "Siehst du! Sie hat sich sehr gefreut!"

Martha freute sich also vor allem über die hübschen Blumen und über die unerwartete Aufmerksamkeit zu ihrem Geburtstag. An den Eiern war ihr wohl in ihrem Alter noch nicht so viel gelegen, obwohl Lebensmittel in der damaligen Kriegszeit und besonders in der Stadt immer recht rar waren. Einen Laib Brot, Früchte, Gemüse, etwas Butter, Käse oder Mehl nahmen wir jedesmal von Dürrn mit nach Heilbronn. All die ländlichen Verwandten hatten Mitleid mit uns und wollten unserer Mutter unbedingt etwas mitgeben. Ja, Dürrn, das war der Ort, wo es immer genug zu essen gab!

Die Dürrner-Grossmutter und die Tanten fabrizierten übrigens ihre Butter in geduldiger Arbeit selbst - zur Abwechslung durften auch wir Kinder ein Weilchen am Butterfass drehen - und wir freuten uns jeweils ganz besonders auf die würzige Buttermilch. Die schön gelbe Butter wurde zu hübschen Ballen geformt und, da damals Kühlschränke noch unbekannt waren, mit frischem Wasser in eine Kinderbadewanne gelegt.

Grossmutter stellte die Milch auch oft in braunen, walzenförmigen Tonkrügen auf einem Fenstergesimse an die Sonne, wo sie rasch "dick" wurde und sauer und sich in eine Art Joghurt verwandelte. Eine beinahe alltägliche Zeremonie war die Herstellung der Brotsuppe, die ausser der "dicken" Sauermilch zum Nachtessen aufgetischt, genauer, auf dem Tisch zubereitet wurde. Wir schnitten das harte, trockene Brot in kleinen, knopfgrossen Scheiben in unsere Teller, Bouillon-Wasser und Milch wurden dazugegossen und das herrliche Nachtessen war fertig. Mit einer solchen Suppe konnte die viel umstrittene "Milch-Haut" umgangen werden, die bei jeder Gelegenheit zu Diskussionen führte.

Einmal in der Woche war Backtag. Dies für viele Familien wichtige Ereignis hatte der Ausrufer an den vorhergehenden Abenden gehörig angekündigt, und die Frauen hatten ihren Brotteig geknetet und mit Sauerteig aufgehen lassen. Die runden Brotlaibe lagen bereit in ihren aus Stroh geflochtenen Körben und waren mit dem Zeichen der Familie versehen. Zu genau festgesetzter Zeit trugen die Frauen diese Körbe auf dem Kopf die Dorfstrasse hinauf. Den hohen Turm aus mehreren übereinandergeschichteten Körben hielten sie mit einer Hand fest und marschierten ohne zu schwanken, stolz aufgerichtet, geradezu feierlich zum

Backhäuschen. Noch viel schöner, und auch vielversprechend war das eindrückliche Bild, wenn im Herbst Tante Karoline Apfel- und Zwetschkuchen backen liess. Zuerst setzte sie ein Strohkränzchen auf ihren Kopf, damit das unterste Riesen-Kuchenblech Halt darauf finden konnte. Eine Hilfskraft legte auf das ausbalancierte Blech zwei Holzstäbchen und schichtete das nächste darüber. So wurde ein meterhoher Turm aus Tantes Kopf aufgebaut, und zu oberst folgten noch einige kleinere Kuchen. Vorsichtig langsam, aber stolz und ohne zu schwanken schritt die Tante zum Backhaus. Sie wusste genau, dass ihr aus manchem Stubenfenster heraus nachgeschaut wurde und dass man ihre Kuchen zählte und begutachtete. Daher hatte sie auch ihre Sonntags-Schürze angezogen! Beim Backhaus half der Bäcker den pünktlich nach Plan ankommenden Frauen beim Abbau der Brot- und der Kuchen-Türme. Mit seiner langen Holz-Schaufel schob er die zu backenden Leckerbissen in seinen Ofen und darin auf den heissen Steinen an den richtigen Platz.

Welch herrlicher Duft, wenn dann alles, schön der Reihe nach, wieder abgeholt und Turm um Turm heimgetragen wurde. Neben der Scheune führte eine Holzstiege in den obern Stock hinauf, und auf jeden Tritt, auf jede Stufe, wurde zur Abkühlung ein Kuchen gelegt, vorn und hinten gleich weit über den Tritt hinausragend! Solches geschah natürlich nur bei seltenen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und Tauffesten mit eingeladenen Gästen.

An Sonntagen wurde zum Frühstück ein grosser Weissbrot-Zopf in ungefähr zentimeterdicke Scheiben zerschnitten und jede Scheibe wieder in ebenso breite Stäbchen. Diese gelbweissen Zopfstreifen schichtete die Tante mitten auf dem Frühstückstisch zu einem langen und hohen Berg auf. Wenn dann jeder seine Tasse mit warmer Milch oder mit heissem Ersatzkaffee vor sich hatte, dann betete der Onkel, wobei das muntere Schwatzen einen Augenblick unterbrochen wurde, aber nach dem Gebet genau dort weiterging, wo es vorher aufgehört hatte! Die Butterzopfstreifen waren vorbereitet, um ins Frühstücksgetränk eingetaucht und mit Hochgenuss verspeist zu werden! Niemand benötigte ein Messer, niemand einen Löffel, jeder brauchte nur die Hand.

Die aus Roggenstroh geflochtenen Brotkörbe erinnern mich an ein recht trauriges Ereignis. Eines Abends geriet Grossvaters Nachbarhaus in Brand. Sturm wurde geläutet. Viele Dorfbewohner eilten zur Hilfeleistung herbei, und bis die Feuerwehr anrückte, trugen die Bewohner des brennenden Hauses und die Hilfskräfte alles, was sie retten wollten, Möbel, Betten, Vorräte etc. heraus auf die Strasse. Auch die Tiere, Pferde, Kühe, Schweine, Hühner und Kaninchen wurden aus ihren Ställen getrieben. Jemand war offenbar in den schon brennenden Dachstock hin-

aufgestiegen, wo viele Brotkörbe gelagert waren. Von aussen sah man nur das runde Loch zu oberst in der Giebelfront des Riegelhauses, und aus diesem Loch flogen hoch im Bogen - eine Art Maschinengewehr-Feuer - die Brotkörbe einer nach dem andern heraus und herunter auf die Strasse. Der mutige Mann dort oben wollte dem bösen Feuer eine gut brennbare Nahrung entziehen!

Wir Kinder wurden in Sicherheit gebracht. Mit unsern Habseligkeiten auf den Armen rannten wir hinüber über die Strasse zu Tante Luise, deren Haus etwas zurückliegend hinter einem Garten stand. Später, wenn wir immer wieder neue von den glühenden Funken in unsere Kleider gebrannte Löchlein entdeckten, jammerte Mutter über die beschädigten Stücke. Es waren ja unsere teuren, sorgfältig geschonten Sonntagskleider, "Bleyle"-Wolltrikot, Matrosenjacke mit riesigem Kragen,... Die geflickten Löcher erinnerten uns noch lange an den Grossbrand.

Rechts und links neben dem brennenden Bauernhaus rissen die Feuerwehrleute mit langen Hakenstangen und viel "Ho-Ruck" Scheunen und andere Nebengebäude ein, was ich zunächst nicht begriff. Die Feuersbrunst wurde richtig unheimlich, als es dunkelte und schliesslich die Nacht hereinbrach. Obwohl die Flammen aus dem Bauernhaus lichterloh und turmhoch in den Himmel hinaufloderten und die ganze Gegend gespenstisch erleuchteten, kümmerten sich die Feuerwehrleute immer nur um die Ziegen- und Hühnerställe, beschäftigten sich ausschliesslich mit dem Einreissen der umliegenden Gebäude, die auch beständig aus den Schläuchen mit Wasser bespritzt wurden, obwohl sie noch gar nicht brannten! Natürlich! Man wollte die Ausbreitung des Brandes auf das übrige Dorf verhindern! In den folgenden Tagen stocherten die ehemaligen Bewohner des abgebrannten Bauernhauses in der Brandruine und hofften, noch irgend etwas Brauchbares aufzufinden!

Bisher berichtete ich vor allem von Vaters Schwester Karoline Barth-Klenk (1886 bis 1959), meiner Tante, die fünf Kinder zur Welt brachte: Johanna (1919), Karl (1921), Berthold (1923), Lydia (1925) und Gerhard (1929). Wenn ich diese Cousinsen und Cousins schon erwähne, dann will ich auch gleich noch kurz von ihnen berichten, was sie treiben:

- Johanna Barth hilft überall mit, im Haus, in der Landwirtschaft und in der letzten Zeit, bis zu ihrer Pensionierung, im Geschäft ihres Bruders Karl in Pforzheim. Diesen Arbeitsplatz konnte sie von Dürrn aus nach kurzer Fahrt mit dem Postauto erreichen.

- Karl Barth stellt mit einem selbst entwickelten Fabrikationsverfahren in Pforzheim, der Schmuckstadt, Goldschmuck her (Rotations-Spritzguss). Er hat aus erster Ehe, die geschieden wurde, eine Tochter Monika. Sei-

ne zweite Frau, Erika, arbeitet mit im Geschäft. Karl verlor im Krieg (1939 bis 1945) leider ein Bein. Es musste unterhalb des Knies amputiert werden! In letzter Zeit (1990) versagten noch seine Nieren, und er muss sich regelmässig der Dialyse unterziehen.

- Berthold Barth war verheiratet mit Irma. Er bewirtschaftet den elterlichen Bauernhof. Seine Kinder sind Elisabeth (1953), Martin (1954), Helmut (1957) und Ruth (1958). Frau Irma Barth starb 1984 (Krebs), Berthold verunfallte beim Holzen, erholte sich aber einigermaßen. Er ist "Aeltester" einer reformierten Gemeinschaft.

- Lydia Kälber-Barth ist verheiratet mit einem Kaufmann. Sie hat einen Sohn Ulrich, ein behindertes Problemkind Annette, einen Sohn Joachim sowie einen Sohn Werner. Diese Familie lebt in einem wenige Kilometer von Dürrn entfernten Dorf.

- Gerhard Barth ist ebenfalls Kaufmann. Er war verheiratet mit Margot, einer Witwe mit Sohn. Diese Frau brachte einen weiteren Sohn und zwei Töchter zur Welt, starb dann aber an Krebs. 1983 heiratete Gerhard ein zweites Mal, und zwar eine Marianne, verwitwete Klein, geborene Schmidt und wohnt seither in D 6902 Sandhausen.

Die meisten Kinder Karls, Bertholds, Lydias und Gerhards sind inzwischen gross geworden, haben sich zu tüchtigen Berufsleuten ausbilden lassen und selbst wieder Familien gegründet. Man hört vom selbstlosen Einsatz in der Krankenpflege und von künstlerischer Betätigung.

Zu den übrigen Onkeln, Tanten, Cousinen und Cousins war unsere Beziehung etwas lockerer, weil wir nie bei ihnen übernachteten, als wir damals acht Jahre in Deutschland wohnten. Diese Verwandten trafen wir gelegentlich auf den Feldern bei der Arbeit, wenn gegenseitig ausgeholfen wurde. Im Sommer bei der Getreide-Ernte fielen uns vor allem Wilhelm und Berta auf, die beide wie die Wilden hantierten. Mit der Lade-gabel warf der kräftige Wilhelm die schwersten Garben schwungvoll auf den hohen Wagen, auf dem Berta sie in Empfang nahm und ebenso schwungvoll, geschickt, rasch und richtig plazierte. Heute (1990) ist diese kräftige und lustige Berta eine über achtzigjährige Urgrossmutter. Wilhelm jedoch verlor sein Leben schon 1962 bei einem Verkehrsunfall.

Wilhelm und Berta sind die Kinder meines Onkels Fritz und meiner Tante Luise. Onkel Fritz Klenk, der Bruder meines Vaters, betrieb seine Landwirtschaft als Nebenberuf. Er fuhr, wie seine Nichte Johanna, als Gold- und Silberschmied täglich zur Arbeit nach Pforzheim.

Oben im Dorf wohnte Vaters jüngster Bruder, Onkel Johannes mit Tante Julie, Sohn und Töchtern. Onkel Johannes, mein Vater nannte ihn "Hannesle", war ein kleines zähes Männlein, das meist eine schwarze Zipfelmütze trug. Einmal nahm mich dieser Onkel mit in seinen Weinberg,

der recht weit entfernt an einem Abhang lag. Dieser Rebberg mit "Akersalat" (Nüsslisalat) wildwachsend zwischen den Rebstöcken, das war etwas ganz anderes als die gewohnten offenen Mohn-, Kartoffel- und Getreidefelder. Mit Pferd und Wagen fuhren wir sogar durch einen Wald, und am sonnigen Hang bei den Reben fanden wir wildwachsende Himbeeren und Brombeeren.

Manchmal, vor dem Einnachten, begleitete ich meine Grossmutter hinaus zum Kartoffelacker. Am Arm trug sie einen Korb und über ihre Schulter wie ein Gewehr die grosse zweizinkige Hacke. Oben im Dorf kamen wir an einem Garten mit Stangenbohnen vorbei und sahen dort gelegentlich - halb verdeckt zwischen den Bohnenstauden - eine arme Frau, die einen schrecklichen Kropf an ihrem Halse trug. Da hing nicht nur eine dicke Knolle, nein, da wucherte ein riesiges Gewächs in der Form einer langen und dicken Gurke. Wenn diese furchterregende Frau mit Grossmutter ein paar Worte wechseln wollte und zwischen ihren Bohnen hervortrat, schwang sie jeweils ihren lästigen Kropf über die eine oder andere Schulter zurück!

Neben uns schnatterten oft die aufgeschreckten Gänse und streckten uns wütend ihre langen Häuse entgegen, so dass ich richtig Angst bekam und mich hinter der Grossmutter versteckte. Sie fürchtete sich nicht, stellte ihren Korb auf den Boden und trat entschlossen auf die erstbeste Gans zu. Sie wickelte geschickt ihren Arm um deren Hals und sagte: "Die beissen dich nicht, wenn du ihnen so entgegentrittst. Das sind ganz liebe Tiere. Schau! Nun wackeln sie schon weiter!" Aus dem Strassengraben tranken die weissen und grauen Vögel Wasser und streckten nach jedem Schluck ihren Kopf bolzgrad in die Höhe. Als ich Grossmutter fragte, weshalb diese Tiere so "komisch" trinken, bekam ich zur Antwort: "Nach jedem Schluck Wasser schauen sie hinauf zum Himmel und danken Gott für das gesunde Wasser!"

In vielen Familien wurden Gänse gehalten und manchmal sogar auch - welch grausige Tierquälerei - "gestopft"! Das ging so vor sich: Einige Frauen setzten sich plaudernd am Strassenrand zusammen, jede mit einer Gans zwischen den Knien. Aus einem Korb entnahmen sie die fetten walzenförmigen Kartoffelküchlein, die sie den Gänsen in den gewaltsam geöffneten Schnabel drückten und dann mit beiden Händen den langen Hals hinuntermassierten! Dies wurde von vielen Leuten ganz selbstverständlich so gemacht, um grosse Gänselebern zu bekommen. Bei Grossmutter und bei Tante Karoline jedoch habe ich diese offensichtliche Tierquälerei nie beobachtet.

Auf dem Acker, nicht weit vom Dorf entfernt, standen die Kartoffelstauden in schönen Reihen und blühten auch schon weiss oder rot. Grossmutter schlug ihre Hacke hinter dem ersten Stock kräftig in den Boden

und zog die ganze Pflanze mit einem einzigen Schwung heraus. Wie Goldklumpen oder hübsch rötlich rollten die Kartoffeln vor unsere Füße, und ich sammelte sie in den Korb, so dass Grossmutter sich nicht zu bücken brauchte. Wir ernteten nur einen Korb voll für die nächsten Tage, mussten auch die Arbeit abbrechen, weil es schon ziemlich finster geworden war.

Nun konnte es passieren, dass plötzlich, in der Dämmerung, die Betzeitglocken zu läuten begannen. Dann stützte sich Grossmutter auf ihre Hacke und betete laut:

- Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
weil es nun Abend worden ist.

Dein göttlich Wort, das helle Licht,
lass ja bei uns auslöschen nicht.

- In dieser ernsten, schweren Zeit
gib uns des Glaubens Beständigkeit,
dass wir Dein Wort und Sakrament
rein b'halten bis an unser End,

- dass wir in mutger Glaubensruh
dies zeitlich Leben bringen zu,
und wenn der Abend neiget sich,
lass uns einschlafen seliglich.

- Befiehl dem Wächter, dass er komm'
und uns bewach, Dein Eigentum.
Schick uns die lieben Engel zu,
dass wir vom bösen Satan haben Ruh.

- O, Du heilige Dreifaltigkeit,
wir loben Dich bis in alle Ewigkeit.

Es war in der Tat ein feierlicher Moment, wenn die Grossmutter ihre Arbeit beim Glockengeläute ruhen liess und auf dem Feld im Dämmerlichte stehend betete, und doch schien mir, dass die Leute diesen "lieben Gott" für ziemlich dumm und vergesslich halten mussten, da sie ihm jeden Tag die gleichen Bitten vorbringen und ihm sagen müssen, was er zu tun habe! Erst später verstand ich, dass ein Gebet eigentlich in der umgekehrten Richtung gehen müsste, im Sinn: "Lieber Gott, sag mir, was ich tun soll, wie ich mich verhalten soll!" So etwas wird ja in der zweiten und der dritten Liedstrophe angetönt.

Als ich die Grossmutter fragte, weshalb sie immer ausgerechnet dann bete, wenn die Glocken läuten, erklärte sie mir, die Töne der Kirchenglocken flögen direkt zum "lieben Gott" und nähmen alle Bitten und Anliegen mit!

Dies Abendgebet scheint in Pfaffenhofen, Württemberg, sehr verwurzelt gewesen zu sein. Grossmutter brachte es von dort, und auch ihre Nichte, Frau Gottliebin Vontobel-Biedermann betete es mit Heinrich, der darüber folgendes schreibt:

"Wenn das Betzeitläuten vom Turm der St. Jakobs-Kirche in Zürich über die Sihl herüber in unsere Stube hereindrang, stellte sich Mutter mit mir, dem fünfjährigen Buben, an die Wand und betete. - Sie sagte später, dieses Gebet stamme aus dem Dreissigjährigen Krieg. Sie hatte es mitgebracht aus ihrer Kindheit in Pfaffenhofen, Württemberg, wo sie bis zu ihrem vierzehnten Altersjahr aufwuchs. Dann kam sie in die Schweiz."

In alten Kirchengesangsbüchern findet man über den Verfasser dieses Textes: "Selnecker, Nikolaus, von Hersbruck bei Nürnberg, 1530 bis 1592, Schüler und Anhänger Melanchthons, Organist in Nürnberg, Hofprediger in Dresden, Professor der Theologie in Jena und Leipzig, Generalsuperintendent zu Wolfenbüttel, eifriger Förderer des Kirchengesangs." Man findet übrigens noch weitere Strophen. Eine davon ist sogar ganz antisemitisch und wütet gegen die bösen Juden, welche Christus umbrachten, andere befassen sich mit den unerwünschten Sekten! Am Ende des Lieds steht alsdann: "Nach Liedern von Nikolaus Hermann und Nikolaus Selnecker, 1611." Beim Vergleich der Texte in den verschiedenen Büchern stellt man auch Varianten fest. So heisst es einmal: "In dieser letzten, trüben Zeit..." andernorts: "In dieser letzten, schweren Zeit..." oder gar: "In dieser letzten, bösen Zeit..." Dies ist nur ein Beispiel von mehreren ähnlichen Fällen. Ich schreibe nun noch der Vollständigkeit halber die wichtigsten weiteren der gefundenen Verse auf.

- Herr Jesu hilf, dein Kirch erhalt;/ wir sind gar sicher, träg und kalt.
Gib Glück und Heil zu deinem Wort;/ schaff, dass es schall an allem Ort.
- Erhalt uns nur bei deinem Wort / und wehr des Teufels Trug und Mord.
Gib deiner Kirche Gnad und Huld,/ Fried, Einigkeit, Mut und Geduld!
- Ach Gott, es geht gar übel zu/ auf dieser Erd ist keine Ruh!
Viel Sekten und viel Schwärmerei/ auf einen Haufen kommt herbei.
- Den stolzen Geistern wehre doch,/ die mit Gewalt sich heben hoch
und bringen/stets was Neues her,/ zu fälschen deine rechte Lehr.
- Die Sach und Ehr, Herr Jesu Christ,/ nicht unser, sondern dein ja ist;
darum so steh du denen bei,/ die sich auf dich verlassen frei.
- Dein Wort ist unsres Herzens Trutz / und deiner Kirche wahrer Schutz;
dabei erhalt uns, lieber Herr,/ dass wir nichts andres suchen mehr.
- Hilf leben uns in deinem Wort / und drauf im Frieden fahren fort
von hinnen aus dem Jammertal / zu dir in deinen Himmelssaal.

Die vier Verse von Grossmutter's Abendgebet heben sich inhaltlich und sprachlich deutlich (und vorteilhaft) ab von den übrigen. Grossmutter's Gebet bildet eine in sich abgerundete Einheit. Die weiteren Strophen scheinen "beigefügt", und sie bringen ein ganz neues Thema, Kirche und Sekten. Sie wirken stellenweise zwar gutgemeint, aber doch recht unbeholfen.

Als mein Vater noch ein Bauernbub war, besass er einen Ziegenbock, von dem er uns gern erzählte. Dieser Bock spielte oft mit den Buben, holte sie auch mittags und abends beim Schulhaus ab. Offenbar freuten sich alle Kinder am eigensinnigen, ja störrischen Wesen dieses Tieres, denn meist war es etwas recht Lustiges oder Dummes, was der Bock in seinem Uebermut anrichtete!

Als einmal Obst oder Kartoffeln mit dem Handwagen transportiert werden sollten, zogen die Gebrüder Klenk dem armen Bock einen Brotkorb ohne Boden über den Kopf und hängten das beladene Wägelchen mit Stricken an dieses Improvisations-Kummet. Doch ach, der Bock wollte sich nicht einspannen lassen und rannte samt dem Wagen davon. Die Buben konnten ihn nicht mehr auf seinem Weg nach Hause einholen. Dort kam er ohne Wagen und ganz verstört an. Eine Strafe war wieder einmal fällig! Vater als der Aelteste wurde tatsächlich geschlagen wegen Tierquälerei, und man rechtfertigte diese damals übliche Pädagogik mit der Bibel, wo irgendwo stehen soll: "Wer seinen Sohn liebt, der züchtigt ihn!"

Doch auch der Bock hatte von sich aus manchmal ausgefallene Ideen, stieg er doch eines Abends die Treppen hinauf zur Korndiele und frass vom Korn, das dort zum Nachtrocknen aufgeschichtet lag. Als es schon ganz dunkel war, schaute er wie der wahrhafte Teufel die Treppe herunter und erschreckte die Leute mit seinen leuchtenden Augen! Es kam schliesslich so weit, dass - wenn etwas Dummes im Dorf passierte - die Leute sogleich sagten: "Das hat bestimmt Klenks Bock getan!"

Der Gipfel der Geissbock-Untaten wurde erreicht, als an Weihnachten das aufgebrachte Tier in die Stube hereinrannte und den im Kerzenlicht strahlenden Christbaum stürmte und umwarf. Die Brandgefahr war gross. Man versuchte zu löschen und den Bock festzuhalten, doch der rannte mit einem gewaltigen Sprung durchs geschlossene Fenster hinaus auf den nur wenig tiefer liegenden Hof.

Einmal in der Woche, samstags oder am Sonntagmorgen, rasierte sich Onkel Karl. Das war für uns Kinder eine Art Theatervorstellung! Schon die umständliche Zubereitung des Seifenschaums mit dem Rasierpinsel war sehenswert. Dann folgte das lustige Einseifen des stoppelbedeckten Gesichts, wobei auch wir sprungbereit aufpassen mussten,

um nicht auch einen Schaumtupfer auf die Nase zu bekommen. Das "Abziehen" (Schleifen) des grossen Rasiermessers auf dem Lederriemen ging rasch und geschickt vor sich, und dann folgte der Höhepunkt der Vorstellung! Onkel Karl setzte das scharfe Rasiermesser an und schnitt beim Rasieren die herrlichsten Grimassen, so dass wir lauf herauslachten.

Ja, wirklich, wir waren mit wenigem zufrieden und konnten uns auch ohne Spielsachen herrlich unterhalten. Wenn bei regnerischem Wetter ein Wagen voller Rüben, Runkeln oder Kartoffeln vom Felde heimkam, dann klebte meist noch etwas lehmige Erde am den Felgen und Speichen der Räder. Das war unser "Plastilin", aus dem wir Männlein, Tiere aller Art, ja ganze Bauernhöfe formten und damit spielten. Der Phantasie waren keine Grenzen gesetzt, und an Ausgangsmaterial fehlte es uns nicht. Wir konnten stundenlang zufrieden unter einem Wagen spielen, ohne dass uns unser Spielzeug verleidet wäre.

Es war in der Mitte oder gegen das Ende des Ersten Weltkriegs. Vater hatte einen kurzen Urlaub bekommen und uns in Dürrn bei seinen Verwandten besucht. Nur allzusehr verflögen die Urlaubstage, und der Abschied nahte. Vater im Soldatenkleid, mit Gamaschen und Stiefeln, war bereit zum Abmarsch. Die Bahnstation musste in einem längeren Fussmarsch pünktlich erreicht werden. Ich durfte mit Mutter den in den richtigen Krieg ziehenden Soldaten so weit als möglich begleiten.

Obwohl ich damals noch sehr jung und noch nicht einmal schulpflichtig war, machte mir dieser Abschied meiner Eltern voneinander einen gewaltigen Eindruck. Die damals erlebte Szene beschrieb ich sehr ausführlich, als wir später dem Herrn Pfarrer in Meilen am Ende des Konfirmandenunterrichts einen "Lebenslauf" abgeben mussten. Pfarrer Frei, der spätere Kirchenrats-Sekretär der reformierten Landeskirche des Kantons Zürich, war offenbar von meiner Schilderung beeindruckt. Als er meinen Eltern vor der Konfirmation einen Besuch abstattete, empfahl er ihnen, mich an der Universität studieren zu lassen. Auch meinte er, das Sprach- und Literaturstudium wäre für mich das Richtige.

Ich erinnere mich noch deutlich, wie Vater die traurige Mutter auf dem weiten Weg zur Bahnstation immer wieder bat, doch endlich umzukehren und ihn nicht mehr weiter zu begleiten, trennen müsse man sich ja auf jeden Fall einmal! Im Wald, den wir durchquerten, rauschten schauerlich die Bäume, denn ein starkes Unwetter zog drohend aus dem Westen heran. Grelle Blitze zuckten in den schwarzgrauen Wolkenmassen, und die Donnerschläge erschreckten uns. Bei der grossen Eiche am Wald-

rand, wo der schmale Weg wieder auf freies Feld hinausführte, wollten Vater und Mutter sich trennen. Sie blieben traurig voreinander stehen, und staunend schaute ich zu, wie die beiden sich umarmten und küssten. So etwas hatte ich noch nie gesehen, und ich weinte auch, weil Mutter so sehr weinte. Vom Vater wurde ich ein letztes Mal hochgehoben und erfolglos getröstet. Da es stark zu regnen begann, riss sich Vater los und eilte ins Unwetter hinaus. Grosse Tropfen klatschten auf uns nieder. Wir suchten Schutz unter den Bäumen und winkten noch lange dem in den Krieg ziehenden Soldaten nach. Bevor er hinter einem fernen Gebüsch endgültig verschwand, schaute auch er noch einmal zu uns zurück. Als wir nichts mehr von ihm sehen konnten, wendeten wir uns heimzu. Im Wald waren wir vor Wind und Wetter einigermaßen geschützt. Das Gewitter verzog sich nach und nach, und ich war froh, wenigstens die gute Mutter noch zu haben!

1.7.90 "Fichen". Sicher existieren da und dort sog. "Fichen" über mich, denn ich habe immer noch Verwandte in Deutschland. Zur Hitlerzeit galten Personen wie ich im Militär als unzuverlässig. Das spürte ich bereits bei der Rekrutierung in Uetikon. Als Mittelschüler war ich beim Klettern, beim Hoch- und Weitsprung und in der Staatskunde einer der besten zukünftigen Rekruten, trotzdem stellte man mich vorerst für ein Jahr zurück, und als es darum ging, mich einer Truppenzuteilung zuzuteilen, und ich gar noch Funker werden wollte, da flüsternten die hohen Offiziere sich allerlei zu! Wahrscheinlich befürchteten sie, ich könnte im Ernstfall militärische Geheimnisse ins Ausland funken!! Sie erklärten mir dann schonend, diese Posten seien leider schon alle besetzt. Da sagte ich, die Sanität interessiere mich auch noch, doch der Aushebungsoffizier hatte bereits den Stempel in der Hand, und mit den Worten: "Infanterie brucht's an!" drückte er ihn in mein Dienstbüchlein. Im Laufe der Jahre absolvierte ich alle Wiederholungskurse und alle Schiessübungen pünktlich, dazu freiwillige Hochgebirgs- und Skikurse, sowie mehr als 700 Aktivdiensttage: - Als ich altershalber vom "Auszug" in die "Landwehr" übertrat, warf mir meine Einheit sogar noch den Ehrentitel eines "Gefreiten" nach, hatte ich doch oft als gewöhnlicher Soldat die Funktion des Gruppen- oder Zugführers, des Wachtkommandanten etc. versehen oder allein gegen die ganze Kompanie den Feind markiert.

Ein zweiter Grund, weshalb ich eine "Fiche" mit meinem Namen vermute, ist die Tatsache, dass ich als Student ausländische Zeitungen und Zeitschriften abonnierte. Mich interessierten damals schon literarische und politische Vorgänge, ohne dass ich selbst in extremen Gruppen mitgemacht hätte. Nach dem Grundsatz: "Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man muss sie hören alle beide!" hatte ich auch eine

Zeitung „Le journal de Moscou“ abonniert. Sie diente mir zwar mehr zum Erlernen der französischen Sprache und weniger zum Studium kommunistischer Ideen, was ich doch damals mit Begeisterung in einer Lehrergruppe für demokratische Erziehung.

Ich werde nicht nach meinen „Fichen“ fragen, denn ich fühle mich absolut schuldlos. Nie habe ich etwas Unschweizerisches gesagt oder getan, ganz im Gegenteil! Im staatskundlichen Unterricht versuchte ich, die Schüler für die demokratischen Einrichtungen der Schweiz zu begeistern.

Erwin Derungs
Berufsschulhaus

Dietikon, 2. April 1990

An alle Schulhauskonvente und bekannten Lehrer im Ruhestand

20 JAHRE SCHULPRAESIDENT J. P. TEUSCHER

Liebe Kolleginnen und Kollegen

Ein Komitee der Schulpflege will auf Schuljahresende 1989/90
obiges Jubiläum mit einer Sammlung von

- | | | |
|-------------|------------------|-------------------|
| - Versen | - Geschichten | - Schnitzelbänken |
| - Anekdoten | - Witzen/Rätseln | - Erlebnissen |
| - Rezepten | - Vorschlägen | - Inseraten usw. |

bezogen auf die Person und das Amt unseres Schulpräsidenten in
Form einer Schrift, Zeitung oä herausgeben.

Als Lehrervertreter sind sie an mich gelangt mit der Bitte, unter
der Lehrerschaft Schreibtalente zu suchen. Es wäre schön, wenn
jedes Schulhaus und viele begabte Kollegen im Ruhestand 1 bis 2
freie Beiträge zu diesem Werk beisteuern würden (ca. 1/2 bis 2/3 A4
pro Arbeit). Das Ganze wird etwas illustriert, in ca. 150 Exemplaren
gedruckt und an der Schlussfeier im Reppischtal dem Jubilar über-
reicht und verteilt.

Ich überlasse es jedem Konvent und jedem Kollegen frei, wahre und
unmögliche Vorkommnisse der letzten 20 Schuljahre in Dietikon in
Worte zu kleiden und diese bis Samstag, 5. Mai 1990 an folgende
Adresse zu senden:

Herr Robert Müller
Schulpfleger
Im Dörfli 19
8953 Dietikon

Besten Dank für Eueren Einsatz und Euere Beiträge.

E. Derungs

Beitrag zur Ehrung Jean Pierre Teuschers

Wieder einmal sollte ein neuer Sekundarlehrer nach Dietikon kommen. Was konnte der Schule da alles bevorstehen, wenn der Neue unerfahren und unsicher war! Jeder neu nach Dietikon abgeordnete Sekundarlehrer mathematisch-naturwissenschaftlicher Richtung wurde von der Schulpflege mir zugeordnet, weil ich hier schon seit 1934 Erfahrungen auf der Sekundarstufe gesammelt hatte.

Dies war die Situation im Jahr 1957, und der Neue war Jean Pierre Teuscher. Meine Bedenken verflüchtigten sich und verwandelten sich in Zuversicht als mir Jean Pierres Eltern erklärten, ihr Sohn sei einer Dietiker Schulklasse ohne weiteres gewachsen, er betätige sich ja als aktiver Pfadfinder und bewähre sich im Militär und überall.

Und in der Tat, er wusste von Anfang an ganz genau, was er erreichen wollte und erreichen konnte, gewann sofort die Zuneigung und das Vertrauen seiner Schüler, seiner Kollegen und der Schulpflege. Er behandelte jeden Schüler als vollwertigen Menschen und erwartete viel von ihm. Er ermunterte ihn, vertraute ihm und förderte sein selbständiges Handeln. Dies zeigte sich ganz deutlich in den Arbeitswochen.

Jean Pierre Teuscher gab z.B. für die Arbeit der Schüler an der Expo 1964 in Lausanne die folgenden Anweisungen heraus:

"....An jedem Arbeitstag schreibst du einen Bericht über jene Abteilung, die dir zugewiesen wurde.,.,.,.Wenn dich etwas besonders anspricht, betrachte es genau! Hast du die Uebersicht über die gesamte Abteilung, so wählst du ein einzelnes Detail aus, das dir besonders bemerkenswert erscheint. In deinem täglichen Bericht schreibst du also nur über ein einziges Detail, nicht über die ganze Ausstellung!.....Wir wollen keine phantasielosen Aufzählungen sämtlicher Gegenstände!.....Schlechte Arbeiten werden zurückgewiesen und müssen neu geschrieben werden. Dabei muss ein neues Detailthema ausgelesen und bearbeitet werden!....."

Wenn man auch nie genau wusste, was Jean Pierre Teuscher hinter seinem zusammengepressten Schmollmund eigentlich dachte, so erkannte man doch stets seine gute Absicht an seinem überlegten und konsequenten Handeln. Ich schliesse mit einem recht herzlichen persönlichen Dank und mit dem Dank der Schule Dietikon für Jean Pierre Teuschers erfolgreiches Wirken als Sekundarlehrer unserer Schule.

Karl Klenk

Karl Klenk

Für Martha

Meiner Schwester, Martha Altorfer - Klenk, geboren am 1. August 1915, fallen immer wieder Erlebnisse unserer gemeinsamen Kinderzeit ein. Für sie schreibe ich hier einige Erlebnisse auf und bitte sie, ihre Ergänzungen beizufügen.

Heilbronn

Diese hübsche süddeutsche Stadt liegt am Neckar-Fluss. Sie wurde bekannt durch Goethes "Götz von Berlichingen" und Kleists "Käthchen von Heilbronn". Wenn wir Kinder unsere Mutter in die Stadt begleiten durften, kamen wir gelegentlich an einem dicken, runden Turm, dem "Götzenturm", vorbei. Unsere Mutter erklärte uns dann, der düstere Turm heiße so, weil in ihm der tapfere Ritter Götz von Berlichingen eingesperrt war. Wir atmeten erleichtert auf, als Mutter uns erklärte, der Ritter sei jetzt nicht mehr drin, hier werde niemand mehr eingesperrt, und wahrscheinlich sei der Turm ganz leer.

Mehr als dieser uralte Turm interessierte uns der Weg zum Bahnhof, den wir bald auswendig kannten. Wenn wir zur Bahnstation marschierten, dann wussten wir, nun ging's auf die Reise nach Dürrn zu den Grosseltern väterlicherseits, und darauf freuten wir uns stets. Der Bahnhof befand sich auf der andern Seite des Neckar-Flusses. Wir mussten ihn also auf einer breiten Brücke überqueren. Da zwängten wir jeweils unsere Köpfe durchs Eisengitter des Brückengeländers, um aufs strömende Wasser hinunterzuschauen. Dabei empfanden wir das berauschte Gefühl, die Brücke bewege sich der Strömung entgegen. Wir hatten das Gefühl, samt der ganzen Brücke zu fliegen. Mutter mahnte zur Eile. Doch ach, wegen unsern Ohren gelang es uns kaum mehr, unsere Köpfe durch das Eisengitter zurückzuziehen. Wir bekamen eine panikartige Angst und befürchteten, man müsse uns nun die Ohren abschneiden. Natürlich würden wir auch den Zug verpassen. Es würde wohl lange dauern, bis der Schlosser käme, um das Eisengeländer auseinanderzusägen. Zum Glück wurden wir mit Mutters und der Passanten Hilfe rechtzeitig befreit.

Eines Tages war meine noch sehr kleine Schwester Martha, die kaum recht reden konnte, verschwunden, einfach in einem unbeaufsichtigten Augenblick davongelaufen. Wahrscheinlich wollte sie eine Reise zu den Grosseltern, zu Onkel und Tante, d.h. nach Dürrn, unternehmen. Der Polizei soll sie erzählt haben, auf der Neckarbrücke sei ein Mann gekommen, und der habe "Hoppla" zu ihr gesagt. Eine gescheiterte Auskunft wusste sie nicht. Unsere Mutter muss beträchtliche Aengste und Umtriebe durchgestanden haben, bis sie schliesslich bei der Poli-

zei nachforschte - unser Vater war ja 1914 bis 1918 an der Front. Man kann sich das Glücksgefühl vorstellen, das Mutter und Tochter empfanden, als sie sich wieder gefunden hatten.

Wir wohnten damals in der "Rosenau" am Rande der Stadt. Hinter einem Bretterzaun begann die freie Landschaft mit Wiesen und Feldern. Nicht weit entfernt war auch die "Knorri" (Knorrs Lebensmittelfabrik). Das, was sich "Rosenau" nannte, war eine Reihe kleiner, ziemlich gleich aussehender Arbeiterhäuschen längs eines schmalen Strässchens. Jedes Haus besass ein kleines Gärtchen auf der andern Seite des Wegs und ein noch kleineres an der Rückseite des Gebäudes. Mutter, Schwester und ich, wir wohnten im obern Stock des hintersten Häuschens, und unten hausten Tante Mina, Onkel Ernst (der Bruder meiner Mutter) und Cousin Ernst, dessen Bruder Erich erst später geboren wurde.

Tante Mina war trotz der schlimmen Kriegszeit stets fröhlich und zu Spässen aufgelegt. Später klagte sie oft und meinte: "Wenn doch nur meine Beine auch so funktionstüchtig wären wie mein Mundwerk!"

Ihren Teig bearbeitete sie mit dem Wallholz, bis er beinahe durchsichtig-dünn geworden war. Dann breitete sie die grossen runden Teigfladen auf ihrem Divan aus, den sie zuvor mit schneeweissen Leintüchern belegt hatte. Nicht nur auf der Sitzfläche, sondern auch auf der Rück- und den Seitenlehnen mussten die Fladen nun längere Zeit trocknen. Wenn Tante Mina dann den gut ausgetrockneten Teig zu Würsten aufrollte und mit ihrer Brotschneidemaschine in feine Streifen zerschnitt, dann durften wir Kinder zuschauen. Von Zeit zu Zeit griff Tante in die geschnittenen Nudeln, lockerte sie, warf sie hoch in die Luft und rief: "Seht, wie es Nudeln schneit!" Und staunend schauten wir zu.

Nicht weit von der "Rosenau" entfernt konnten und durften wir Kinder im Neckarfluss baden. Dort, wo er breit und nicht sehr tief war entkleideten wir uns am Damm, beschwerten unsere Kleider mit grossen Steinen und stiegen ins kühle Wasser, in dem es kaum möglich war zu schwimmen. Mit Cousin Ernst Feuchter entdeckte ich im Schilf lebende Muscheln. Wir sammelten die wertvolle Beute und trugen sie am Abend in unsern Hosentaschen nach Hause. In einem Waschbecken gaben wir den Muscheln genügend Wasser und stellten sie am folgenden Tag an die Sonne. Wir glaubten, es gefalle den gefangenen Tieren bei uns, als sie im lauwarmen Wasser sich öffneten und ihre zarten, fleischigen Körper herausstreckten. Da wir aber nicht wussten, womit wir die armen Tiere füttern könnten, und da Tante Mina ganz entsetzt von "Tierquälerei" redete, mussten wir die eigenartigen Lebewesen wohl oder übel wieder in den Fluss zurückbringen.

Meine Schwester Martha spielte viel lieber mit ihrer Puppe "Gertrud", die sie in einem Wägelchen spazieren führte. Wir Buben hätten es lieber gesehen, wenn auch Martha mit uns gespielt hätte. Doch unsere Spiele, Verstecken, Fangen und Klettern gefielen ihr meistens nicht. Höchstens zum Hüpfspiel, bei dem man mit einem Kieselstein auf dem Schuh von der "Erde" bis zum "Himmel" und zurück hüpfen musste, ohne dass der Stein vom Schuh fiel, war meine Schwester gelegentlich zu überreden. Der Puppenwagen mit Gertrud stand daneben und verleidete Cousin Ernst dazu, meine Schwester zu foppen und zu ärgern. Plötzlich griff er kühn in den Wagen hinein, packte die Puppe an den Füßen, zog sie heraus und hielt sie an den Beinen hoch. Dabei fielen die Röcke der Puppe über deren Kopf nach unten. Man sah die langen weissen Beine und den unbedeckten Bauch Gertruds, während die Kleider wie ein Lampenschirm den Porzellankopf verhüllten. Martha kreischte vor Wut und wollte die Puppe dem Peiniger entreissen. Der hielt sie hoch, schüttelte sie und rief im Wegrennen: "Ein Lampenschirm! Ein Lampenschirm!" Weinend rannte Martha schliesslich ins Haus, um uns böse Buben zu verklagen.

Das Gärtchen an der "Rosenau" gehörte vor allem Tante Mina, Onkel Ernst und der Grossmutter Feuchter. Was ich im Garten zu tun hatte, beschränkte sich auf das gelegentliche Abschneiden eines kleinen Sträusschens Schnittlauch. Auch erinnere ich mich deutlich an das Lob von der Grossmutter, der ich hinter dem Haus behilflich war, die Johannisbeeren zu pflücken. Sie hatte etwas Mühe, sich zu bücken und pflückte die oberen für sie leicht zugänglichen Beeren; ich kauerte am Boden und erntete die untern.

Onkel Ernst trat in jener Zeit nur sehr selten in Erscheinung. Von Beruf war er Gold- und Silberschmied und arbeitete auswärts, ob in seinem Beruf oder anderweitig ist mir nicht bekannt. Ein grosses Diplom das er eines Tages erhielt, ist heute noch vorhanden. Diese stets in Ehren gehaltene Auszeichnung, diese Anerkennungs-Urkunde in Goldrahmen, stammt aus einem internationalen Goldschmiede-Wettbewerb, der Onkel Ernst einen der ersten Preise eintrug. Unser Onkel war eben ein geschickter Bastler, der sich - vor allem in der Vor-Weihnachtszeit - mit allerlei geheimnisvollen Arbeiten beschäftigte.

Einmal sass er mit Glaspapier, Feile, Bohrer und Laubsäge am Küchentisch und hantierte mit seinen Schäubchen, Hölzchen und Drächtchen. Ich lehnte mich an sein Knie und fragte: "Onkel Ernst, was machst Du denn da?" Er unterbrach seine heikle Laubsägearbeit, beugte sich lächelnd zu mir herunter und antwortete bedeutungsvoll: "Das gibt Hirnkasten-Rädchen!!!" Ich gab mich zufrieden, zweifelte aber gewaltig

am Wahrheitsgehalt dieser Auskunft, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass sich in meinem Gehirn hölzerne Zahnrädchen drehen!

Cousin Ernst, der etwa ein Jahr älter war als ich, hatte einen Kamm und eine Schere erwischt. Wir wussten genau, dass dies keine Spielsachen waren, sagte doch die Grossmutter immer wieder: "Messer, Gabel, Scher und Licht sind für kleine Kinder nicht!" Mit dieser verbotenen Schere spielten wir, als einst unsere Mütter mit der Grossmama ausgegangen waren. Ernst mimte den "Frisör", ich war sein Kunde. Auf einem Fuss-Schemelchen sitzend, ein Handtuch um den Hals gebunden, liess ich mich bedienen. Ernst öffnete und schloss spielerisch die Schere, geräuschvoll und in raschem Rhythmus in der Luft, so dass ein geschäftiger Ton zu hören war, wie bei einem richtigen Berufsmann. Schliesslich konnte Ernst sich nicht mehr zurückhalten, fuhr mir mit dem Kamm durchs Haar und schnitt eine Handvoll davon heraus. Wahrscheinlich erschrak er, als er die Locke am Boden liegen sah. Damit die Eltern nichts von der Untat bemerken sollten, bat er mich, die verräterische Haarsträhne in meine Hosentasche zu stecken! Wahrscheinlich gehorchte ich ihm brav und willig. Dies Spiel gefiel uns längere Zeit. Nach und nach entstand - nach unserer Ansicht - eine "sehr schöne Frisur", die ich im Spiegel von allen Seiten besichtigte, ohne indessen sehen zu können, welches Unheil hinten angerichtet worden war. Meine beiden Hosentaschen musste ich gut zuhalten, damit das viele Haar nicht herausquoll. Wir glaubten tatsächlich, unsere Mütter würden nichts von unserm Spiel bemerken! Doch wir täuschten uns gewaltig! Es waren nicht nur verräterische Spuren auf dem Fussboden liegen geblieben, auch die "wundervolle Frisur" gefiel den Damen gar nicht!

In Grossmutter's oben erwähntem Ausspruch spielt auch das Licht eine Rolle, was heute nicht mehr ohne weiteres verstanden wird. Damals war in den Wohnungen der "Rosenau" elektrisches Licht noch nicht bekannt. Die Strassenlampen draussen und die Stubenlampen drinnen in den Häusern verbrannten Leuchtgas, wie es auch zum Kochen verwendet wurde. Arbeiten wie Wolle winden oder Teppiche ausklopfen, die auch im Halbdunkel verrichtet werden konnten, wurden für die Dämmerstunde aufbewahrt, und wenn schliesslich nichts mehr zu tun übrig blieb, setzten sich meine Schwester und ich zu Grossmutter aufs Bänklein vor dem Haus und warteten, bis es ganz dunkel war. Das war immer sehr gemütlich, denn Grossmutter wusste einiges zu erzählen. Mit der Zeit begannen wir zu frösteln und traten ins Haus. Nun durfte in der Stube die (wahrscheinlich) einzige Lampe des Haushalts angezündet werden, was meist ein ziemlich grosses Kunststück war. Das Gas strömte, sorg-

fältig reguliert, nicht zu schwach und nicht zu stark rauschend, in einen sogenannten Glühstrumpf aus schneeweissem, kalkartigem, sehr zerbrechlichem und porösem Material. Wenn man den Glühstrumpf ungeschickt berührte, zerfiel er auf der Stelle zu Staub und war kaputt. Man durfte ihn beim Einsetzen in die Lampe nur an seinem festen Sockel anfassen und wehe, wenn eines der Kinder die heilke Lampe erschütterte! Lange konnten wir das helle und teure Licht nie geniessen, denn unsere Mutter brachte uns mit der brennenden Kerze in der Hand zu Bett.

Obwohl wir in unserm kurzen Leben die Friedenszeit nie bewusst kennen gelernt hatten, bemerkten wir Kindergartenschüler doch einiges vom Weltkrieg 1914 - 1918. Beängstigend war die Inflation, die alles Geld entwertete und schliesslich dazu führte, dass für eine einfache Briefmarke mehrere tausend deutsche Mark bezahlt werden mussten. Man fragt sich unwillkürlich, was für Geldsorgen wohl unsere Mütter beim Einkaufen hatten. Zum Glück konnten wir immer wieder unsere Verwandten auf dem Lande besuchen, die uns gerne mit Lebensmitteln aushalfen.

Trotzdem blieb vieles knapp, und alles musste sorgfältig eingeteilt werden. Ich vermute sogar, dass Grossmutter, Mutter und Tante auf manches verzichteten, um uns Kinder den Mangel nicht spüren zu lassen. Ich schäme mich heute noch wegen einer Szene, die ich kleiner Fratz damals heraufbeschwor. Jedes von uns hatte zu den Kartoffeln ein kleines Stückchen braunes, herrlich duftendes Fleisch bekommen, das natürlich bald verschlungen war. Als nun nur noch Kartoffeln auf meinem Teller lagen, schaute ich hinüber zu Grossmutter, und als ich auf ihrem Teller mehrere braune Stücklein liegen sah, reklamierte ich sofort lauthals. Ich glaubte, eine grosse Ungerechtigkeit aufgedeckt zu haben! Beschwichtigend schob mir Grossmutter sogleich eines ihrer vermeintlichen Fleischstücke zu und erklärte mir, es sei ja nur in der braunen Fleischbrühe eingeweichtes Schwarzbrot!

So brachte die schlimme Kriegszeit manches mit sich! In Erinnerung blieben z. B. auch die auffälligen Fahrräder, deren Felgen rundherum mangels Gummis mit Metallspiralfedern besetzt waren. Angst und grossen Eindruck machten uns auch die riesigen Zeppeline am Himmel, die oft über uns dahindonnerten. Doch Mutter wusste uns zu trösten. Ja, sie sang damals noch täglich lustige Lieder und Operetten-Arien, die sie vor Jahren im Töchterchor der Stadt Heilbronn gelernt hatte, so z.B. "Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist" und ähnliches! Sie schwärmte auch vom lustigen Singlelehrer, den sie als Mädchen bewundert habe. Ihre Kraft und Ausdauer schöpfte sie aber aus der Bibel, in der sie bis zu ihrem Tod 1948 täglich las. Ich wunderte mich

oft, dass sie trotz ihres pietistischen Wesens auch das grausame Alte Testament immer wieder vornahm. Obwohl es ihrer Natur gar nicht entsprach, klopfte sie uns Lausbuben zwecks Erziehung manchmal auch aus, wenn wir dies verdient hatten. Der Vater und der Onkel waren ja fort, und in der Bibel steht doch irgendwo: "Wer seinen Sohn liebt, der züchtigt ihn!" Dabei hat unsere Mutter unter der Züchtigung mehr gelitten als wir Lausekinder.

Gegen das Ende des Kriegs tauchten auch die ersten Flugzeuge auf. Die Zeppeline hatten sich als zu schwerfällig und zu leicht verletzlich gar nicht bewährt. Jedes Erscheinen eines Flugzeugs mit brummendem Propeller war für uns Buben eine ganz grosse Sensation.

Wenn man den Kindergarten besuchen wollte, musste man selbst seine Schuhe nesteln und binden können. Dies war anfänglich ein Problem doch einige fremde Mädchen zeigten uns auf dem Schulweg, wie man diese Kunst auf ganz verschiedene Weise bewältigen kann.

In der Weihnachtszeit war natürlich auch das Christkind in der Gegend. Einmal, als Mitte Dezember die Sonne schien, kam in unsern Kindergarten eine zweite Kindergärtnerin und setzte sich hinten im Schulraum ans Fenster. Unsere "Tante" erzählte uns eine spannende Geschichte, als plötzlich ein goldener Schein über die Wand des Zimmers huschte. "Habt ihr gesehen, wie das Christkind vorbeiflog?" wurden wir gefragt, und alle antworteten im Chor mit "Ja!". Doch ich hatte den dringenden Verdacht, die Lichtspiegelung sei durch die zweite Kindergärtnerin hinter uns mit der Fensterscheibe oder mit einem Spiegel erzeugt worden!

Eines Tages führte mich meine Mutter an der Hand durch die Strasse der Stadt zur "richtigen" Schule, die weiter von der "Rosenau" entfernt war als der Kindergarten. Mutter ermahnte mich, ja recht gut auf den Schulweg zu achten, mir vor allem die Strassenecken einzuprägen, bei denen ich abzweigen musste. Da war z. B. eine ganz auffällige Hausecke, die gleichzeitig auch Hauseingang war! Eine von unten nach oben schmaler werdende Marmortreppe mit "goldenen" Geländern rechts und links führte zu diesem noblen Eckeingang hinauf.

Die "Knaben-Mittelschule" Heilbronn, ein riesiges Gebäude mit einem grossen Hof, besass zum Glück - ähnlich wie der Kindergarten - wenigstens ein ordentliches Klettergerüst, auf das ich mich freute. Ins Klassenzimmer durfte mir meine Mutter nicht folgen. Wie andere Mütter ihren Buben, so sprach auch sie mir Mut zu und verabschiedete sich von mir, nachdem ich ihr versichert hatte, den Heimweg nach der Schule ganz gut allein zu finden.

Der Herr Lehrer war ein grosser, schlanker Mann namens Hafner. Seine aus lauter kleinen Buben bestehende Klasse, alles Schulneulinge, zählte fünfundsechzig Knaben. Diese beeindruckende Zahl kann heute noch aus meinem ersten Schulzeugnis von 1919 entnommen werden. Da steht nämlich unter meinen neun recht guten Noten für Betragen, Fleiss, Religion, Lesen, Rechtschreiben, Schönschreiben, Rechnen, Heimatkunde und Singen: "3. Platz unter 65 Schülern." In der "Knaben-Mittelschule" herrschte damals der Brauch, die Schüler nach ihren Leistungen zu "setzen". Je besser, d.h. je fleissiger, ruhiger und folgsamer ein Schüler, je höher die Summe seiner neun Noten, umso weiter hinten in der Klasse durfte (oder musste) er sitzen. Die unruhigen, vorlauten, faulen und schlechten Schüler dagegen sassen ganz vorn in der unmittelbaren Reichweite des Lehrers, der bei Disziplinlosigkeiten und bei Nachlässigkeiten von seinem Stock Gebrauch machte und genau reglementierte und dosierte sogenannte "Tatzen" verteilte. Mit fünfundsechzig Schülern muss sich der Lehrer als eine Art "Tiebändiger" gefühlt haben.

Oft, wenn einige Buben ihre Hausaufgaben nicht oder nicht zur Zufriedenheit des Herrn Lehrers gelöst hatten, mussten diese "Delinquenten" gleich nach ihrer Ankunft vor der Klasse antreten. Die andern wurden freundlich begrüsst und durften nach dem Händedruck des Herrn Lehrers ihre Plätze aufsuchen. Als erstes hatten wir gelernt, wie man still und anständig in seiner Schulbank sitzt! Unsere acht Finger mussten schön gerade vor uns auf der Tischfläche liegen und nur die beiden Daumen durften die Platte von unten berühren. Unsere Hände konnten erst auf Befehl aus dieser Stellung wegbewegt werden, wenn wir unser Lesebuch, genannt Fibel, oder unsere Schiëfertafel hervorholen und etwas lesen oder schreiben mussten. Uns so an unsern Pultdeckeln festhaltend und bei absoluter Ruhe schauten wir der gefürchteten Bestrafung zu.

Jeder noch vorn stehende Bub musste eine Hand vorstrecken und bekam darauf einen, zwei oder mehrere Schläge mit dem Lineal. Es wurde ihm auch erklärt warum. Einer hatte seine Hausarbeit gar nicht geschrieben. Ein anderer hatte am Tag zuvor in seiner Arbeit zu viele Orthogaphiefeler, eine liederliche Schrift oder mehrere falsche Rechnungen abgeliefert.

Etwas so Schlimmes konnte mir dank meiner äusserst gewissenhaften Mutter nicht passieren. Sie kontrollierte alle meine Erstklässler-Arbeiten sehr genau. Wenn ich etwas in der damals noch üblichen, zackigen Frakturschrift schreiben musste, setzte sie sich meist neben mich und

schaute zu. Sie achtete darauf, dass alle Buchstaben schön gerade standen wie die Soldaten. Fuhr ich dann mit meinem Griffel einmal zu weit hinauf, dann stiess sie einen schrecklichen Schrei aus, so dass ich ganz gewaltig erschrak! Das Wort mit dem schiefen oder zu grossen Buchstaben wurde mit dem Schwämmchen sorgfältig gewaschen und sofort schön neu geschrieben. So kam ich beinahe ohne Tatze durch die Heilbronner Mittelschulzeit.

Ich weiss übrigens ganz genau, wie eine solche Tatze schmerzt, denn auch ich bekam einmal eine, nur eine einzige, in jenen Schuljahren, und ich weiss auch noch weshalb. Es war in der Rechenstunde. Lehrer Hafner gab Kopfrechnungen auf und fragte uns ab. Ich aber schaute einen Augenblick lang zum Fenster hinaus - und schon rief er mich auf! Natürlich wusste ich nicht, was er kurz vorher gefragt hatte, musste sofort vortreten und bekam die verdiente Tatze. Dann fragte mich Herr Hafner, ob ich jetzt wisse, wieviel vier mal acht ergibt. Die Rechnung $4 \text{ mal } 8 = 32$ habe ich nie mehr vergessen, und wenn sie einmal auftaucht, erinnere ich mich an den peinlichen Vorfall. Diese Tatze habe ich dem lieben Lehrer nicht nachgetragen. Ich wusste, dass er sie mir, schon aus Gerechtigkeitsgründen andern Schülern gegenüber, verabreichen musste. Ich hatte doch nicht aufgepasst!

..... Jeden Morgen - wenn allfällige "Exekutionen" überstanden waren - wurde laut gebetet! Dann begann der meist sehr interessante Unterricht.

Eine weitere eindrückliche Erfahrung machte ich auf dem Schulweg. Ich hatte zum Geburtstag ein schönes Sackmesser erhalten, auf das ich recht stolz war. In meiner Freude zeigte ich es auch meinem Lehrer, der es bewunderte, und auf dem Heimweg meinen Kameraden. Da trat ein grösserer Junge zu uns und sagte: "Zeig mir dein schönes Messer auch einmal! Ich gab es ihm in die Hand und er rannte damit davon. Leider hatte ich den Halunken nicht so genau angeschaut. Jedenfalls sah ich ihn und mein schönes Taschenmesser nie mehr wieder!

Da hier von meinen ersten Schulerlebnissen die Rede ist, so sei auch noch die Schiefertafel erwähnt, auf die wir mit dem sogenannten Griffel schreiben mussten. Wenn die Tafel vorn und hinten vollgeschrieben und das Werk vom Lehrer beurteilt war, wurde alles mit einem Schwämmchen wieder gewaschen. Wenn es nicht gerade gebraucht wurde, befand sich das Schwämmchen leicht angefeuchtet und zusammen mit einem weissen oder braunen Böhnchen in einer blumenverzierten Schwammbüchse. Die Bohne keimte natürlich in der Feuchtigkeit, und jeden Tag bewunderten wir das fortschreitende Wunder. In der Schreibstunde hörte man die fünfundsiebzehn Griffel laut auf dem Schiefer kratzen und manchmal

sogar pfeifen. Mit der Zeit wurde die Schreibfläche der Tafel uneben. Einige besonders schattierte Abstriche hatten ihre Spuren hinterlassen, die man nicht mehr wegwaschen konnte. Da gab mir eines Tages Herr Hafne einen sogenannten Bimsstein mit nach Hause, der ungefähr so gross und so dünn war wie eine halbe Schokoladetafel. Er erklärte mir, meine Mutter solle die Schiefertafel gut benetzen und mit dem Wunderstein so lange schleifen, bis sie wieder ganz glatt ist, Mit seinem Fettstift werde er mir dann die benötigten Querlinien wieder aufzeichnen.

Sofort machte sich meine Mutter ans Werk und schliff die Kratzer sauber aus der Tafel heraus. Als sie den Bimsstein, den sie lange und sorgfältig hin und her, kreuz und quer im Wasser über die Tafel gerieben hatte, und der durch die Schleiferei noch erheblich dünner geworden war, wieder von der Tafeloberfläche wegnehmen wollte, stellte sie mit grossem Schrecken fest, dass er mitten entzweigebrochen war! Sie erschrak, und ich begann zu weinen. Ich konnte doch dem strengen Herrn Lehrer seinen Bimsstein nicht so kaputt zurückbringen!

Meine Mutter war sehr besorgt. Doch sie versprach, mich in die Schule zu begleiten und selber mit dem Lehrer zu reden, ihm das Unglück zu schildern. Sie wollte ihn auch fragen, wo und wie sie ihm mit dem wenigen Geld, das sie damals besass, einen neuen Wunderstein kaufen könnte. Angsterfüllt, mit beinahe hörbarem Herzklopfen, traten wir vor den strengen Mann, doch der lachte laut heraus über unsere Angst! Jeder Bimsstein sei einmal aufgebraucht, tröstete er uns. Das sei wie bei einer Seife, und er warf die kläglichen Reste in seinen Abfallkübel neben dem erhöhten Pult! Er lobte die schöne, glatte Oberfläche meiner Schiefertafel und zeichnete mit Lineal und Fettstift die verschwundenen Schreibzeilen wieder darauf. Wie sehr erleichtert atmeten da wir beide wieder auf! Ich glaube, auch dies hat die gefürchtete Respektperson deutlich gehört!

Schule und Kindergarten waren damals wirklich ganz anders als heute - und wahrscheinlich nicht nur in Heilbronn. Da ist vor allem die Klassengrösse. Fräulein Muntwyler in Dietikon bekam 1902 in ihre neue Klasse über hundert neue Erstklässler. Da schrieb sie der Schulpflege in einem Brief: "... leider ist das Schulzimmer zu klein ...". Wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie alle aufgenommen! Doch die Schulpflege berief eine zweite Lehrkraft. Die kleinen Schülergruppen in Kindergärten und Schulen erlauben heute einen viel freieren und persönlicheren Betrieb. Die Schule pflegt heute neben dem notwendigen Lernen mehr und mehr auch das Selberdenken der Zöglinge.

Früh am Sonntagmorgen bestieg Onkel Ernst jeweils den Turm der Kilianskirche, um von hoher Warte gemeinsam mit andern Turmbläsern feierliche Choräle über die Stadt hin erklingen zu lassen. Nachmittags besuchten wir gelegentlich in der näheren Umgebung Heilbronn eine geheimesvolle und romantische Gegend. Da plätscherte im Wald ein munteres Bächlein, das uns Kinder zum Spielen einlud, und da träumte ein kleiner Teich und spiegelte die Kronen der uralten Bäume. Die Erwachsenen, Mutter und ihre Freundin "Schwester Julie" - in Pflegerinnentracht - setzten sich derweilen auf eines der Bänklein zum Lesen und Plaudern. Dieser sonntäglich-feierliche Ort trug den unverständlichen Namen "Köpfler", und wir stellten uns mit Schauern vor, dass hier früher die Verbrecher geköpft wurden.

Ich erinnere mich auch an Wettkämpfe in "Wasserball", die von Schwimmvereinen im Neckarfluss gegeneinander ausgetragen wurden. Mit den Zurufen: "Hopp-hopp" und "Heilbronner Patschnass!" feuerten wir die Einheimischen aus Leibeskräften an und brüllten uns ganz heiser.

Und nun noch die allerschönste Erinnerung! Mit meiner Mutter durfte ich, da ich ja nun schon ein grosser Zweitklässler war, eines Tages das Heilbronner Stadttheater besuchen. Gegeben wurde das Märchenspiel vom "Aschenputtel". Ich sehe heute noch das gute Mädchen weinend am Grab seiner Mutter. Die beiden frechen und eiteln Töchter der Stiefmutter verstiessen Aschenputtel in gemeiner Weise, lachten das arme Waisenkind aus und gaben ihm Holzschuhe und einen alten, grauen Kittel. Die Erbsen und Linsen schütteten sie in die Asche, so dass Aschenputtel sie stundenlang wieder herauslesen musste. Die Aermste musste auch in der Küche am Herdloch schlafen und war daher immer staubig und schmutzig. Von seiner Reise brachte der Vater seinen beiden Stieftöchtern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, dem armen Aschenputtel nur einen grünen Haselzweig, wie das Mädchen dies bescheiden gewünscht hatte. Aschenputtel pflanzte das Reis auf Mutters Grab, und -oh Wunder- von rechts oben, wahrscheinlich an einem unsichtbaren Faden herabrutschend, kam tatsächlich ein weisses Vöglein geflattert, das alle Wünsche erfüllen konnte.

Wie staunte ich, als an allen Ecken und Enden die Küche ganz von selbst zu arbeiten begann! Da stand z. B. rechts vorn ein Holzklotz mit zwei Beilen, die sich plötzlich auf und ab bewegten. Ohne dass jemand sie anfasste, konnten sie Holz hacken, dass es nur so krachte! Die grauen Tauben kamen von allen Seiten angeflogen und halfen Erbsen und Linsen aus der Asche heraussuchen. "Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen!" Unter dem Haselbusch beim Grab der Mutter wurden alle

übrigen Wünsche der braven und fleissigen Tochter erfüllt. Das Zauberwort lautete: "Bäumchen rüttel dich und schüttel dich, wirf Gold und Silber über mich!" Unerkannt konnte Aschenputtel das grosse Fest des Königs an allen drei Abenden besuchen, und natürlich passte der verlorene Wunderschuh den bösen Schwestern nicht, obschon die eine ihre grosse Zehe, die andere ihre Ferse wegschnitt. Aschenputtel war die Auserwählte, und glücklich verschwand sie am Ende des Märchentheaters mit dem Prinzen tanzend im Hintergrund.....

Marthas Ergänzungen

Naturgemäss hat meine Schwester genauere Erinnerungen an solche Geschehnisse, an denen sie selbst beteiligt war, besonders, wenn sie die Hauptrolle spielte. Auch bei der Aschenputtel-Vorstellung war sie dabei und erinnert sich an die Tatsache, dass nach beendeter Vorstellung ein geschmückter und im Kerzenlicht erstrahlender Christbaum aus dem Theaterhimmel herunterschwebte, und dass ein Schauspieler zu den Kindern sagte, wenn sie nun brav und ruhig nach Hause zurückkehrten, dann sei dort wahrscheinlich auch ein schöner Christbaum! Und tatsächlich! Der Mann hatte nicht zu viel versprochen!

Schwester Martha fügt auch bei, dass sie bei ihrem Davonlaufen nicht etwa in die Ferien reisen, sondern Tante Mina am Bahnhof abholen wollte. Auf dem Weg dorthin wählte sie irrtümlicherweise den Fusssteg über den Neckarfluss statt der grossen Brücke, wodurch sie sich verirrte und in der Gegend nicht mehr auskannte. Da begann sie zu weinen. Der Mann, der "Hoppla" gesagt hatte, nahm das hilflose Mädchen zu sich nach Hause, einige Treppenstufen hinunter, in eine Kellerwohnung. Er versuchte auch, das schluchzende Kind mit Bilderbüchern und Puppen zu trösten, was aber nicht gelang, weil es nicht die vertrauten Bücher und Puppen waren. Schliesslich brachten die hilfreichen Leute einen Korb mit jungen Kätzchen herbei. Die waren so drollig und zutraulich, dass die Tränen bald versiegten....Die verängstigte Mutter hatte inzwischen bei der Polizei nach dem vermissten blonden Mädchen in blauem Röcklein gefragt. Der Mann im Polizeiposten trat zum schwarzen Brett, und dort war notiert, wo ein solches Kind abgeholt werden konnte! Die junge Mutter eilte erleichtert in die angegebene Strasse und zu den Leuten in der Kellerwohnung. Doch nicht das Wiedersehen, nicht das Wieder-gefunden-werden, nein, nur die niedlichen Kätzchen waren für die kleine Ausreisserin wichtig. Auch Mama musste die niedlichen Wesen bewundern, von denen man sich kaum trennen konnte! Dann aber, weil man weit von zu Hause fort war, musste mit der Strassenbahn heim gefahren

werden, was der kleinen Weidergefundenen auch ganz aussergewöhnlich gut gefiel, so dass sie bei der Ankunft zu Hause sagte: "Nicht wahr, Mutter, wenn ich ausgeschlafen habe, gehe ich wieder fort!" Der Mundartausdruck für Ausreissen und zum Vergnügen umherstreifen lautete "schwanzten". Sie wollte also wieder "schwanzten gehen"!

Der Puppenwagen weckte noch weitere Erinnerungen. Wenn die Mädchen miteinander spielten, dann war meist Martha die kleinste und wurde als Säugling in den Puppenwagen gelegt, gut zugedeckt und spazieren geführt, war doch ein lebendes Kind, das schrie und sich bewegte, viel interessanter als eine Stoffpuppe! Bei diesem Spiel gab Anna Glöckner, ein grösseres Mädchen, den Ton an. Beim Spazierenfahren durch die Rosenau wurde bei einem Gebüsch oder Baum ein heruntergefallenes Vogelnestchen gefunden und zum Wickelkind in den Wagen gelegt. Doch bald krochen sogenannte "Ohrenniggeler" aus dem Nest heraus und krappelten über die Bettdecke immer näher zu Marthas Gesicht, was eine panische Angst erzeugte, denn die Kinder glaubten felsenfest, diese Tierchen kröchen schnurstracks in die menschlichen Ohren, um dort das Trommelfell zu durchbeissen!

Schwester Martha brachte auch noch eine ganz vergessene Untat von uns Buben ans Licht. Wir schliefen im oberen Stübchen, wo Grossmutter in einem Sack Dörrobst an die Wand gehängt hatte. Da war natürlich die Versuchung gross, gelegentlich einige der süssen Stückli zu stibitzen. Cousin Ernst soll auf den genialen Gedanken gekommen sein, die gestohlenen Apfel- und Birnen"stückli" stets durch Knäuel aus Zeitungspapier zu ersetzen. So kam es, dass sich der Sack immer schön gleich voll präsentierte, obwohl die "Stückli" ab, das Papier aber beständig zunahm! Man kann sich die Verwunderung der Grossmutter vorstellen, als sie eines Tages das Dörrobst im Speiseplan verwenden wollte und nur noch Zeitungspapier vorfand!

Einst, an Ostern, hatten meine Schwester und ich je einen kleinen Schokolade-Osterhasen geschenkt bekommen. Die beiden Osterhäschen waren für uns etwas ganz Aussergewöhnliches, und wir stellten sie hinter den Pendel in den Uhrenkasten. Es dauerte gar nicht lange, und schon hatte Schwester Martha ihren Hasen ganz aufgegessen, während der meine immer noch unangetastet im Uhrkästchen stand. Woche um Woche, ja Monat um Monat, verging, und der Neid plagte die arme Schwester jedesmal, wenn sie zur Uhr blickte und dort meinen schönen Hasen tronen sah. Als langsam Weihnachten näher rückte, konnte das Leckermaul nicht mehr länger widerstehen. Als einst niemand ausser ihr in der Stube war, öffnete sie den Uhrenkasten und biss meinem Osterhasen das Schwänzchen

ab. Doch, die billige Kriegsschokolade hatte sich irgendwie zersetzt und schmeckte ganz schimmlig und seifig. Die enttäuschte und bestrafte Diebin setzte das Häschen wieder in die Uhr, und zwar so, dass niemand sehen konnte, wo abgebissen worden war. Immer wieder und immer dringender forderte sie mich auf, doch endlich meinen Hasen auch zu essen. Wahrscheinlich freute sie sich schon im stillen auf die Veränderung meiner Gesichtszüge! Was würde ich wohl sagen beim Anbeissen der verdorbenen Schokolade! Doch, bevor der so lange hinausgeschobene "Genuss" Wirklichkeit werden konnte, wurde festgestellt, dass jemand den Schwanz des Hasen abgebissen hatte. Das war natürlich eine ganz schlimme Geschichte, ein Vergehen, das nie mehr gut gemacht werden konnte. Der Missetäterin wurde mit Nachdruck ins Gewissen geredet. Erst dann stellte ein Familienglied nach dem andern mit Bedauern fest, dass der Hase ungeniessbar geworden war.

Wir Kinder wurden oft abends mit einem Emailkesselchen in die Molkerei geschickt, um dort Milch einzukaufen. Doch ach, manchmal gab es gar keine, und enttäuscht kehrten wir mit leerem Kesselchen nach Hause zurück.

Wenn wir aber Milch bekommen hatten, waren wir glücklich und schwangen sie in ihrem Behälter mit dem pendelnden Arm kräftig nach vorn und nach hinten. Dabei stellte ich fest, dass die Milch durch die Schwer- und die Schwingkraft im Kessel festgehalten wurde und brachte bald das Kunststück zustande, die Milch im Kreis hoch über Kopfhöhe herumzuschwingen. Nach mehrmaligem Anlaufnehmen sauste die Milch vorn hinauf und hinten wieder herunter und dies gleich mehrmals. Die noch grössere Kunst war aber dann, den ganzen Vorgang dosiert wieder abzubremesen, ohne einen Tropfen Milch zu verlieren! Natürlich musste auch aufgepasst werden, dass man von keinem erwachsenen Menschen bei dieser verbotenen Uebung gesehen wurde!

Tante Mina war die Patin meiner Schwester und schenkte ihr zu Weihnachten eine schöne grosse Puppe namens Liselotte. In der Familie wurde noch lange nach diesem Ereignis eine Einzelheit erzählt, die ich selbst ganz vergessen habe. Die gute Tante wollte offenbar auch mir eine Freude machen, obwohl ich nicht ihr Patenkind war. Sie schenkte mir in einem Päcklein einige Nastüchlein. Sicher freute sich meine Mutter darüber, denn in der Kriegszeit war ja alles rar und teuer. Für mich jedoch waren damals ein paar lumpige Nastücher kein Geschenk! Eine Eisenbahn zum Aufziehen hätte mir wahrscheinlich schon eher gefallen! Kurz, ich soll die Nastücher nur verächtlich angeschaut und als blöde "Rotztücher" bezeichnet haben! Die Tante möge mir verzeihen!

Auch anderes Geplapper, das ich als Kind von mir gab, wirkte komisch, lustig oder drollig auf die Zuhörer, und weil ich immer sehr viel schwatzte, nannte man mich sogar "Papperle von Pfaffenhofen". Einmal, als ich abends in der Seeburg Meilen mit Onkel Heinrich Vontobel spielte, wurde ich zum Schlafengehen abgeholt. Wir wohnten ein paar Häuser weiter an der Seestrasse. Da soll ich im Eifer zum Onkel gesagt haben: "Warte e bissle, wenn i gschlafe hab, komm i glei, und dann spile mer weiter!" (Warte ein wenig, wenn ich geschlafen habe, komme ich sogleich, und dann spielen wir weiter).

Von sich selber brachte Schwester Martha auch noch eine Untat ans Licht, die sie bis heute nicht vergessen hat. Onkel Ernst besass in der Rosenau Heilbronn einen Spalier-Birnbaum, der schöne Birnen trug. Mitten im Sommer riss Martha eine ab und biss kräftig hinein, musste aber feststellen, dass die Frucht noch gar nicht reif, sondern hart und sauer war. Die schlaue Kleine kam auf den genialen Gedanken, von nun an von Zeit zu Zeit eine Birne am Baum anzubeissen - ohne diese abzureissen - um festzustellen, ob sie reif und süss sind! Wenn dies nicht der Fall war, konnten sie ja ruhig noch weiter reifen, sie waren ja noch am Baum! Was hat wohl Onkel Ernst gedacht, als er schliesslich im Herbst seine Birnen erntete und feststellen musste, dass viele angebissen waren?!

Ich will hier nicht weiter ausführen, wie wir damals in Heilbronn auch Kopfläuse aus dem Kindergarten heimbrachten, wie diese und vor allem die sogenannten "Nissen" mit Petrol und feinen Kämmen bekämpft wurden!

Da wir beinahe immer barfuss umherliefen, musste oft auch an Fusssohlen und Zehen gedoktert werden, denn immer wieder traten wir in Scherben und Glassplitter. Einmal war sogar die Rede davon, man müsse den Doktor holen. Als einmal der armen Puppe "Liselotte" ein ganzes Bein abgerissen wurde, sagte Martha zur Mutter: "Nicht wahr! Meine Beine und Füsse sind gut angeleimt?!"

Obwohl damals ausser der altertümlichen Gaslampe auch noch umständliche Bügeleisen mit Kohleheizung im Betrieb waren, die man in der frischen Luft vor dem Haus kräftig hin und her schwingen musste, damit sich die Glut immer wieder im Luftzug erneuern konnte, so war doch auch der Fortschritt bei Tante Mina eingezogen. Ausser ihrer Nudelschneidemaschine besass sie auch noch zwei lange Gummiwalzen, zwischen denen die nasse Wäsche durchgetrieben und so vom Wasser befreit wurde. Die Walzen wurden bei jedem neuen Durchgang näher zusammengedrückt, und wir durften der Tante helfen, die schwer und streng herumgehende Kurbel zu drehen. Grossmutter besass sogar eine Nähmaschine mit Tretantrieb, deren Mechanik und deren Schnörkelverzierungen mich sehr interessierten. Immer wieder musste mich Gross-

mutter, wenn sie nähte, wegschicken, weil sie befürchtete, meine Finger irgendwo im Tretmechanismus einzuklemmen.

Zum Schluss dieser Heilbronner Erinnerungen (1915 bis 1921) sei noch unsere sorgfältig gepflegte Aufzieh-Eisenbahn erwähnt. Cousin Ernst und ich, wir hatten in der Stube immer wieder ausdauernd mit grösster Ehrfurcht mit diesem kostbaren Wunderwerk gespielt, bis uns eines Tages Onkel Ludwig und Cousin Kurt Feuchter in der Rosenau besuchten. Da hatte Kurt die Glanzidee, die Eisenbahn vors Haus hinaus zu nehmen und dort mit ihr zu spielen. Der Rosenauweg war nicht geteert, sondern staubig und sandig, auch hatten wir für unsere Spiele mit den Ton- und Glasmurmeln Löcher in den Boden gebohrt. Es dauerte daher gar nicht lange, bis die schöne Lokomotive in ein Loch geriet und umkippte. Auch war bald genügend Sand ins Getriebe eingedrungen, so dass der Zug endgültig still stand! Alles Aufziehen, Schütteln und Klopfen war nutzlos. Ich weiss auch nicht, ob der gute Onkel Ernst, der grosse Bastler, sie wieder in Gang brachte.

Maria

1990 Jedesmal nach dem Turnen sagt Maria:
„Mir ist schlecht“
Juni-Juli. Maria bekommt oft nach den Mahlzeiten Bauchweh.
Der Hausarzt lässt den Darm von Dr. Woodtli, General Wille-Str. 15, Zürich untersuchen. Weitere Untersuchungen mit Ultraschall und Punktieren werden im Sämmattal Spital durchgeführt.
Viele Blutuntersuchungen, Spital Baden, Spital Wädenswil und Röntgenaufnahmen (in der Röhre) bringen nichts Bösartiges zum Vorschein. Der Hausarzt, Dr. Grimm, ist glücklich und reist in die Ferien nach Amerika: „Frau Klenk, kommen Sie in sechs Wochen wieder vorbei!“

Am 14. Juli 1990 fahren wir nach St. Moritz. Maria ist müde, ruht sich aus, fährt am Sonntag, 15. Juli, mit dem Landinella-Bus zum Gottesdienst. Am 16. Juli besucht sie das Kurkonzert, und da sich ihre Haut und auch ihre Augen (was weiss sein sollte) gelb verfärben, suchen wir im Kurzentrum Dr. Eberhart auf. Frau Dr. Baumert, seine Stellvertreterin, sagt: „Frau Klenk, Sie sind ein Notfall! Gehen Sie sofort ins Spital Samaden!“ Dort untersucht am 16. Juli Dr. Sokulić mit Ultraschall die

Gallenblase, stellt mehrere Gallensteine fest.
E meint, es müsse operiert werden, und wenn
alles normal verlaufe, so sei Maria in 14
Tagen wieder gesund.

Da alle Voruntersuchungen von den
verschiedenen Stellen, auch vom Stellver-
treter des Hausarzts, beschafft werden
müssen, und da von der Lehrerkranken-
kasse eine Kostengutsprache beschafft
werden muss, beschliessen wir:

Montag, 23. Juli 1990, 09.00 Uhr: Ein-
tritt ins Spital Limmattal (Alle Forma-
litäten werden von St. Moritz aus erle-
digt). 24. Juli, 25. Juli, 26. Juli Untersuchun-
gen im Spital Limmattal, 27. Juli Unter-
suchung mit dickem Schlauch durch den
Magen bis zum Zwölffingerdarm und
Einsetzen eines Röhrchens, um den Ab-
fluss der Galle zu gewährleisten, im
Universitätsspital. Zürich.

Samstag, 28. Juli, 18 Uhr, wie jeden
Tag: Einspritzung gegen Infektionen und
Rückkehr nach Hause, Holzmatthstr. 15, Tie-
tikon, bis Sonntag 29. Juli, 18 Uhr (wie-
der Einspritzung). Zu Hause hält sich Maria
die ganze Zeit im Bett auf. Ihr ist schwind-
lig. Besuch: Ueli, Brigitte, Daniela, Barbara
von Meilen (mit Hand Hella).

Im gleichen Spitalzimmer wie Maria: Frau Lips. Schlieten. [STV] mit
normaler Gallensteinoperation.

Schweizerische Lehrerkrankenkasse
Hofstr. 53 Postfach 8042 Zürich
Tel 01/363 0370

Kostenzusage für Maria. 23.7.1990
"Spitalgarantieschein"
Mitglied-Nr 54018621

Krankenpflegeversicherung	Fr. 233.- / Tag ^x
Spitalzusatzversicherung	" 40.- / Tag
Total	<u>Fr. 273.- / Tag</u>

Spitalbehandlungs-Kostenversicherung
Fr. 4'000.-

Vorläufige Dauer der Garantieleistung
d.h. vom bis 30 Tage

Stempel der Kasse
J. Ackermann

Zeh. 12.7.90/ja

^x tatsächliche Kosten Fr. 310.- pro Tag

VZK TARIFE (AUSZUG)

TAXORDNUNG VZK FÜR STATIONÄRE PATIENTEN GÜLTIG AB:
 ANHANG A TAXEN FÜR SELBSTZAHLER 1. Juli 1990

I. ALLGEMEINE ABTEILUNG

1. Die Grundtaxe in der allgemeinen Abteilung beträgt:
 (Zimmer in der Regel mit mehr als 2 Betten)

Für Patienten mit Wohnorten	im Kanton Zürich	in anderen Kantonen und Auslandschweizer	Ausländer im Ausland
Akutupatienten	233.--	310.--	390.--
Chronischkranke Patienten	90.--	160.--	250.--

2. Mit der Grundtaxe sind folgende Leistungen abgegolten:
 Unterkunft, Verpflegung nach Menüplan, Krankenpflege, ärztliche Behandlung

3. Zusätzlich verrechnet werden:

- 3.1 Diagnostische und therapeutische Leistungen, Spezialwachen sowie die Beanspruchung von Sonderabteilungen
- 3.2 Besonders aufwendige Pflege
- 3.3 Arzneimittel, Verbandmaterial und übrige Materialien
- 3.4 Gutachten
- 3.5 Prothesen, Bandage, Arzneimittel und andere Gegenstände, die dem Patienten bei der Entlassung mitgegeben werden
- 3.6 Untersuchungen und Behandlungen, die vom Krankenhaus nicht selbst durchgeführt werden können.
- 3.7 Krankentransporte, ausgenommen innerhalb des Spitals
- 3.8 Aufwendungen für besondere persönliche Bedürfnisse und Anschaffungen
- 3.9 Radio- und TV-Miete, Telefon und ähnliche Auslagen
- 3.10 Anschaffungen und Unterhalt von Kleidern, Wäsche und Schuhen

VZK TARIFE

TAXORDNUNG VZK FÜR STATIONÄRE PATIENTEN GÜLTIG AB:
 ANHANG A TAXEN FÜR SELBSTZAHLER 1. Juli 1990

II. HALBPRIVATE ABTEILUNG

5. Die Grundtaxe setzt sich aus Tagestaxe und Pflorgetaxe zusammen

6. Die Tagestaxe in der halbprivaten Abteilung beträgt:
 (Zimmer mit 2 Betten)

Für Patienten mit Wohnort	im Kanton Zürich	In anderen Kantonen und Auslandschweizer	Ausländer im Ausland
Erwachsene und Kinder	190.--	250.--	290.--

Zuschläge für:

WC im Zimmer	15.--	20.--	30.--
WC und Dusche im Zimmer	30.--	35.--	40.--

7. Mit der Tagestaxe sind folgende Leistungen abgegolten:
 Unterkunft, Verpflegung, Bereitschaftskosten

8. Die Pflorgetaxe in der Halbprivatabteilung beträgt:

Für Patienten mit Wohnort	im Kanton Zürich	In anderen Kantonen und Auslandschweizer	Ausländer im Ausland
Erwachsene und Kinder	120.--	125.--	145.--

9. Mit der Pflorgetaxe sind folgende Leistungen abgegolten:
 Pflegerische Betreuung inkl. besonders aufwendige Pflege, Materialien für Grundpflege

10. Zusätzlich verrechnet werden:

- 10.1 Arzthonorare
- 10.2 Diagnostische und therapeutische Leistungen, Spezialwachen sowie die Beanspruchung von Sonderabteilungen
- 10.3 Arzneimittel, Verbandmaterial und übrige Materialien, u.a.
- 10.4 Gutachten
- 10.5 Untersuchungen und Behandlungen, die vom Krankenhaus nicht selbst durchgeführt werden können

VZK TARIFE

TAXORDNUNG VZK FÜR STATIONÄRE PATIENTEN GÜLTIG AB:
 ANHANG A TAXEN FÜR SELBSTZAHLER 1. Juli 1990

- 10.6 Prothesen, Bandagen, Arzneimittel und andere Gegenstände, die dem Patienten bei der Entlassung mitgegeben werden
- 10.7 Krankentransport, ausgenommen innerhalb des Spitals
- 10.8 Aufwendungen für besondere persönliche Bedürfnisse und Anschaffungen
- 10.9 Radio- und TV-Miete, Telefon und ähnliche Auslagen
- 10.10 Anschaffungen und Unterhalt von Kleidern, Wäsche und Schuhen.

III. PRIVATABTEILUNG

12. Die Grundtaxe setzt sich aus Tagestaxe und Pflorgetaxe zusammen

13. Die Tagestaxe in der privaten Abteilung beträgt:
 (Zimmer mit 1 Bett. Bei der Unterbringung im Zweibettzimmer kommt die Tagestaxe gemäss Ziff. 6 zur Anwendung)

Für Patienten mit Wohnort	im Kanton Zürich	in anderen Kantonen und Auslandschweizer	Ausländer im Ausland
Erwachsene und Kinder	290.--	340.--	390.--

Zuschläge für:

WC im Zimmer	20.--	25.--	35.--
WC und Dusche im Zimmer	40.--	45.--	45.--

14. Mit der Tagestaxe sind folgende Leistungen abgegolten:
 Unterkunft, Verpflegung, Bereitschaftskosten

15. Die Pflorgetaxe in der Privatabteilung beträgt:

Für Patienten	im Kanton Zürich	In anderen Kantonen und Auslandschweizer	Ausländer im Ausland
Erwachsene und kranke Kinder	150.--	165.--	185.--

VZK TARIFE

TAXORDNUNG VZK FÜR STATIONÄRE PATIENTEN GÜLTIG AB:
 ANHANG A TAXEN FÜR SELBSTZAHLER 1. Juli 1990

16. Mit der Pflorgetaxe sind folgende Leistungen abgegolten:
 Pflegerische Betreuung, inkl. besonders aufwendige Pflege, Materialien für Grundpflege.

17. Zusätzlich verrechnet werden:

Leistungen gemäss Ziff. 10.

I. Allgemeine Abteilung

1. Die Tagestaxe in der allgemeinen Abteilung beträgt:
 (Zimmer in der Regel mit mehr als 2 Betten)

		davon zu Lasten Kasse	davon zu Lasten Patient
Akutupatienten			
- In Schwerpunktspitälern	233.--	233.--	---
- In Regional- und Ergänzungsspitälern	220.--	220.--	---
Chronischkranke Patienten (in der Regel ab 61. Tag)	90.--	45.--	45.--

2. Mit der Tagestaxe sind folgende Leistungen abgegolten:
 Unterkunft, Verpflegung, Krankenpflege, ärztliche Behandlung, diagnostische und therapeutische Leistungen.

3. Zu Lasten der Kasse werden zusätzlich verrechnet:
 - Dialysen und Nierentransplantationen;
 - von der Krankenkasse verlangte Arztberichte, Gutachten und Austrittszeugnisse gemäss Spitalleistungskatalog;

4. Zu Lasten des Patienten werden zusätzlich verrechnet:
 - Primärtransporte, sowie auf Wunsch des Kassenmitglieds durchgeführte Transporte;
 - Aufwendungen für persönliche Bedürfnisse, Besorgung der persönlichen Wäsche, Todesfallkosten, auf Wunsch des Kassenmitglieds abgegebene Medikamente und Materialien usw.;
 - besonders aufwendige Pflege, sofern das Kassenmitglied eine Hilflosenentschädigung der AHV/IV bezieht oder darauf Anspruch hat und nur in deren Ausmass.

II. Besondere Bestimmungen

5. Bestätigt der Krankenhausarzt der Kasse beim Eintritt eines Patienten oder später, dass dieser voraussichtlich länger als 60 Tage behandelt werden muss, aber nicht zum Chronischkranken werden wird, gilt die Garantie der Kasse während des ganzen Krankenaufenthalts für die volle Taxe gemäss Ziff. 1.
6. Die Kassen garantieren die Tagestaxe für maximal 3 Urlaubstage. Die Tage des Austrittes und des Wiedereintrittes (Reisetage) zählen nicht als Urlaubstage.

7. Soweit die Kasse die Taxen garantieren, bezahlen sie diese direkt dem Krankenhaus. Soweit die Kassenleistung die Taxe nicht deckt, stellt das Krankenhaus dem Patienten oder dem sonst Zahlungspflichtigen Rechnung.

8. Solange und soweit die Taxe nicht durch Gutsprache der Kasse gedeckt ist, kann das Krankenhaus vom Patienten oder dem sonst Zahlungspflichtigen zur Sicherstellung der Taxe eine Barzahlung verlangen.

9. Für Patienten, die nicht im Kanton Zürich wohnhaft sind, gelten die Taxen für Selbstzahler (Anhang A und B zur VZK Taxordnung vom 1. Juli 1990).

III. Halbprivate Abteilung

10. Für Patienten der halbprivaten Abteilung (Zimmer mit 2 Betten) gelten die Taxen für Selbstzahler (Anhang A und B zur Taxordnung des Vereins Zürcher Krankenhäuser vom 1. Juli 1990).

IV. Privatabteilung

11. Für Patienten der Privatabteilung (Zimmer in der Regel mit einem Bett) gelten die Taxen für Selbstzahler (Anhang A und B zur Taxordnung des Vereins Zürcher Krankenhäuser vom 1. Juli 1990).

Taxordnung Im Spital Limmattal gelangt die Taxordnung des Vereins Zürcher Krankenhäuser (VZK) für stationäre Patienten zur Anwendung. Sie kann auf Wunsch im Patientenbüro bezogen werden.

Die vorstehenden Angaben über die Taxen stellen einen Auszug aus dieser Taxordnung dar.

DEPOT ZAHLUNGEN (gültig ab 1. Juli 1990)

Patienten mit Wohnort	im Kanton Zürich	in anderen Kantonen	im Ausland
<i>Allgemeine Abteilung</i>			
Kassenmitglieder		2.500	
Selbstzahler	3.000	5.500	7.500
<i>Halbprivate Abteilung alle Kliniken, ohne Geburtshilfe</i>			
Kassenmitglieder	5.000	6.000	
Selbstzahler	7.500	9.000	11.500
<i>Geburtshilfe</i>			
Kassenmitglieder	3.500	4.000	
Selbstzahler	4.500	5.000	7.000
<i>Private Abteilung alle Kliniken, ohne Geburtshilfe</i>			
Kassenmitglieder	7.000	7.500	
Selbstzahler	11.500	13.500	15.500
<i>Geburtshilfe</i>			
Kassenmitglieder	4.500	5.000	
Selbstzahler	5.500	6.000	8.000

Das Depot bleibt als Garantie für die Spitalkosten bis zum Spitalaustritt resp. bis zur Schlussabrechnung bestehen. Sobald die Aufwendungen die Höhe des Depots übersteigen, wird in der Regel eine neue Garantiezahlung verlangt.

25. Juli 1990

Zeichnung von St. Hassler
#92 81 71

Thomas von Briel
Briel

Operationsplan!

Leber

Gallenblase

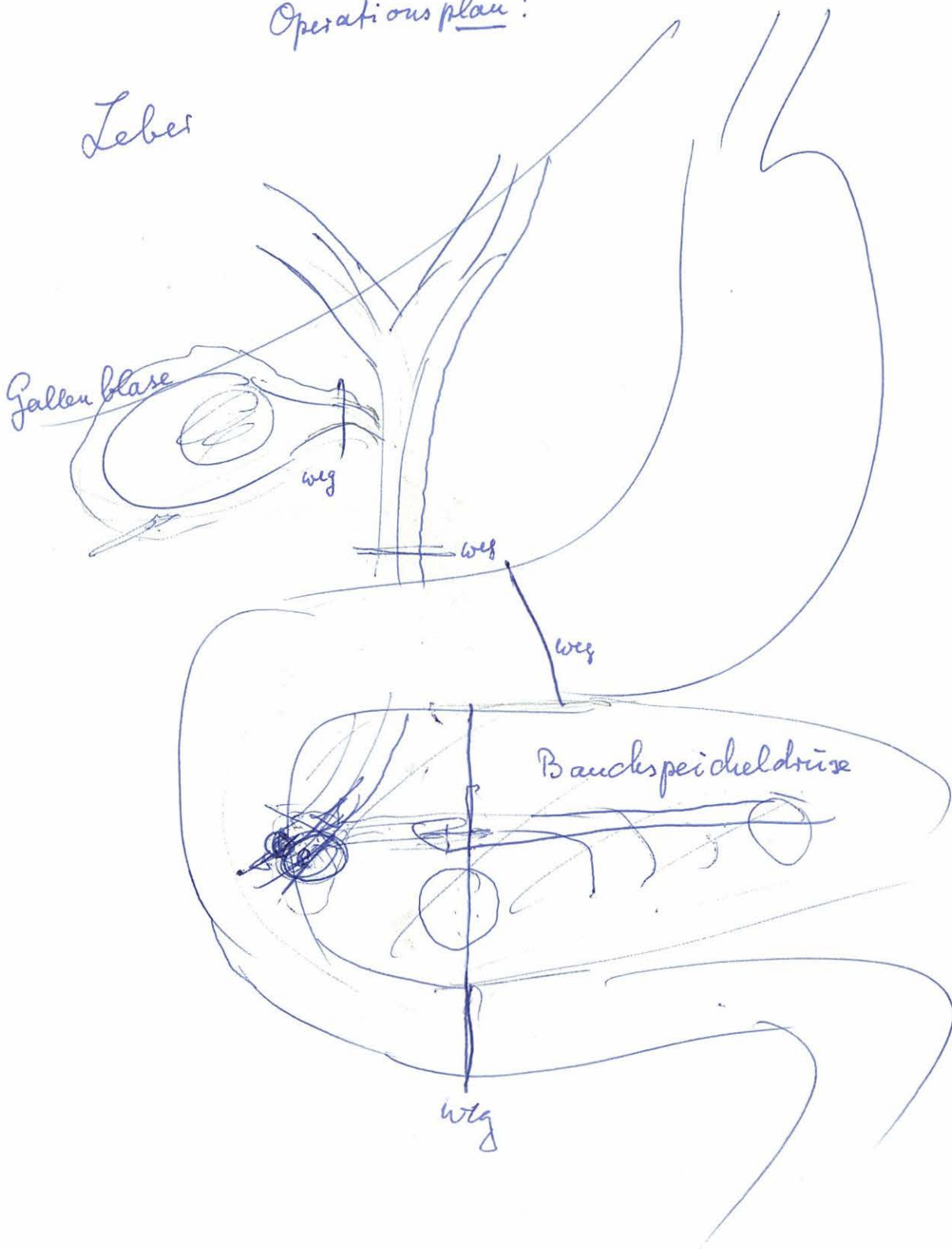
weg

weg

weg

Pankreasdrüse

weg



Freitag, 31. Juli 1990: Operation.

Mittwoch 1. August: Watten.

Donnerstag: Telefonauskunft von Fr.

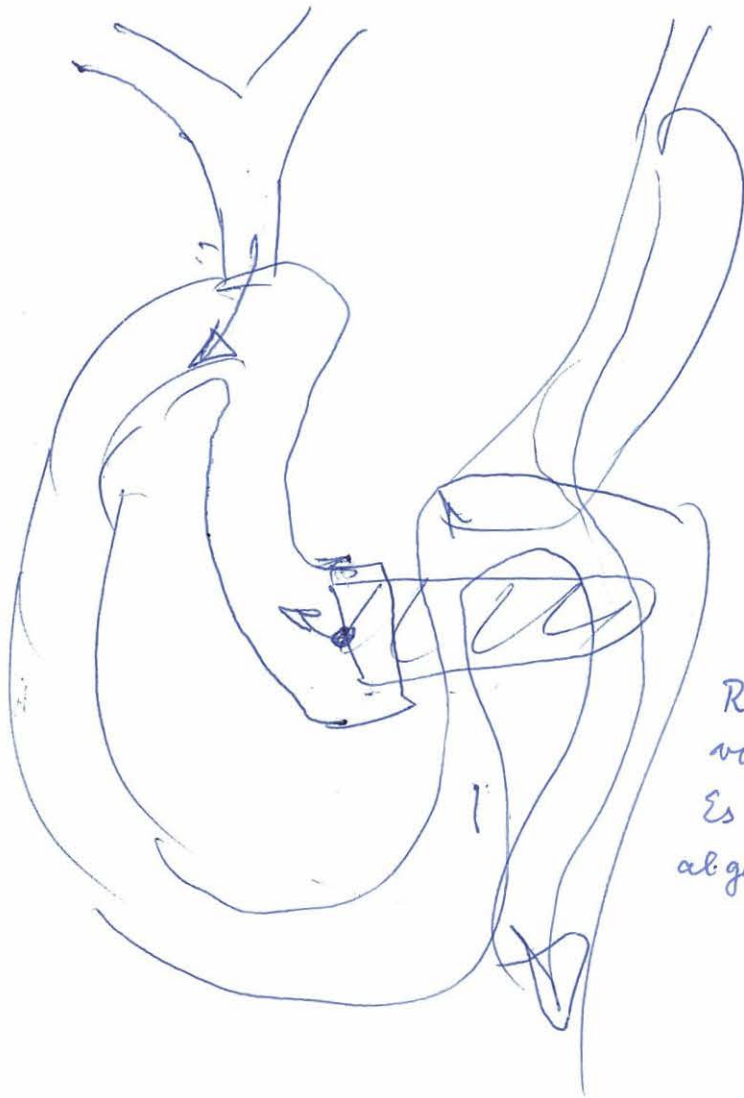
Hassler, Tel 492 81 71, der selber erkrankt ist (Fieber). Er redet von „unangenehmem Befund“, von „fortgeschritten“, von „gestumpft“ und von „verwachsen“ !!! Wenn ich recht verstanden habe, könnte die geplante Operation gar nicht durchgeführt werden, das wäre „lebensbedrohend“ gewesen! Der Zustand, in dem sich Maria Leber, Gallenblase und Bauchspeicheldrüse befinden, kann gar nicht operiert werden !!! Der Arzt versprach, all dies mit Maria zu besprechen, was sehr schwer sei, doch der Patient dürfe nicht im Ungewissen gelassen werden, er habe ein Anrecht auf wahrheitsgetreue Auskunft.

Was ich zuerst für ein gutes Zeichen gehalten hatte, die Tatsache nämlich, dass Maria nach der Operation nicht auf der Intensivstation behalten wurde, entpuppt sich nun als das pure Gegenteil. Ich hatte Maria, als sie so „schlecht dran“ war, mehrmals getröstet, indem ich ihr sagte: „Nun, vor der grossen Operation, hast du den Tiefpunkt erreicht, fasse Mut, denn von nun an wird es langsam aber sicher aufwärts gehen, und alles wird wieder gut werden.“

30 Juli 1990

Zeichnungen von Fr. Hassler.

Vorgesehen:

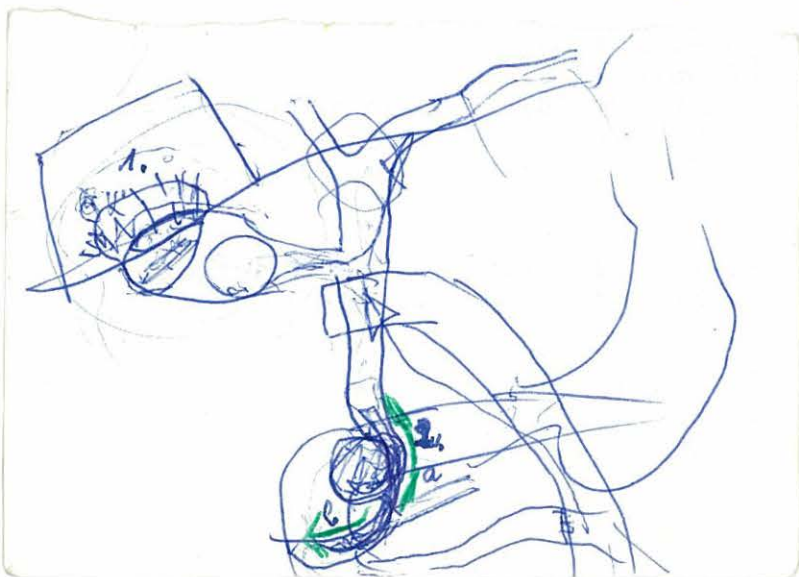


grün = eingesetztes
Röhrchen, das bereits
von a nach b gerutscht ist.
Es wird durch den Darm
abgehen.

Vorgefunden: 1. Von Gallenblase ausgehendes Tumor,

der schon in die Leber
hineingewachsen ist
und nicht operiert
werden kann.

2. Tochtergeschwulst
(Metastase) an Lymph-
drüse, die nicht weg-
operiert werden kann.



Yoch aeh, nächste Woche werden wir auch von den Laboratorien den fräutigen Bericht erhalten dass die Veränderungen in Marias Leib böseartig sind!

Das in Dr. Hasslers Zeichnung grün eingezeichnete Plastik röhrechen, ^a ist von der Lage a bereits nach b hinunter gerutscht. Es wird durch den Darm ausgeschieden werden.

Dr. Hassler bespricht mit Maria und mir die Sachlage, siehe kleine Zeichnung.

18. August 1990 Entlassung aus dem Spital Limmattal, Schlieren. (Samstag) nach 4 Wochen.

3 Tage an der Holzmatte. Besuch

Mi: 22.8.90 Fahrt nach Untereggen, Erholungsheim St. Anna kaltes Zimmer. Am Samstag sonniges von Frau u. Hr. Weber, Schlieren mit Aussicht. Sonntag: Besuch „Meilenet“

(Maria ist zu einem armen „Häufchen Elend“ zusammengeschrunpft. Ich musste ihr einen Gehstock besorgen, da sie ganz zitterig und schwach geworden ist. Auch benötigt sie nachts eine Bettflasche, da sie nie mehr wieder friert.

Heute Sa, 25.8.90, fährt Ehepaar Weber aus Schlieren nach Hause, und wir konnten zum Glück umziehen in deren sonniges Zimmer mit Aussicht auf den See. Maria verbringt bei nahe den ganzen Tag im Bett und ich lese ihr den spannenden Bestseller „Nicht ohne meine Tochter“ von Betty Mahmoody vor (Frau. Schiiten. Bräuche. Religion. Unterdrückung der Frau!).

Verena Baumberger-Scheukel bringt Maria einen kleinen „Bübel“ ins Spital, wie vor 46 Jah-

ren der 3jährige Kari seinen "Bimbo" im Skilager (Flumser Berge) zum Trost einem Schüler brachte, der das Bett hüten musste!

Man fahre ich einmal wöchentlich von Unterägeri nach Fietikon, vorher meist zweimal täglich ins Liematalspital.

Der Aufenthalt im Erholungsheim St. Anna dauerte 14 Tage, vom 22. August bis 5. September 1990, und Maria war am Ende weniger "erholt" als zu Beginn. Einmal, am Sonntag 2. Sept., beschlossen wir im Gegenuhrtzeigersinn um den Ägerisee herum zu fahren, denn Maria hatte von der schönen Gegend nur den Springbrunnen von Unterägeri und das (kleine) "Ländli" von Oberägeri (von aussen) gesehen. Wir gelangten zu einer grossen Sägerei und durch Wälder hinauf zum Wildspitz, hinunter nach Sattel zum Schlachtfeld (Leziturm) und zum Denkmal von Sattel und dem See entlang wieder zurück. Die Fahrt dauerte von 10.00 bis 11.45 Uhr.

Seit wir in Fietikon zurück sind, verbringt Maria die Zeit im Bett. Ein einziges Mal betrat sie den Garten für etwa fünf Minuten. Am Montag, 17. Sept. war sie der Meinung, es sei Samstag und wollte mich mehrmals in die Metzgerei

schicken, um für Brigitte und Barbara einzukaufen. Am Sonntag, 16. Sept., war Uli mit Daniela gekommen, und wir hatten gemeinsam Hafersuppe, Nudeln, Bratowürste, Ziegen- und Tomatensalat zubereitet, um am folgenden Sonntag sollten Brigitte und Barbara kommen und beim Kochen helfen! Diese Verwirrung mit den Wochenlagen hält sich hartnäckig. Am 19. Sept. 90, Mittwoch, nahm Maria um 19.30 Uhr die vorgeschriebene Pille - mit grosser Mühe - und wir plazierten auch das vom Arzt verordnete "Zäpfchen". Schon drei Minuten nachher [Ich hatte Maria zum Schlafen "eingebettet"], bat sie mich, ihr doch das "Zäpfchen" zu bringen!! Sie hatte - den Vorgang, den wir besprochen hatten, und der recht gut vor sich gegangen war (die Einführung) des "Zäpfchens" - schon wieder total vergessen! "So etwas war noch nie vorgekommen!"

Wenn Maria auf dem "WC" gewesen ist (weiter geht sie nie), dann vergisst sie seit einigen Tagen regelmässig, den Heisswasserhahn zuzudrehen und das elektrische Licht zu löschen!!! 20.9.90.

Am Mittwoch, 26. 9. 90, reiste Mirjam mit ihren drei Buben (die eine Woche vor Kart Ferien hatten) von Steffisburg zu ihrer Mutter nach Balgach ins Rheintal. In Vietikon reichte sie einen Halt ein. Während sie mit mir das Mittagessen kochte, wollten sich auch die drei Buben nützlich machen. Sie schleiften nach meiner Anweisung eine grosse Menge abgeschmittener und abgesägter Zweige und Äste auf die Strasse und schichteten sie schön ordentlich zu einem zwei Meter hohen Haufen auf, denn am 27. 9. 90 sollte die Gemeinde-Häckselmannschaft mit ihrer grossen Maschine vorbeikommen, um für die Bevölkerung kostenlos alles Bereitgelegte klein und fein zu hacken. Dies ist jeweils bei uns in wenigen Minuten geschehen, während ich mit meinem Elektrohäcksler zwei Stunden oder mehr verbrauchen würde. Weil diese Gemeindeangestellten jeden Monat so viel zu tun bekommen, werden sie an einem einzigen Tag mit ihrer Arbeit nicht fertig. An der Holzwaart kamen sie, seit diese Regelung besteht, jedesmal erst am Freitagabend - also einen Tag später - vorbei als vorgesehen und ausgeschrieben, was zur Folge hat, dass ich mein Auto bei jeder Häckselaktion zwei ganze Tage lang auf die Strasse hinaus stellen muss. Das Häckselgut wird nämlich von der Maschine auf die Plastiktücher geschleudert, die ich auf dem Auto standplatz ausgebreitet habe.

Die fleissigen Buben waren bald mit ihrer Arbeit fertig, und sie durften noch alle Äpfel ernten und sortieren, was sie auch ganz vorzüglich erledigten.

Unser Nachbar, Herr H. Böschenstein, feiert am 27. 9. 90 seinen 91sten Geburtstag. Da die Buben nur am Tag vor diesem Fest hier waren, gingen wir etwas zu früh hinüber zu Nachbats. Joel, der kleinste und jüngste schmetterte mit seiner Trompete "Happy birthday...", und wir saugen beides Wiederholung dazu. In der darauffolgenden Nacht, in der Nacht zum Geburtstag, geschah viel Aufregendes. Frau Böschenstein brach zusammen. Die Nachbatschaft

wurde alarmiert, der Notarzt herbeigerufen, Frau Böschenstein ins Spital gebracht. Der alte Herr H. ist völlig hilflos allein. Sein Sohn Thedi nahm zwei Tage frei und kam mit seiner Freundin her, um das Nötige vorzunehmen. Hr. Böschenstein muss jeden Morgen ins Altersheim (in den Tageshort) gebracht und jeden Abend wieder heimgeholt werden. Die Spitex-Organisation muss in Funktion treten. So ist das Elend nicht nur bei uns, sondern auch bei Nachbarn eingezogen. Die Nachbarin, die im Haus auf der andern Seite wohnte, wurde von Heiligen Schwendi zurückgebracht ins Chronischkrankenheim des Linemattal Spitals!

Mein Aktionsradius¹ ist ganz klein geworden. Nur, wenn Besuch zu Maria gekommen ist, kann ich für kurze Zeit das Haus verlassen, um rasch das Nötigste einzukaufen. Wenn kein Besuch da ist, muss ich Gemüse rüsten, kochen, helfen beim Essen, Trinken und Nasenbluten, sowie beim Erbrechen. Ich muss alles Verbutete sofort auswaschen. Auch als Damencoiffeur habe ich mich betätigt und Maria ein ganzes Becken voll überflüssiges und lästiges Haar abgeschnitten, den Kopf gewaschen und eine schöne Frisur zustande gebracht.

Heute, am 12.10.1990, bezogen wir zum ersten Mal eine Festigmahlzeit vom „Mahlzeiten dienst“ der Gemeinde, die ihrerseits die abgepackten Beutel von der Stadtküche Zürich bezieht. (Geflügelvoreren, Kartoffelstock, Ged. Rosenkohl. Eingefüllt 8.10.90. Zu verbrauchen bis 17.10.90. Gekühlt lagern.) So gewinne ich etwas mehr Zeit,

um mich mit den Medikamenten Olfen, Minerol, Seresta, Tramal, Glifanon, Otrivin-Gel, Rhema Alginat (Blutstillende Watte), Walwurzgel, Contra Schmerz etc. zu befassen, was meist eine recht schwierige Angelegenheit ist, da Maria praktisch alles widersteht. Die besten Speisen empfindet sie als bitter und weist sie nach wenigen Bissen zurück. Der Arzt gibt sich die größte Mühe, kommt beinahe täglich bei uns vorbei.

Meine Arbeit an der Chronik kommt nur sehr mühsam voran, da ich alle zehn oder zwanzig Minuten durch Marias Rufen unterbrochen werde. Immer wieder klagt die Ärmste über Kopfweh, Übelkeit, Leibschmerzen, kalte Füße, etc... und ich muss mit Pillen, Zäpfchen und Gummibettflaschen Abhilfe versuchen. Auch im Garten kann ich mich nur immer wieder ganz kurze Zeit betätigen, obwohl dort bei dem schönen Herbstwetter vieles erledigt werden sollte.

27. Oktober 1990. Es ist schon spät in der Nacht. In den letzten Tagen und Wochen konnte ich unmöglich Briefe schreiben, so sehr war ich beansprucht. Auch in der Nacht auf heute Samstag musste ich mehrmals aufstehen, denn wir durften seit gestern die Olfen-Zäpfchen, welche beruhigen und Schmerzen bekämpfen, nicht mehr anwenden. Sie hatten offenbar die Magenschleimhaut geschädigt! [Am 25. 10. 1990, etwa um 16 Uhr musste Maria erbrechen, und zwar neun Deziliter kohlenschwatz Flüssigkeit, d. h. Blut. Ich erschrak sehr und telephonierte dem Arzt, der zwischen Fottbildungskurs und Lektion im Sama-

giterverein" mit Einspritzungen und neuen Medikamenten vorbeikam. Er liess auch Ampullen und Spritzen da für einen allfälligen Notfall).

Als heute der graue Morgen langsam dämmerte, öffnete ich die Fensterläden und Fenster, um zu lüften. Vor der Haustüre entdeckte ich ein Riesepaket. Rosemarie Müller schickte einen prächtigen Strauss mit zwölf gelben Rosen etc, den ich in unsere grösste Blumenvase stellte und Maria zeigte. Wie an jedem Besuch und jedem Blümlin freute sie sich. Da sie über Furst klagte, kochte ich Kaffee mit ein wenig Jillsana, doch die arme Patientin war kaum mehr fähig auf-
(Hudd) zu sitzen" und die Tasse festzuhalten. Ich musste stützen und helfen. Vom Kaffee wurde nur ein kleines Schlücklein getrunken, dann verlangte Maria zu ruhen, dann ein wenig kaltes Wasset, das so wenig getrunken wurde wie der Kaffee... und es wäre doch grosse Flüssigkeitszufuhr nötig.

Ich telephonierte der gehbehinderten, ehemaligen Krankenschwester in unserer Nachbarschaft und hoffte, sie werde mir bei der benötigten Einspritzung helfen. Diese betagte Schwester fühlte und zählte Marias Puls und sagte: " Herr K., wir zwei können diese Frau nicht länger zu Hause pflegen. Der Arzt muss sie sofort ins Spital einweisen." Nach zehn Minuten schon waren

Arzt und Ambulanz zur Stelle. Frau H. und ich hatten in diesen zehn Minuten auch schon Marias Toilettenzeug und etwas Wäsche in die Reisetasche gepackt, so dass die beiden Pfleger um 09.45 Uhr von der Holzmatte wegfahren konnten. Wenige Minuten später folgte ich im Auto nach und meldete mich in der Notfallstation, wo man mich ein Weilchen warten liess. Gann holte mich eine Schwester in ein kleines Zimmer und forderte mich auf, mich aufs Sofa zu setzen. Sie setzte sich zu mir und sagte: „Herr K., ihre Frau ist vor wenigen Minuten gestorben.“ Ich hatte dies kommen sehen, zu Maria aber gesagt: „Wir gehen jetzt ins Spital, wo man dich besser pflegen kann. Sobald es dir dann wieder ordentlich geht, holen wir dich wieder heim!“ Gerne wäre ich im letzten Augenblick bei ihr gewesen, und ich glaube, sie hätte es gefühlt und geschätzt.

Im Nebenzimmer konnte ich die Ärmste kurz betrachten... und mit welcher unbeschreiblichen Gefühlen... eine so liebe Frau, die bei allen beliebt war und zu allen sofort freundlichen Kontakt fand. Die Spitalschwester gab mir Marias Reisetasche samt Armbanduhr und Ehering mit nach Hause. Am Nachmittag sollte ich Oberschwester Astrid telephonieren. Diese hatte frei bis 15 Uhr,

dann erreichte ich sie und sie erklärte mir
am Montag, 29. 10. 1990, 16 bis 17 Uhr könnten
Angehörige Maria noch einmal sehen, ich

müsse mit Familienbüchlein und Heimatschein
das weitere auf Gemeindebureau und Pfarramt
vereinbaren. Dies kann frühestens übermorgen,
Montag geschehen. Morgen Sonntag werden zum
Glück meine Söhne und meine Schwester zu mir
kommen.

→
Sie kamen am 28. 10. 1990 - und seither ist sehr viel ge-
schehen: Aufsetzen der Todesanzeige, Zusammenstellen der zu
benachrichtigenden Adressen: Verwandte, Nachbarn, Marias
Bekannte (Sek. schulk. Klasse Illnau 1931/33, Maria ist im Organi-
sationskomitee der Klassenzusammenkünfte), Englischkurs-
teilnehmerinnen (Frauenverein), befreundete Feiernehmerinnen
des Turnens und Schwimmens, sowie des Kirchenchores, Freunde
aus den Sing- und Tanzwochen. Es mussten aber auch
Leute der Volkshochschule des Seniorentanzens und des
Orchesters benachrichtigt werden, die wissen mussten, wes-
halb ich mich nicht an den entsprechenden Aktivitäten
beteiligen konnte.

Montag, 29. 10. 1990: Zahnarzt, Druckauftrag, Karl,
Steffisburg, half Briefe adressieren, Besprechungen mit
Zivilstandsamt und Pfarramt. Besuch bei Maria im
Spital. Sie war es zwar nicht mehr! Her offene, warm
entgegenlächelnde Ausdruck war verschwunden, sie
sah friedlich, aber starr und statuenhaft aus. Karl
und ich mussten dann noch 150 mal den Druckfehler
in der Todesanzeige verbessern und zur Post eilen, be-
vor die Schalter geschlossen wurden. Am Dienstag und
Mittwoch gab es viel zu telefonieren und zu organi-
sieren; ich konnte die Belastung kaum aushalten, und
immer wieder wurde ich von starken Gefühlswallun-

gen überwältigt. Solange Maria noch lebte, kamen jeden Tag vier, fünf oder gar sechs Besucherinnen und Besucher (Erich Fischer), jetzt aber bin ich ganz allein im Haus. Jeder, selbst der kleinste, unscheinbarste Gegenstand weckt Erinnerungen. ...

Am 1. November 1990, Allerheiligen, durfte ich Vontobels und andere Gäste mit dem Auto am Bahnhof abholen. Ueli und Karl mit ihren Familien mussten auch mit Kleinigkeiten und Getränken bewirtet werden. Die drei Buben hatten selbst einen Kranz gebastelt, im Wald hatte Pilze, rote Beeren, Moose und Flechten gesammelt und eine Schleife bemalt. Wir waren erstaunt über die riesige Zahl von Trauergästen. Der ganze Kirchchor war da und sang, das Singwochen-Leiterteam von Wildhaus musizierte. Die Abdankungshalle konnte die vielen Leute gar nicht fassen, allen Wänden entlang standen viele, die keinen Sitzplatz hatten finden können. Die Kollekte war auch für die SOS-Kinderdörfer bestimmt. Die Opferbüchse jedoch war viel zu klein! Die Zehner- und Zwanzigernoten, die nicht mehr in den Schlitz gestopft werden konnten, wurden oben drauf geschichtet*. Pfarrer Rothfahl gestaltete die Feier sehr schön, konnte aber, da er Unterrichtsstunden erteilen musste, nicht mit uns ins Hotel „Sommerau“ kommen. [Aber Heidi Schmid und ihre Mutter „Modi“ nahmen teil am Jubiss, ebenso viele von Marias Klassenkameradinnen und Klassenkameraden]. Laudinella-Bekante waren von Bern, Koenolfingen, Solothurn... hergesteigt. Ich konnte gar nicht alle begrüßen, staunte nur immer wieder!

* Total Fr. 853.- für SOS-Kinderdörfer.

Dietikon, im November 1990

WIR DANKEN HERZLICH

für die grosse Anteilnahme, die wir beim Abschied von unserer lieben

Maria Klenk-Baumberger

erfahren durften, für die vielen Zeichen der Verbundenheit, die Kränze, Blumen, Briefe und Karten sowie für die Geldzuwendungen an die SOS-Kinderdörfer. Ebenso danken wir von Herzen allen Beteiligten, die zum feierlichen Abschiedsgottesdienst beitrugen.

Ganz besonderer Dank gilt Herrn Pfarrer Rothfahl, dem Hausarzt Herrn Dr. Grimm, Frau Scheiwiler von der Hauspflege und allen, die der lieben Verstorbenen in ihrem Leben und während ihrer Krankheit freundschaftlich und liebevoll beistanden.

Die Trauerfamilien

8953 Dietikon, 29. Oktober 1990
Holzmatt 15

Wir trauern um

Maria Klenk-Baumberger

geboren am 21. April 1918, gestorben am 27. Oktober 1990
nach einem erfüllten Leben.

Wir gedenken ihrer in Liebe und Dankbarkeit.

*Karl Klenk-Baumberger
Karl und Mirjam Klenk-Gerosa
mit Joachim, Adrian und Joel, Steffisburg
Ueli und Brigitte Klenk-Soessinger
mit Daniela und Barbara, Meilen
Geschwister und Verwandte*

Der Trauergottesdienst findet am Donnerstag, den 1. November 1990, um
15.30 Uhr, auf dem Friedhof und in der Abdankungshalle Dietikon statt.

Im Falle einer Geldspende begünstigen Sie bitte das Hilfswerk SOS-Kinder-
dörfer, PC 30-31935-2.

8953 Dietikon, 29. Oktober 1990
Holzmatt 15

Wir trauern um

Maria Klenk-Baumberger

geboren am 21. April 1918,
gestorben am 27. Oktober 1990 nach einem erfüllten Leben.

Wir gedenken ihrer in Liebe und Dankbarkeit.

Karl Klenk-Baumberger
Karl und Mirjam Klenk-Gerosa
mit Joachim, Adrian und Joel, Steffisburg
Ueli und Brigitte Klenk-Soessinger
mit Daniela und Barbara, Meilen
Geschwister und Verwandte

Der Trauergottesdienst findet am Donnerstag, dem 1. November 1990, um 15.30 Uhr auf dem Friedhof und in der Abdankungshalle Dietikon statt.

Im Falle einer Geldspende begünstigen Sie bitte das Hilfswerk SOS-Kinderdörfer, PC 30-31935-2.

Leinwandtales Tagblatt.

8953 Dietikon, 30. Oktober 1990

In stiller Trauer nehmen wir Abschied von unserem langjährigen
Chormitglied

Maria Klenk-Baumberger

Wir werden sie sehr vermissen.

In herzlichem Gedenken:

Ref. Kirchenchor Dietikon

L.T. 31.10.90.

Dietikon, im November 1990

WIR DANKEN HERZLICH

für die grosse Anteilnahme, die wir beim Abschied von unserer
lieben

Maria Klenk-Baumberger

erfahren durften, für die vielen Zeichen der Verbundenheit, die
Kränze, Blumen, Briefe und Karten sowie für die Geldzuwendungen
an die SOS-Kinderdörfer. Ebenso danken wir von Herzen
allen Beteiligten, die zum feierlichen Abschiedsgottesdienst be-
trugen.

Ganz besonderer Dank gilt Herrn Pfarrer Rothfahl, dem Haus-
arzt, Herrn Dr. Grimm, Frau Scheiwiler von der Hauspflege und
allen, die der lieben Verstorbenen in ihrem Leben und während
ihrer Krankheit freundschaftlich und liebevoll beistanden.

L.T. 15.11.90.

Die Trauerfamilien

Maria Kleuk-Baumberger

Bauerntochter mit weitem Schulweg

Absenz wegen Fehlen im Heuet!

"Garf" und doch Absenz! im Feugn.

Weinmākerinnenlehre - Welschland in Klinik -

Bei Arzt Dr. Schmid in Zürich

Will zurücktreten und nicht eine "grosse Rolle" spielen -
andererseits fündet sie sehr leicht freundlichen Kontakt
zu jedermann... Erzählt selten etwas von sich.

Singwoche Boldern. Lieder werden gesungen und dramati-
sirt. Maria als Mutter am Wiggeli, ohne ein Wort und
ohne Blick ins Publikum - innig (mit grossem Erfolg)

Zur Kriegszeit schaut sie beim Hausbau zum Rechten
(Feenster eingekittet)

Grossen Mut entfaltet bei Töffunfall. Hält Auto-
mobile an.

Für andere ... Garten: Blumen und Schlinge ver-
teilt.

Familiäntag: Von Wokulum bis Friesenberg
13. Mai 90

Will Elias-Eintrittskarten verschenken

Erfahrung: Motivieren, nicht fragen!

Abdankungs-Lebenslauf
von Maria Klenk - Baumberger (1918 bis 1990)

Am 21. April 1918 wurde der Familie Baumberger in Ottikon-Illnau die Tochter Maria Martha geschenkt. Auf dem elterlichen Hof wuchs sie zusammen mit ihrem Bruder und ihrer Schwester auf und lernte die Mühen, aber auch den Segen eines naturbezogenen Lebens kennen und schätzen. Sie wird bereits als Kind Charaktereigenschaften entwickelt haben, die sie bis ins Alter bewahrte: eine stille Aufmerksamkeit den Menschen, den Pflanzen und Tieren, den Dingen des alltäglichen Gebrauches gegenüber, Sorgfalt im Umgang, Bescheidenheit und Offenheit in Begegnungen.

Die Sekundarschule besuchte sie in Illnau. Ihren sehr weiten Schulweg legte sie zu Fuss im Sommer und im Winter als einziges Mädchen mit einigen Buben, ihren Schulkameraden, zurück, gegen deren Neckereien sie sich tapfer zu wehren wusste. Als aufmerksame Schülerin hätte sie gewiss noch weitere Jahre in höheren Schulstufen mit Gewinn absolviert, sie musste aber dem Brauche und Verstehen der Eltern gemäss nach der 3. Sekundarklasse eine ordentliche Lehre besuchen. Die Weissnäherinnenlehre in Winterthur und nachher der Welschlandaufenthalt als Spitalgehilfin verschafften ihr weitere praktische Kenntnisse und Lebenserfahrungen.

Zurück im Heimatkanton fand sie eine Stellung in einem Zürcher Arzthaus. 1939, als die "Landi" zu einem Anziehungspunkt breiterestem Publikumskreise wurde, lernte sie ihren zukünftigen Gatten Karl Klenk von Meilen kennen. Im Jahr 1941 verheirateten sie sich und wohnten seither in Dietikon, wo Karl Klenk seit 1934 als Sekundarlehrer amtete. Hier wurde Maria von unzähligen Menschen gekannt, respektiert und geschätzt. Zwei Söhne, Karl und Ueli, wurden dem Ehepaar geschenkt, bei deren Erziehung die umsichtige Mutter eine ausgesprochen glückliche Hand hatte.

Ihre praktische Lebensklugheit musste sie immer wieder bewahren, vor allem, als in die Zeit des Hausbaus an der Holzmatt die Aktivdienst-Tage, ja Monate des Gatten fielen. Als umsichtige Hausfrau hat sie zum Rechten zu schauen gewusst und Ihres dazu beigetragen, dass die Familie an der Holzmatt mit Haus und Garten ein bleibendes Daheim gefunden hat, das später den Enkelkindern genauso vertraut und lieb wurde.

Es lag ihr gar nicht, irgendwo im Mittelpunkt zu stehen. Um so verbindlicher wirkte sich ihr Takt, ihre Freundlichkeit in den Kreisen aus, denen sie und ihr Mann treu zugehörten, vor allem in den Volkstanzgruppen und den Singgemeinschaften der Musikwochen, die sie häufig und weit bis ins Alter hinein besuchten. Unvergesslich wird auch ihre Treue zum Reformierten Kirchenchor und ihre Liebe zur Kirchenmusik bleiben.

Wer ihren Garten sieht, spürt sofort, wieviel Arbeit, aber auch wieviel Liebe sie darein gelegt hat. Und er spürt, dass da etwas dabei ist, das nicht von Menschenhand gemacht wird: der Segen eines guten Gelingens.

Unzählige Erinnerungen verbinden sich mit ihr, ob es die gemütlichen Familientage, die Freizeiten, die Reisen sind, ob es die Blumen und Setzlinge in den Gärten des Quartiers sind, die sie geschenkt hat; ob es die feinen aufrichtenden Worte sind, mit denen sie manchem geholfen hat, ohne dass dieser sich im geringsten herabgesetzt vorkommen musste und beinahe vergisst man darüber, dass die letzten Monate von Schwäche, Ungewissheit und Krankheit überschattet waren. Gewiss konnte sie den letzten Familientag am 13. Mai 1990 auf dem Uetliberg oder das Savognin Wochenende anfangs Juli mit dem Tanzkreis noch tief schätzen, aber der Spitalaufenthalt vom 23. Juli an erwies sie doch als von schwerer Krankheit gezeichnet.

Monate voller Pflegebedürftigkeit, in denen viele, vor allem aber der Ehemann ihr unschätzbar gut zur Seite standen, waren trotz Hoffnungsschimmern doch vor allem eine Bereitung auf das Ende, das nun rasch und erlösend eintrat. Nach Monaten der Pflege im Heim an der Holzmatt verstarb Maria Klenk am letzten Samstag (27. Oktober 1990) im Alter von 72 Jahren, 6 Monaten und 6 Tagen.

Ihren Nästen und vielen, vielen andern ist dies ein schmerzlicher Verlust, und gleichwohl eine eindrückliche Aufforderung zum Danken für dieses erfüllte Leben.

Wolfgang Rothfahl

Karl Klenk, Dietikon, 1.11.1990.



Rundschreiben aufs Jahresende
1990 von Karl Klenk, Holzmuatt 15,
8953 Dietikon

Wie in den letzten Jahren besuchten Maria und ich die Wildhaus-Singwoche im Frühjahr und in St. Moritz die 25. Sommer-Volkstanzwoche. Dann aber schlug das Schicksal unbarbarisch zu! Schon in St. Moritz musste Maria den Arzt aufsuchen, wurde ins Spital Samaden und nach der Kutschwoche ins Limmattal Spital geschickt. Am 31.7.1990 fand die grosse Operation statt. Die Ärzte entdeckten leider bösartige Veränderungen an Leber, Gallenblase und Bauchspeicheldrüse. Nach vier Wochen Spitalaufenthalt weilten wir zwei Wochen zur „Erholung“ in Unterägeri. Dann durfte Maria die Wochen bis zu ihrem Tod am 27.10.1990 zu Hause an der Holzmuatt verbringen. Seither wird sie überall schmerzlich vermisst!

Ich hoffe von Herzen, dass es allen Empfängern meines traurigen Jahresberichtes gut gehe und wünsche allen Gesundheit, Wohlergehen und Glück für die Zukunft.

Karl Klenk



SCHWEIZER FREUNDE DER SOS-KINDERDÖRFER
AMIS SUISSES DES VILLAGES D'ENFANTS SOS
AMICI SVIZZERI DEI VILLAGGI DI BAMBINI SOS

Administration:
Viktoriastrasse 34, 3084 Wabern
Postcheckkonto 30-31935-2
Telefon 031/54 30 31
Telefax 031/54 56 22



An die Trauerfamilie von
Frau Maria Klenk
Holzmatt 15

8953 Dietikon

Wabern, 6. November 1990
be/rn

1. Brief

Sehr geehrte Trauerfamilie

Mit Bedauern haben wir vom Hinschied von Frau Maria Klenk erfahren. Gestatten Sie uns, dass auch wir Ihnen unser aufrichtiges Beileid zu diesem Verlust aussprechen. Wir wissen es zu schätzen, dass Sie in diesen schweren Stunden an unsere Organisation gedacht haben und danken Ihnen herzlich dafür.

Als Beilage erhalten Sie eine erste Liste von Spendern, die uns einen Betrag zum Andenken an die Verstorbene zukommen liessen. Allfällige weitere Spender werden wir Ihnen laufend melden.

Wir wünschen Ihnen viel Kraft und Mut in diesen schweren Tagen.

2. Brief

Wabern, 29. November 1990
js/stä

Sehr geehrter Herr Klenk

In der Anlage erhalten Sie eine weitere Liste mit Adressen von Spendern, die uns einen Betrag zum Andenken an Ihre Gattin zukommen liessen.

Gerne teilen wir Ihnen mit, dass bis heute Fr. 4 353.-- einbezahlt wurden.

Allfällige weitere Spenden werden wir Ihnen laufend melden. Mit nochmaligem aufrichtigem Dank verbleiben wir

mit freundlichen Grüssen

SCHWEIZER FREUNDE DER
SOS - KINDERDÖRFER

Jean Schenk
Geschäftsführer

Adresse

Anonyme Spenden
Familie Singer, Zürich
Erne-Singer, Bubendorf
Sauter, Dietikon
Imhof, Zürich

Familie
Walter Mühlich
Mühlehaldestrasse 7
8953 Dietikon

Frau
Renate Gretler
Kalchbühlstrasse 55
8038 Zürich

Kommission für
Heimatkunde
Herrn Jean Stauber
8953 Dietikon

Anonyme Spenden
Geschwister Krebsler
Küsnacht
Adliswil
Unterseen

Frau
R. Guzzo-Weber
Bergstrasse 65
8953 Dietikon

Frau
B. Bräm
Brunnenmattstrasse 6
8953 Dietikon

Adresse

Frau
H. Burkhardt-Hottinger
Neuguetstrasse 4
8820 Wädenswil

Herrn und Frau
H. und H. Vontobel
General-Wille-Str. 100
8706 Feldmeilen

Herrn und Frau
V. und W. Hegnauer
Am Grendel 1
8953 Dietikon

Herrn
Dr. Karl Klenk
Ortbühlweg 35
3612 Steffisburg 1

Frau
A. Bossard
Bernetstrasse 6
8962 Bergdietikon

Herrn und Frau
A. und H. Gubler-Wyss
Husmattstrasse 13
3123 Belp

Adresse

Herrn W. Brunner und
Frau M. Henri
Am Grendel 3+4
8953 Dietikon

Herrn
Max Fumassoli-Raas
Frohaldstrasse 33
8039 Zürich

Herrn und Frau
W. und E. Hegg-Greule
Poststrasse 43
8953 Dietikon

Familie Kubli

Im Langsamlig 4
8953 Dietikon

Frau
R. Müller
Zürcherstrasse 23
8107 Buchs ZH

Herrn
Peter Zengg
Huderatweg 15
8706 Feldmeilen

Herrn
Karl Miederkehr
Ahrweg 10
8116 Würenlos

Frau
Hilde Indlekofer
Mühlehaldenstrasse 68
8953 Dietikon

Herrn
J.W. Zollikofer
Mühlehaldenstrasse 24
8953 Dietikon

Herrn und Frau
A. und G. Brauen-Hotz
Tonisbachstrasse 32
3510 Konolfingen

Herrn
Otto Wettstein
Im Windhalb 2
8953 Dietikon

Adresse

Familie
Ugo Triaca
Holzmattstrasse 10
8953 Dietikon

Familie
K. Böschenstein
Holzmattstrasse 13
8953 Dietikon

Herrn und Frau
B. und E. Spörri
Küferweg 2
5722 Gränichen

Frau
Margreth Gerosa
Neudorfstrasse 20
9436 Balgach

Herrn
Ernst Schaufelberger
Glärnischstrasse 24
8704 Herrliberg

Frau
Trudy Wylar
Neuhausenstrasse 63
8500 Frauenfeld

Frau
Dr. Ingeborg Baer-Grau
Alte Schwerzenbachstr. 6
8600 Dübendorf

Herrn
Roger Gut
Pfrundstrasse 15
3176 Neuenegg

Frau
Beatrice Sprecher
Erlenweg 2
8700 Küsnacht ZH

Anonyme Spenden
ist von Fam. Hablützel
Leider konnten wir sie nicht verdanken,
weil uns die Anschrift fehlt.

Adresse

Frau
Vreni Schmid-Staub
Staffelackerstrasse 31
8953 Dietikon

Gemeindestuben-Verein
Dietikon,Präsidentin
Frau H. Günther
8953 Dietikon
Soneggstr.10

Herrn
Dr.med.K. Grimm-Kistler
Fehbergstrasse 298
8954 Geroldswil

Herrn
Johannes Wirth
Sonnenbergstrasse 55
8032 Zürich

Herrn
Dr.M. Ruckstuhl
Lindenstrasse 22
8953 Dietikon

Frau
Liselotte Lenzenberger
Holzmattstrasse 7
8953 Dietikon

Herrn und Frau
E.u.S. Leissing-Kunz
Rebhaldensteig 10
8700 Küssnacht ZH

Herrn und Frau
E. und F. Hürzeler-Dünki
Friedackerstrasse 8
8953 Dietikon

Herrn
Martin von der Crone
Barenbergstrasse 14
8630 Rüti ZH

Frau
Frieda Hartmann-Meier
Staffelackerstrasse 29
8953 Dietikon

Adresse

Herrn
Reinhard Handschin
Guggenbühlstrasse 16
8953 Dietikon

Nord.Volkstanzgruppe
Zürich, c/o Frau Rudin
Tonishofstrasse 19
6318 Walchwil

Frau
Hedy Blatt-Suter
Im Dörfli 44
8953 Dietikon

Herrn
Peter Manz
Lehenstrasse 18
8037 Zürich

Ref. Kirchgemeinde
Sekretariat
Bremgartnerstrasse 47
8953 Dietikon

Herrn
Paul Frutiger
Burghaldenstrasse 10
3653 Oberhofen am
Thunersee

Orchesterver.Dietikon
z.H.Herrn M. Rottenberg
Krokusstrasse 7
8953 Dietikon

Herrn und Frau
Erika u.Werner Scholian
Gyrhaldenstrasse 49 B
8953 Dietikon

Familie
Paul Herzog
Badenerstrasse 71
8953 Dietikon

Herrn und Frau
T.u.D. Boessinger-Borner
Weinbergstrasse 74
8802 Kilchberg

Seither sind Haus und Garten öde und leer. Wo immer ich hinblicke, gewahre ich Dinge, die Maria gehörten, Kleider, Schuhe, Brille etc. die sie aber nie mehr benutzen wird! Diese Endgültigkeit schmerzt mich gewaltig. Doch mein Verstand sagt mir: „Reiss dich zusammen, lass dich nicht gehen, sei tätig, das Leben muss weitergehen. Was geschehen ist, das ist der Welt Lauf“, wir alle werden eines Tages abtreten müssen und gar nichts mitnehmen können. Unsere Stelle werden neue Generationen einnehmen....“

Am Freitag nach der Beisetzung der Asche, besuchte ich die Vernissage im Ortsmuseum „Kulturen und Völker der Seidenstrassen - Ausstellung von Photos Herrn Tominis und Exponaten aus dem Staatlichen Museum für indische Kunst, Berlin, und aus dem Museum Rietberg Zürich“. Es waren 95 Personen gleichzeitig im Museum. Welch ein Gedränge!

Am Samstag bekam ich das Mittagessen von meiner Schwester in Kempten-Wetzikon und besuchte mit Schwager Werner Altorf die Herbsttagung der Antiquarischen Gesellschaft in Pfäffikon. Wir studierten mit Architekt Fässler und Prof.

Dr. Bernhard Jubler die im Gang befindliche Kirchenrenovation, bestiegen das innere Baugerüst etc. Von einer Frau Schweighauser wurde ich angesprochen, ich sei doch sicher der Herr, welcher 1985 in Mistras die Ruinen malte. Sie sei mit ihrer Familie dort gewesen und wir seien mit dem Lehrerverein von Spatta heraufgekommen. Während ich malte, habe sie sich mit meiner Frau prächtig unterhalten...

Recht sehenswert ist auch das reichhaltige Pfäffiker Ortsmuseum direkt am Seeufer. Ein grosser Raum ist dem Kunstmaler Johann Caspar Bosshardt (1823 bis 1887) gewidmet, einem recht respektablen Künstler, der Szenen mit Columbus, Hütten, etc. etc. naturalistisch, sehr kultiviert und „gekount“ darstellte.

Am 8. November meldeten sich bei mir zwei Herren vom Gemeindesteueramt, um - nach Gesetz - den Wert der „Erbenschaft“ am 27. Oktober 1990, samt Matchzinsen, zu Händen der Erben festzustellen! Ich hatte von Kantonal- und Volksbank die Unterlagen bereitzuhalten, ebenso die letzte Steuererklärung.

Am 15. März 1990 hatten wir, Maria und ich, uns für die Ferienreise „Mit Prodietikou Kanada erleben“ angemeldet und Fr. 5880.- der Reise firma Kuoni einbezahlt. Als Maria im Juli ins Spital Limmattal eingetreten war und einige Untersuchungsergebnisse vorlagen, sagte der Chefarzt: „Die Reise nach Kanada kann unmöglich mitgemacht werden.“ Sofort meldeten wir uns ab, und Kuoni gab uns den vollen einbezahlten Betrag wieder zurück.

Die Reise zu den Naturwundern Kanadas, die im Herbst ihre grösste Pracht entfalten, war Marias sehnlichster Wunsch gewesen; sie hatte auch Fr. 6000.- von ihrem Bankkonto in Winterthur abgehoben. Nun aber verbrauchten wir den Geldbetrag für die Pflege der Kranken.

NB. Die Kosten für Ärzte, Spital und Erholungsheim, sowie Medikamente belaufen sich bis heute, 6.12.1990, auf Fr. 31 057.10, wovon die Lehrerkrankenkasse Fr. 14 926.45, d.h. etwa die Hälfte übernahm. Verschiedene Rechnungen stehen aber noch

aus, denn die Krankenscheine und die Apothekerrechnungen werden immer erst drei Monate nach der Ausgabe abgeschlossen.

Während ihrer Krankheit verfolgte Maria die Reise Tag für Tag und erkundigte sich bei Straesses, die dabei waren, nach deren Rückkehr über den Verlauf der Ferienreise:

Pro Dietikon

Naturwunder Kanada

ein Pro-Dietikon-Hit

8. bis 22. September 1990 / 15 Tage

Samstag, 8. September, Zürich – Toronto

- 11.45 Späteste Einfindungszeit im Flughafen Zürich-Kloten, Terminal B.
- 13.25 Abflug mit einer Linienmaschine der Air Canada, Kurs AC 879, nach Toronto. Film und Verpflegung entsprechend der Tageszeit an Bord.
- 16.25 Landung in Toronto und Erledigung der Zoll- und Einreiseformalitäten. Anschliessend Transfer zu Ihrem Erstklasshotel und Zimmerbezug.

Übernachtung im Hotel.

Sonntag, 9. September, Toronto

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Anschliessend lernen Sie Toronto während einer orientierenden Stadtrundfahrt näher kennen.

Toronto ist die zweitgrösste Stadt Kanadas, Hauptstadt der Provinz Ontario und nach Montreal der wichtigste Binnenhafen des St.-Lorenz-Seeweges. Die Nähe des von den Niagarafällen betriebenen Elektrizitätswerkes hat die wirtschaftliche Entwicklung Torontos ungemein begünstigt.

Der Nachmittag steht zu Ihrer freien Verfügung, und Sie können auf eigene Faust diese faszinierende Stadt entdecken.

Übernachtung im Hotel.

Montag, 10. September, Toronto – Ausflug zu den Niagarafällen

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Ein Höhepunkt erwartet Sie heute. Sie werden auf einem Ausflug die weltberühmten und interessanten Niagarafälle besuchen, wo stündlich über 18 Mio. Kubikmeter Wasser in die Tiefe stürzen.

Niagarafälle

Der Niagarafluss, der den amerikanischen Wasserfall vom kanadischen teilt, ist die natürliche Grenze zwischen den benachbarten Ländern. Die Wasserfälle sind eines der schönsten Naturwunder der Welt und sind ausserdem eine riesige Stromenergiequelle. Die Elektrizitätsproduktion wird von den USA und Kanada gemeinsam kontrolliert, so dass beide Länder ihren Anteil erhalten und die Schönheit der Fälle nicht zerstört wird.

Das Mittagessen wird im Drehrestaurant des Skylon-Towers eingenommen, von wo Sie Gelegenheit haben, die tosenden Wassermassen aus luftiger Höhe zu bestaunen.

Im Verlaufe des Nachmittags Rückfahrt nach Toronto.

Übernachtung im Hotel.

Dienstag, 11. September, Toronto – Montreal

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Anschliessend Transfer zum Flughafen.

10.00 Abflug mit einer Linienmaschine der Air Canada, Kurs AC 406, nach Montreal.

11.05 Landung in Montreal.

Nach der Landung zeigen wir Ihnen während einer orientierenden Stadtrundfahrt Montreal.

Montreal

... Hauptstadt der Provinz Quebec, ist mit 2,8 Mio. Einwohnern die grösste Stadt der Provinz und die siebtgrösste Nordamerikas. Sie nimmt ungefähr ein Drittel der gleichnamigen Insel ein, die von zwei Armen des St.-Lorenz-Stromes gebildet wird und fast 50 km lang und 16 km breit ist. Im Norden wird die 160 km breite Ebene, in deren Mitte Montreal liegt, vom Gebirgszug der Laurentiden und im Süden von den Ausläufern der Adirondacks begrenzt.

Nach dieser Stadtrundfahrt Transfer in Ihr Erstklasshotel.

Übernachtung im Hotel.

Mittwoch, 12. September, Montreal – Calgary

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Im Verlaufe des Vormittags Transfer zum Flughafen.

12.00 Abflug mit einer Linienmaschine der Air Canada, Kurs AC 121, nach Calgary. Verpflegung ent-

sprechend der Tageszeit an Bord.
16.05 Landung in Calgary.

Nach der Landung Transfer zum Hotel und Zimmerbezug.

Übernachtung im Hotel.

Donnerstag, 13. September, Calgary – Banff

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Anschliessend lernen Sie Calgary während einer orientierenden Stadtrundfahrt näher kennen. Unter anderem statten Sie dem Glenbow-Museum einen Besuch ab und besichtigen die Inuit-(Eskimo-)Ausstellung.

Calgary

Calgary liegt in den Tälern des Elbow- und des Bow Rivers, am Übergang zwischen Ebenen und Vorbergen. Die junge Siedlung ist ein wichtiges Zentrum für Öl, Transporte und Schlachthöfe.

Ihre Geschichte begann 1875, als Ausposten der North West Mounted Police ins Land kamen, um den amerikanischen Whiskyhändlern das Handwerk zu legen. Mit der Inbetriebnahme der transkontinentalen Eisenbahn (1883) wurde die Stadt ein wichtiges Handelszentrum; die erste Welle von Siedlern kam ins Land. 1914 wurde Erdöl gefunden. Am Stadtrand begannen die ersten Quellen zu fliessen. Heute sind in Calgary über 400 Gesellschaften direkt mit der Ölindustrie verbunden, und 28 der wichtigsten Erdölgesellschaften haben hier ihr Hauptquartier. Die Bevölkerungszahl liegt bei einer halben Million, und Calgary ist inzwischen auch zu einem Kunst- und Kulturzentrum geworden.

Am Nachmittag Fahrt zum Banff-Nationalpark, wo Sie die landschaftlichen Schönheiten in vollen Zügen bewundern können. Am späten Nachmittag Ankunft im gleichnamigen Kurort und Transfer in Ihr Erstklasshotel.

Übernachtung im Hotel.

Freitag, 14. September, Banff-Nationalpark

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Heute unternehmen Sie eine ganztägige Rundfahrt durch das Gebiet der Berge, Bergseen und Canyons, die Banff und Lake Louise umgeben. Nirgendwo sonst ist die Gebirgslandschaft ursprünglicher und grandioser. Die Besichtigungspunkte sind im einzelnen der Johnston Canyon, welcher hier durch Gletschereinfluss in den Kalksteinfelsen entstanden ist, dann der Moraine Lake im Gebiet von Lake Louise, der Emerald Lake, den Sie über den Kicking-Horse-Pass erreichen, das Yoho-Tal, die Takakkaw Falls und Lake Louise, genannt nach der Tochter von Queen Victoria.

Das Mittagessen unterwegs. Am späten Nachmittag sind Sie wieder in Banff.

Übernachtung im Hotel.

Samstag, 15. September, Banff – Jasper

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Das ist vielleicht eine der schönsten Strecken überhaupt; die 240 km lange Verbindungsstrasse zwischen Banff und Jasper. Ein landschaftliches Wunder reiht sich an das andere und bietet eine ständig wechselnde, eine überraschende und überwältigende Bergszenerie.

Zunächst fahren Sie durch den Nordteil des Banff-Nationalparks. Sie sehen die Täler des Alexandra- und Saskatchewan-Flusses. Sie überwinden mehrere

Pässe – die Berge um Sie herum sind bis zu viertausend Meter hoch. An Seen und Berghängen vorbei entdecken Sie die Athabasca Falls, den Mount Edith Cavell, an der Grenze zwischen den beiden Nationalparks den Columbia-Gletscher, die grösste Eisfläche südlich des Polarkreises. Sie haben die Möglichkeit, fakultativ eine Fahrt mit dem Snowmobil auf dem Columbia Icefield zu machen.

Das Mittagessen nehmen Sie unterwegs ein.

Im Laufe des späteren Nachmittags kommen Sie in Jasper an. Transfer in Ihr Erstklasshotel und Zimmerbezug.

Übernachtung im Hotel.

Sonntag, 16. September, Jasper

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Der heutige Ganztagesausflug führt uns zunächst durch den Ort Jasper, anschliessend zum hübschen See Lac Beauvert und weiter zu den Pyramid- und Patricia-Seen und zum Maligne Canyon, der sich als schmale Schlucht tief in die Kalksteinfelsen geschnitten hat, wo rauschende Wasserfälle in Kaskaden von allen Seiten herabstürzen. Mit der Seilbahn fahren wir auf die Spitze des Whistler Mountain, von wo Sie einen weiten Panoramablick geniessen.

Am Nachmittag wechseln wir für einmal das Transportmittel. Während einer Bootsfahrt auf dem Maligne Lake bewundern wir die atemberaubende Natur vom Wasser aus.

Mittagessen unterwegs.

Gegen Abend Rückkehr nach Jasper.

Übernachtung im Hotel.

Montag, 17. September, Jasper – Kamloops

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Die Fahrt nach Kamloops auf dem Yellowhead Highway führt am Mount Robson vorbei, dem mit seinen fast 4000 m höchsten Berg der Rocky Mountains. Durch den Wells Gray Park, wo einem die wilde Schönheit Westkanadas bewusst wird, führt die Reise nach Kamloops.

Das Mittagessen nehmen Sie unterwegs ein.

Kamloops

... wurde 1811 als Handelsposten der North West Company gegründet. Heute dominieren hier ausgedehnte Vieh ranches, Farmen, Holzwirtschaft und Obstplantagen.

Nach Ankunft in Kamloops Transfer in Ihr Erstklasshotel und Zimmerbezug.

Übernachtung im Hotel.

Dienstag, 18. September, Kamloops – Vancouver

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Anschliessend Fahrt nach Vancouver. Der Weg führt entlang des Thompson River. Bei Lytton mündet der Thompson in den Fraser River, längs dem der Trans Canada Highway nun verläuft. Mittagessen unterwegs.

Am späten Nachmittag Ankunft in Vancouver und Transfer in Ihr Erstklasshotel und Zimmerbezug.

Mittwoch, 19. September, Vancouver

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Am Vormittag unternehmen Sie eine ausgedehnte Rundfahrt durch Vancouver, Kanadas «Tor zum Pazifik», die als eine der schönstgelegenen Städte der Welt gilt. Vancouver ist aber nicht nur Metropole, sondern ein dynamischer Ort mit Vorzügen, die nur wenige Städte der Welt besitzen. Einer davon ist die geographische Lage. Vor dem Hintergrund der schneebedeckten Coast Mountains im Norden, eingerahmt vom Fraser River mit seinen reichen Farmen im fruchtbaren Delta und dem Pazifik, ist dieses Juwel von einer Stadt mit seinen sanften Stränden von English Bay und How Sound im Westen, Parks, Gärten und nahen riesigen Wildnisgebieten bevorzugter Anziehungspunkt Westkanadas.

Sie beginnen die Tour mit der Besichtigung von Gaston, dem historischen Altstadtviertel Vancouvers mit restaurierten Häusern aus dem Jahre 1867 (nach der vernichtenden Feuersbrunst), dann Chinatown – nach San Francisco Nordamerikas zweitgrösstes Chinesenviertel. Im Stanley Park bewundern Sie die hohen Riesenzedern, letzte Wahrzeichen der einstmaligen Urwälder hier. Im Stanley Park befinden sich auch die imposanten Totempfähle der Küstenindianer. Anschliessend fahren Sie zur Universität of British Columbia, auf deren Campus das Museum für Anthropologie und der Totempark untergebracht sind. Der Queen Elizabeth Park, welcher sich auf die Flora der Pazifikküste spezialisiert, ist Ihr nächster Stopp. Und schliesslich das Bloedel-Konservatorium, das in seinem riesigen gläsernen Kuppelgebäude die Szenerie von drei Klimazonen – Küste, Regenwald und

Tropen – zusammengestellt hat.
Der Nachmittag steht für eigene Entdeckungen zur freien Verfügung.

Übernachtung im Hotel.

Donnerstag, 20. September, Vancouver

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Der ganze Tag steht zu Ihrer freien Verfügung.

Sie haben jedoch die Möglichkeit, fakultativ an einem wunderschönen ganztägigen Ausflug nach Victoria teilzunehmen. Mittagessen unterwegs.

Victoria

... liegt malerisch auf einer Halbinsel an der Südspitze der fast 500 km langen Vancouver Island, deren Küste durch zahlreiche Inlets (Fjorde) und Buchten stark zergliedert ist.

Die Stadt wirkt verträumt und nicht vergleichbar mit dem betriebsamen Vancouver. Der Ursprung der Stadt geht auf die Gründung des Forts Victoria zurück, welches 1843 für die Hudson Bay Company errichtet wurde. Bis zum Jahre 1858 war Victoria eine ruhige

Siedlung. Dann jedoch setzte mit dem Goldrausch in der Cariboo-Region eine turbulente Zeit ein, in der das Gesetz nicht mehr viel galt. Das Städtchen diente als Versorgungs- und Vergnügungsort der Goldgräber, welche Bars und Bordelle unsicher machten. Seit 1868 ist Victoria Provinzhauptstadt von British Columbia.

Während dieses Tages zeigen wir Ihnen die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Herzstück ist der Hafen mit dem angrenzenden Parlamentsgebäude, dem efeumrankten, altherrwürdigen Empress Hotel, dem Provinzmuseum sowie dem Thunderbird Park. Nicht nur wegen der grosszügigen, blumenreichen und einzigartig schönen Anlagen, deren üppige Vegetation auf das besonders milde Klima zurückzuführen ist, fühlt man sich gleichsam ins «Merry Old England» versetzt. Gepflegte Parks und viele geradezu manikürte Vorgärten sowie die roten Doppeldeckerbusse erinnern an das englische Mutterland. Nur durch die Nähe der Berge und einiger Totempfähle wird der Eindruck etwas abgeschwächt.

Unterwegs verweilen Sie in den Butchart Gardens. Diese aussergewöhnlich hübsche Anlage mit versunkenem, japanischem und italienischem Garten – durch weite Rasenflächen miteinander

verbunden – wird sicherlich auch bei Ihnen einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Viele Springbrunnen und ein Teehaus mit vornehmem Restaurant vervollständigen das Bild.

Gegen Abend Transfer nach Vancouver in Ihr Erstklasshotel.

Übernachtung im Hotel.

Freitag, 21. September, Vancouver – Zürich

Amerikanisches Frühstück im Hotel.

Anschliessend Transfer zum Flughafen.

09.00 Abflug mit einer Linienmaschine der Air Canada, Kurs AC 142, nach Toronto. Verpflegung entsprechend der Tageszeit an Bord.

16.19 Zwischenlandung in Toronto und Flugzeugwechsel.

18.15 Weiterflug mit einer Linienmaschine der Air Canada, Kurs AC 8878, nach Zürich. Verpflegung entsprechend der Tageszeit und Film an Bord.

Samstag, 22. September, Ankunft in Zürich

08.05 Landung in Zürich-Kloten.

Auszüge aus Briefen an Maria, die sie nicht mehr beantworten konnte und aus den Kondolenzschreiben. In den hier aufgeführten Zitaten wurde nie der Sinn, wohl aber gelegentlich die Syntax leicht geändert.

".....Ich möchte Ihnen, Frau Klenk, vielen herzlichen Dank sagen. Sie waren immer so freundlich zu mir, und wie haben Sie mich beschenkt letztes Jahr zu meinem neunzigsten Geburtstag!....."

Frau M. Hürzeler

".....Maria Klenk wird uns in unseren Reihen sehr fehlen. In ihrer bescheidenen Art hatte sie sich einen festen Platz in unserem Chor erobert. Noch höre ich ihre so leise geäußerten Befürchtungen, was wohl mit ihr los sei, als wir auf unserer Chorreise abends zusammensassen. Wir haben sie getröstet und ihre und unsere Befürchtungen und Ängste zu verscheuchen versucht. Fröhlich haben wir uns alle das "Du" angeboten - eine neue Phase in unserem Chorleben sollte damit beginnen. Leider hat es unserem Schöpfer gefallen, Maria nun so rasch zu sich zu nehmen, und wir alle müssen uns diesem Geschehen beugen. Wir werden Maria in unserer Erinnerung behalten und gerne an ihr bescheidenes und liebenswürdiges Wesen denken....."

Sigrid Bürgi-Kindt, Ref. Kirchenchor Dietikon

".....Es schmerzt mich zutiefst, von meiner lieben Sängerkollegin Abschied zu nehmen, haben wir doch einige Jahre viele frohe Stunden zusammen im Chor erlebt! Liebe Maria, Du bleibst in gutem Andenken in meinem Herzen. Immer warst Du sehr Liebenswürdig zu mir. Danke! Ich bin so froh, dass wir Dich noch ein wenig begleiten konnten in der schweren Zeit....."

Margrit Guggenbühl

".....Ich denke auch an die vielen schönen Gespräche, welche ich auf dem Heimweg nach den Kirchenchorproben mit Maria erleben durfte. Heute fehlt sie mir sehr, und ich werde in der Erinnerung noch manchmal bei ihr sein....."

Anni Grossmann

"Auch unsere Kinder sind sehr traurig. Maria war immer so freundlich zu ihnen, wenn sie ihr auf dem Schulweg begegneten....."

Familie Kober

".....Ihre bescheidene Art, ihr liebenswürdiges Wesen werden wir nicht vergessen....."

Annemarie und Peter Müdspacher

".....Der rasche Hinschied von Frau Maria Klenk hat uns sehr bewegt. Während der dreissig Jahre, in denen wir fast täglich an Ihrem Hause vorbeigingen, hatte sie für uns stets ein freundliches Wort.

Wir sind auch dankbar für ihr Verständnis für unsere behinderte Tochter. Noch über das letzte Kirchenchor - Wochenende verlebten wir unbeschwerte Tage, und so, wie wir dort zusammenwaren, behalten wir Ihre Gattin und Mutter in lieber Erinnerung. Der rasche Zerfall ihrer Kräfte hat uns überrascht, aber es ist ihr nun viel Schweres erspart geblieben....."

Familie Dr. Morf

".....Frau Klenk war für mich ein Vorbild mit ihrer Freundlichkeit und Zufriedenheit, mit ihrer Hilfsbereitschaft und Bescheidenheit. Wie gerne hätte ich ihr noch einige Liebesdienste erwiesen....."

Doris Rauch

".....Ihr Frohmut und ihre Hilfsbereitschaft werden auch uns fehlen....."

Familie Pfr. Pletscher

".....Wir vermissen im Chor Ihre liebe Frau sehr. Für mich waren die vielen Begegnungen immer eine Freude, denn Frau Klenk hatte eine ganz besondere Ausstrahlung, die wohl tat und sicher für ganz viele Menschen ein Segen war....."

Esther Müller

".....Maria war uns eine sehr Liebenswerte Sängerkameradin. In den gut drei Jahrzehnten gemeinsamen Singens im Kirchenchor lernten wir immer mehr ihre natürliche Fröhlichkeit schätzen. Sie hat damit und mit ihrer gütigen, offenen Art viel zum guten Klima im Chor beigetragen. Darum gedenken auch wir ihrer in echt empfundener Zuneigung und Dankbarkeit!....."

Pia und Ernst Hürzeler

".....Marias mütterliche Anteilnahme für mich und meine Familie hat mir immer gut getan....."

Vreni Schmid

".....Frau Klenk war ein so lieber, gütiger Mensch. Wir werden sie sehr vermissen....."

Ursula Wyder

".....Dass Maria, die liebe Frau und gute Mutter ihrer Söhne, uns verlassen hat, ist sehr schmerzlich und tut unendlich weh..... Auch uns trifft der Tod Marias schmerzlich, habe ich doch am Morgen ihres Todestages noch ein Telefongespräch mit ihr gehabt, aus welchem ich die ganze Tragik ihres Leidens herausspürte. Nun ist sie davon erlöst, doch das Heimweh bleibt allen, denen sie in gesunden wie auch in kranken Tagen viel bedeutete. Auf ihrem Krankheitslager strahlte sie viel Liebe aus, und ich war jeweils bewegt, wie sie sich noch für uns Gesunde interessierte und ihr Leiden für Momente vergass. Für uns ist Maria unvergesslich....."

M. und W. Mühlich

".....Frau Klenk wirkte.....so bewundernswert in ihrer bescheidenen, stillen und freundlichen Art....."

E. und A. Grieder

".....Tante Maria wird mir immer in guter Erinnerung bleiben als eine gütige und liebe Tante, zu der ich jederzeit gerne zu Besuch kam....."

Brigitte Schlatter

".....Es macht uns traurig, dass die liebe Maria so früh sterben musste. Wie sehr hätten wir ihr noch viele Jahre mit Dir gegönnt! Uns bewegen die Gedanken an Euren Anfang. Wie war das schön, und dann die Jahre des Aufwachsens der Buben und zuletzt das Aelterwerden! Es tut weh zu denken, dass dies alles zu Ende ist. Wir können uns gut vorstellen, dass Ihr beide eine schwere Zeit hinter Euch habt..... da bleibt nur das Wissen, dass Du Menschen hast, die mit Dir trauern und die immer fröhliche Maria nicht vergessen....." L. und M. Von der Crone

".....Sie wird uns allen an den Familientagen fehlen....."

Dr. Regine Altorfer

".....Wir sind Maria dankbar für viele nette gemeinsame Stunden im Kreise unserer Familien....."

Familie Dr. Boessinger

".....die stets mit viel Fröhlichkeit und Liebe unsere Herzen eroberte....."

Elsbeth und Thomas Gerosa

".....Neben der Trauer bleibt aber die Erinnerung an einen besonders liebenswerten und wertvollen Menschen, und dies wird die liebe Verstorbene in Ihnen lebendig erhalten....."

Binia und Walter Reiss-Karst

".....Wir alle, die wir Frau Klenk kannten und schätzten, haben einen lieben, wertvollen Menschen verloren....."

Dora und Ruth Bretschger

".....Frau Hofstetter ist tief betruibt und denkt dankend an die vielen Jahre der guten Nachbarschaft mit ihrer Familie und besonders an die liebenswürdige stets hilfsbereite Verstorbene....."

Frau T. Gloor, eine Verwandte

Frau Hofstetters, die gelegentlich nach deren Einfamilienhaus sieht, weil Frau Hofstetter im Pflegeheim weilt.

".....Wir wussten ja alle, dass die Kräfte Ihre liebe Frau immer mehr verliessen. Aber sie war immer noch da; manchmal sogar strahlten ihre lieben Augen. Nun ist sie erlöst, wir wollen ihr auch die Ruhe gönnen. Frau Klenk war so tapfer und so dankbar, besonders für Ihre liebevolle Pflege. Sicher, Herr Klenk, ist das für Sie ein ganz kleiner Trost. Ich möchte Ihnen auch danke sagen, dass ich noch ein wenig helfen durfte, unsere liebe Frau Klenk zu hüten....."

F. und P. Heller-Kohler

".....Frau Klenk war eine freundliche, liebe Nachbarin. So werden wir sie immer in Erinnerung behalten....." Frau J. Haus

".....Sie war eine liebe, feine Frau....." G. u. R. Hübscher

".....Die vielen freundnachbarlichen Gespräche im Vorbeigehen verbleiben im herzlichen Gedenken an Frau Klenk....."

A. und O. Grendelmeier-Weber

".....dass ich mit Frau Klenk keinen kleinen Schwatz mehr am Gartentörli halten und auch keinen Nähkurs mehr mit ihr besuchen kann, das alles stimmt mich sehr traurig. Ich werde Frau Klenk als lebenswürdige Frau in Erinnerung behalten und sie sehr vermissen....."

Helen Bach-Gstrein

".....Viel zu früh wurde dieser wertvolle Mensch aus unserer Mitte gerissen. Uns allen wird Frau Klenk in ihrer liebevollen, bescheidenen Art fehlen. Nach jeder Begegnung mit ihr blieb in mir etwas von ihrer gütigen Ausstrahlung haften. Das ist es, was für mich Frau Klenk unvergesslich macht....."

Anna Schneider

".....Der Hinschied Ihrer Gattin hat uns tief berührt. Wir verlieren eine äusserst lebenswürdige Nachbarin. Für viele Menschen hatte sie stets ein gutes Wort, und sie hatte Verständnis für Sorgen und Freuden der Mitmenschen. Ich bin dankbar für die wohltuenden und interessanten Gespräche, die ich mit Frau Klenk führen durfte..... Wir wollen dankbar sein für dieses reich erfüllte Leben, das vielen so viel gegeben hat....."

Susanne Siegwart und Kinder

".....doch in der Erinnerung wird sie mit ihrer Liebe und Güte stets weiterleben....."

Schwester Lieselotte Leuenberger

".....sie war immer so freundlich....." Rosa Meier

".....Die liebe Verstorbene war uns stets eine gütige und hilfsbereite Nachbarin....."

Theo Böschenstein

".....ihre gütige, teilnehmende Stimme.....eine Frau, die immer wieder da war für andere....."

Marianne Ritzmann

".....Ihre Frau war immer eine freundliche, hilfsbereite Nachbarin. Wir werden sie vermissen....."

H. und S. Zortea

".....mit ihrer Frohnatur.....Gerti wird ihre langjährige, liebe Turnkameradin sehr vermissen....."

Walter Zollikofer

".....Wir haben sie in den vielen Jahren als eine ausserordentlich lebenswerte und feinfühlig Person geschätzt, bescheiden in ihren Ansprüchen und reich in ihrer Anteilnahme am Schicksal der andern....."

Ursi und Jean-Pierre Teuscher

".....Sie fehlt uns allen sehr, die wir ein kleines Wegstück mit diesem lieben Menschen wandern durften....." B. und J. Bräm

".....Wir wollen dankbar sein dafür, dass wir sie gehabt haben..."
Frau Guzzo

".....Adie ich in der Englischstunde als herzliche, mitfühlende Frau kennenlernen durfte....."
Olga Twerenbold

".....Das Zusammensein mit Frau Klenk an der Schul-Zusammenkunft im Schützenhaus bleibt mir eine liebe Erinnerung....."
Heidi Bebie

".....So viele Jahre war Maria mit mir im Englischkurs. Wir sassen immer nebeneinander und freuten uns auf diesen Tag. Nun darf es nicht mehr sein, und ich werde Maria sehr vermissen. Sie war immer so verständig und bescheiden, und ihre liebe Art hat uns allen wohl getan"
Erika Scholian

".....Es gibt Menschen, zu denen man sich ganz selbstverständlich hingezogen fühlt. Man merkt sofort die Liebe und Wärme, die die betreffende Person ausstrahlt. Und eine solche Person war für uns, für meine Frau und für mich, Frau Klenk....man grüsste sich bei Gelegenheit, sie kam auch regelmässig zu uns in die Apotheke....ein enger Kontakt war gar nicht nötig, um Frau Klenk gern zu haben. Mit ihrem offenen, fröhlichen Wesen, mit ihrem lieben Lächeln gewann sie automatisch die Sympathie aller Mitmenschen. Und weil Sie, Herr Klenk, von einer so lieben, wertvollen Frau Abschied nehmen müssen, kann ich einigermaßen ermessen, wie empfindlich für Sie dieser Verlust sein muss.... ganz spontan....."
Dr. M. Ruckstuhl und Frau

".....Es tut mir sehr, sehr leid, dass Frau Klenk der Krankheit erlegen ist,.....Dafür, dass sie mir viele angeregte Sprechstunden anvertraut hat, bin ich ihr dankbar....." Dr. med. Grimm

".....Gerne erinnern wir uns an die Eislaulager mit Maria. Wie schön hatten wir es zusammen!..." Margrit und Ernst Schaufelberger

".....Wir können kaum begreifen, dass Maria nicht mehr wie einst, stets fröhlich und zufrieden in Haus und Garten, ihrem vertrauten kleinen Reich, anzutreffen sein soll....." Lonie und Paul Tanner

".....Ich habe Frau Klenk vor Jahren kennen gelernt, als sie mit der Frauengruppe zu mir in die Gymnastik kam. Ueber all die Jahre habe ich sie sehr gern gehabt..... grosse Lücke..."

Marianne Linder-Wiederkehr

".....eine sehr liebe und geschätzte Bekannte....."

Thea B. Schellenberg-Stauber

".....Wir haben Maria immer gut gemocht, sie gern gehabt. Sie hatte immer etwas Wohlgenutes an sich. Bei den Tanzwochen, wo wir ja am meisten Kontakte zu ihr hatten, fiel uns immer ihre Bescheidenheit auf. Sie verstand es, sich der Randfiguren anzunehmen, merkte, wenn irgend ein scheues Menschenkind sich nicht nach vorn getraute....."

Pfr. Dr. Hans-Walter und Alice Maurer

".....Mir kommen die vielen Ferienreisen mit dem Tanzkreis in den Sinn, auch die Wanderungen im Wallis und andere Ferienzeiten, in denen wir - Deine Familie, Mueti und ich - Unvergessliches gemeinsam erlebten. Etwa wenn Maria eifrig Silbermánteli pflückte für den guten Tee.....Es war eine herrliche Zeit, und erst im nachhinein erkennt man, wie viel Schönes man erleben durfte und der Gemeinschaft mit andern zu verdanken hat....."

Roswith Schmidt-Baer

".....Maria, ich kannte sie nur freundlich, echt liebenswürdig, warmherzig; warm und wohl war einem in ihrer Umgebung..... Vor mir stehen Bilder auf aus der Zeit unserer gemeinsamen Amerikareise. Maria stand ihre blaue Tracht so gut. Es war so gut für uns alle, dass sie dabei war. Claudia hat sie uneingeschränkt geliebt....."

Sylvia, Claudia und Thyl Steinemann

".....Es stimmt mich sehr traurig, Maria nicht mehr begegnen zu können, und doch scheint mir, ihre schlichte, herzliche Art lasse sie auf immer unter uns bleiben....."

Lotti Schürch

".....Noch sehe ich Marieli in der hellen Zürchertracht vor meinem innern Auge, fröhlich, glücklich, ja oft strahlend, obwohl wir jeweils ersthaft arbeiten mussten, wenn wieder ein neuer Tanz zu lernen war. Es war nicht ihr Können, das mich anzog, sondern ihre innere Ausgeglichenheit, ihre mütterliche Wärme, die sich auf ihre Umgebung übertrug.....so bleibt mir dieses wunderschöne Bild von Harmonie und Fröhlichkeit in Erinnerung....."

Dr. Lisi und Dr. Sämi Wyder

"..... Maria war immer so herzlich zu uns allen....."

Aurelia Bleiker-Thomas

".....Ein lieber Mitmensch wird unserer Volkstanzfamilie fehlen....."

Ernst Zürcher

".....Die gemeinsamen Wanderungen im Engadin, wo wir so viel Schönes erlebten, bleiben unvergessen....."

Thildi und Hans Frutiger

".....Maria habe ich lieb gewonnen, sie sehr geschätzt...ich bin dankbar für diese Begegnung....."

Heidi Burkhardt

".....Ihre frohe, warme und mütterliche Art durften wir so unzählige Male in den gemeinsamen Singwochen und bei andern Begegnungen mit Volkstänzen kennen lernen und bis tief hinein spüren. Marias Wesen wird unter uns weiterleben....." Renate und Andreas Wirth

".....Maria behalte ich in lieber Erinnerung. Ich hatte sie gern. Ihr mütterliches Wesen habe ich wohltuend empfunden. Maria wird auch mir fehlen am Volkstanzball, in der Laudinella und wo auch immer wir uns angetroffen haben....." Erika Von der Mühl

(Zwei Stunden vor Marias Tod traf von Rosemarie Müller ein prächtiger Blumenstrauss bei uns ein. Ich telephonierte Rosemarie, dankte und sagte ihr, Maria habe den Strauss noch gesehen und Freude geäußert über die schönen Rosen). ".....Das Telephongespräch vom vergangenen Samstag hat mich tief berührt. Es tut mir so leid, dass Maria nicht mehr unter uns ist...Ich werde gerne an ihr liebes Wesen denken,....." Rosemarie Müller

".....Dankbar gedenken wir der vielen frohen Stunden, die wir mit Maria bei Volkstanzfesten und Volkstanzwochen erleben durften. An wie mancher Entenfamilie im St Moritzersee, wie manchem unscheinbaren Blümchen am Wegrande durften wir uns zusammen freuen! Wir sind dankbar für all die frohen Stunden, die wir mit Maria zusammen erleben durften....." Annelies und Godi Brauen

".....Wie viel Liebe und Wärme vermochte Maria allezeit uns allen zu schenken! So wurde jede Begegnung mit ihr zu einem Geschenk. Wir sind überaus dankbar, im vergangenen Juli nochmals mit Maria zusammengetroffen zu sein. Ein inniges Dasein füreinander war es, hat Maria doch strts auch so sehr Anteil genommen am Schicksalsweg unserer Elisabeth....." Doris und Hannes Wirth

".....Wir werden Maria vermissen. Auch wenn sie nicht mehr so oft tanzen kam, so war es doch immer schön, wenn sie wieder einmal kam, an den Ball oder an die GV. Man merkte dann immer sofort, wie fest sie noch Anteil nahm und noch ganz dazugehörte. Hans und ich, wir erinnern uns natürlich noch besonders an die schöne Zeit mit Euch in Wales. Ich glaube, das hat Maria auch sehr gefallen, besonders die schönen Spaziergänge auf den Cliffs, dem Meer entlang....." Ruth und Hans Baumann

".....Wie nahe liegen doch Freud und Leid nebeneinander! Während wir stündlich auf die Ankunft unseres dritten Kindes warten, erreicht uns Deine traurige Nachricht.....Wir sind sehr traurig und betroffen... wie gerne hätten wir Maria noch viele Jahre gesund und munter unter uns gehabt!....." Nelli und Martin Dubach

".....Liebenswürdig und fröhlich ist mir Maria in Erinnerung. Selbst als sie nicht mehr tanzen konnte, hat sie dem Treiben mit Freude zugeschaut. Wie manches liebenswürdige Gespräch hatten wir miteinander..."

Elisabeth Grämiger

".....ist uns ihre heitere und menschenfreundliche Art immer in Erinnerung geblieben....."

Helen und Werner Merki-Rehmann

".....Uns bleibt die Erinnerung an einen liebenswürdigen, stillen Menschen....."

Graziella und Mario Neukomm

".....Maria war ein toleranter und sehr lieber Mensch....."

Iris und Marcel Galley

".....eine sehr herzliche und menschenfreundliche Frau....."

Erich Fischer

".....unsere Welt, die gute Menschen so nötig braucht, ist um einen lieben, herzensguten Menschen ärmer geworden....."

Klara Stern

".....Maria war ein lieber und gütiger Mensch, und sehr fröhlich. Immer nahm sie Anteil an anderen, erkundigte sich nach jedem und konnte aufmerksam zuhören. Mit grosser Freude erzählte sie uns von ihren Enkelkindern. Als sie nicht mehr mittanzen konnte, fehlte sie uns am Anfang sehr. Immer freuten wir uns bei speziellen Gelegenheiten sie wieder einmal zu sehen. Das letzte Zusammentreffen war das VTK-Wochenende in Savognin, wo Maria noch recht gut dran war und sogar die Wanderung in die Mittelstation (Tiginias) mitmachen konnte. Ihre Freude darüber war gross. So haben sie alle, die dabei waren, in Erinnerung....."

Erika und Alfred Singer

".....Die liebe Maria Klenk war für uns alle eine helle Sonne, die wir in unsern Herzen weitertragen wollen....."

Trudi und Hans Gysin

".....Sie wird uns mit ihrer Güte beispielhaft in Erinnerung bleiben....."

Silvia und Willi Lamprecht

".....Maria gehörte zu den Volkstänzerinnen der ersten Stunde und sie hat auf ihre Art dazu beigetragen, dass der Volkstanz wachsen und gedeihen konnte. Viel Schönes haben wir in diesen langen Volkstanzzeiten erleben dürfen....."

Franziska Heuss

".....Unsere Begegnungen waren immer geprägt von Fröhlichkeit, Uebereinstimmung und gegenseitigem Verständnis. Ich ha's gärn gha!....."

Anni Drotschmann

"..... Die scheidende Sonne scheint mir ein Sinnbild für das Verlöschen des menschlichen Lebens zu sein. Es wird dunkel um die Zurück-

bleibenden, und doch wissen wir, dass Kraft und Wärme der Dahingegangenen in uns weiterleben und wirken werden....." Bea Sprecher

"..... Mit meiner Schulkameradin Maria Baumberger besuchte ich die Schulen in Ottikon und Illnau. Nachher hatten wir kürzere Zeit den gemeinsamen Weg nach Winterthur. Im Winter fuhren wir morgens - das war ein ganz besonderes Erlebnis - mit zwei weiteren Kameraden auf einem grossen Schlitten in stiebender Fahrt von Ottikon hinunter bis zum Bahnwärterhäuschen im Tal....." Ruedi Meili

"..... Beim letzten Besuch vor vierzehn Tagen hätten wir nicht geahnt, dass wir so bald von unserer lieben Maria Abschied nehmen müssten.....Unsere liebenswürdige Maria werden auch wir im Kreise unserer Sekundarklassen sehr vermissen. Bei der Organisation der Zusammenkünfte haben wir ihre gewissenhafte Mithilfe sehr geschätzt. Wir verstanden uns sehr gut und verlebten manche schöne Stunde....."

Trudi und Ruedi Wespi

"..... Den schmerzlichen Abschied Deiner Frau nehmen wir in der Kommission für Heimatkunde mit grossem Bedauern und Mitgefühl zur Kenntnis. Es ist uns nicht entgangen, dass wir die Sympathien von Frau Klenk **geniessen** durften und dass ihre eher heimliche Mitarbeit bei der Nachführung der Ortschronik Dir einige Erleichterung im Zeitaufwand brachte.....verlieren eine liebenswürdige Frau..... hätten Dir von Herzen noch viele unbeschwerte Jahre des Ruhestands in Partnerschaft mit Maria Klenk gegönnt....."

Kommission für Heimatkunde. Jean Stauber

"..... Frau Klenk wird in ihrer Familie und bei allen, die sie gekannt haben, eine unausfüllbare Lücke hinterlassen....."

M. und H. Gerosa

"..... Einen so lieben Menschen nicht mehr in seiner Nähe zu haben, kann man sich nicht vorstellen. Es tut weh! Ich glaube, **Deine Frau** lebt in vielen Herzen weiter. Sie war eine so fröhliche, zufriedene und positiv denkende Frau..... Wir werden das Erdbeerstöcklein von Euch besonders gut pflegen. Es soll uns eine Erinnerung an die leibe Frau Klenk sein....."

Helen Ebnöther

Es sind gegen vierhundert Kondolenzbriefe eingetroffen, die meisten formelhaft. Die vielen Schreiben sagen uns, und vor allem mir: Du bist mit dem, was dir Sorge macht, nicht allein. Es ist wichtig zu wissen, dass es Mitmenschen gibt, die an uns denken.

Maria wird auffallend übereinstimmend und treffend geschildert.

Karl Klenk

Seit dem 27. Oktober 1930 sind nun auf den Tag genau drei volle Monate verfloßen. Es war für mich ein sehr erlebnisreiches Vierteljahr, beinahe so erlebnisreich, wie die drei Monate vor dem 27. Oktober. Und ich sehe noch so manches auf mich zukommen.

Alle Probleme, die nacheinander und oft auch gehäuft miteinander auftauchen, wühlen mich viel mehr auf, als dies früher der Fall war, und dabei ist neuerdings meine „Seele“ empfindlich wie ein schalenloses Ei. Die kleinste Kleinigkeit, und sei es auch nur ein Aublick (Sache, Bild... oder ein Wort) bringt meine Gefühle in Wallung, verletzt mich, schmerzt oder erfreut mich übermässig, und ich darf es nicht zeigen, darf mit nichts „anmerken“ lassen.

Auf der Kantonalbank und im Steuerbüro der Gemeinde erfährt ich, dass es vorteilhaft gewesen wäre, wenn wir rechtzeitig vorausgedacht hätten, d. h. wenn mir Maria die Vollmacht gegeben hätte, so dass ich nun über ihr „Vermögen“ und über ihre Hälfte der „Erbungenschaft“ verfügen könnte. Als wir am 19. Juli 1941 heirateten, besass Maria praktisch nichts, aber ich überwies ihr all die Jahre regelmässig grössere Beträge in ihr Depot bei der Kantonalbank in Winterthur, so dass die Summe nun zusammen mit den Fr. 100'000.- aus der Firma Vontobel ungefähr die Hälfte

der "Erbungenschaft" ausmacht. Da ich über dies Depot vorläufig nicht verfügen kann, musste ich mit dem von der Gemeindebehörde erstellten Steuerinventar vom 27. 10. 1990 beim Bezirksgericht in Zürich einen "Erschein" bestellen. Bis dieser bei mir eintrifft werden nach der telefonischen Auskunft des Herrn beim Gericht etwa drei Wochen verstreichen.

Dieser "Erschein" muss der Bank in Winterthur vorgelegt werden, worauf mir diese ein auszufüllendes "Formular" zustellen wird. Dieses "Formular" muss mit den beglaubigten Unterschriften aller Erben versehen werden. Die Banken oder noch besser die Notare in Steffisburg und in Meilen können die verlangte Beglaubigung vornehmen, dann bleibt beiden Söhnen die Reise nach Winterthur erspart. Mit allen Schriftstücken und Unterschriften "bewaffnet" und mit der Hilfe eines spezialisierten Bankangestellten kann ich alsdann das Depot aufheben und die beiden Hälften verteilen.

Da heute niemand weiss, wieviel Zeit all diese Formalitäten beanspruchen werden, habe ich vorsorglich für die Einreichung meiner Steuererklärung beim Steueramt eine Fristverlängerung erbeten. In dieser Steuererklärung werden dann die Maria gehörenden Werte fehlen, und ich werde genau angeben, wer sie bekommen hat.

Weil heute niemand weiss, wie lange sich diese Sache noch hinausziehen wird, muss wahrscheinlich jeder Sohn in seiner Steuererklärung angeben, dass er an einer unverteilter Erbschaft beteiligt ist, und dass sein mutmasslicher Anteil etwa Fr. 110'000.- betragen wird. Um eine spätere Zwischentaxation wird wohl keiner herumkommen!

Am Freitag, 25. 1. 1991, sah ich im ref. Kirchgemeindehaus Lichtbilder über Oberengadin, Fex-tal und Bergell. Es waren sehr schöne Aufnahmen mit Musikbegleitung. Anschliessend folgte eine Diaschau zum Thema "Orchideen der Schweiz" mit eindrücklichen Makroaufnahmen.

Sa. 26. 1. 1991: Zusammenkunft der Ortschronisten des Kantons Zürich in der Kläui-Bibliothek, Uster. Themen: Computer, Via-Lagerung, Film und Foto-Aufbewahrung, Inventar im Museum etc. ...

So. 27. 1. 1991: Kantonal-zürcher Trachtenverband in Buchs an der Lageru.

Mo. 28. 1. 1991: GV. des VTKZ in der Cafeteria der Firma Witth, Sonnenbergstr. 55, Zürich.

Meilen



Meilen

Meilûnaha

Meilûna

Meilana

de Megliano

Meiolano

Mediolana

de Meilano

Megliano

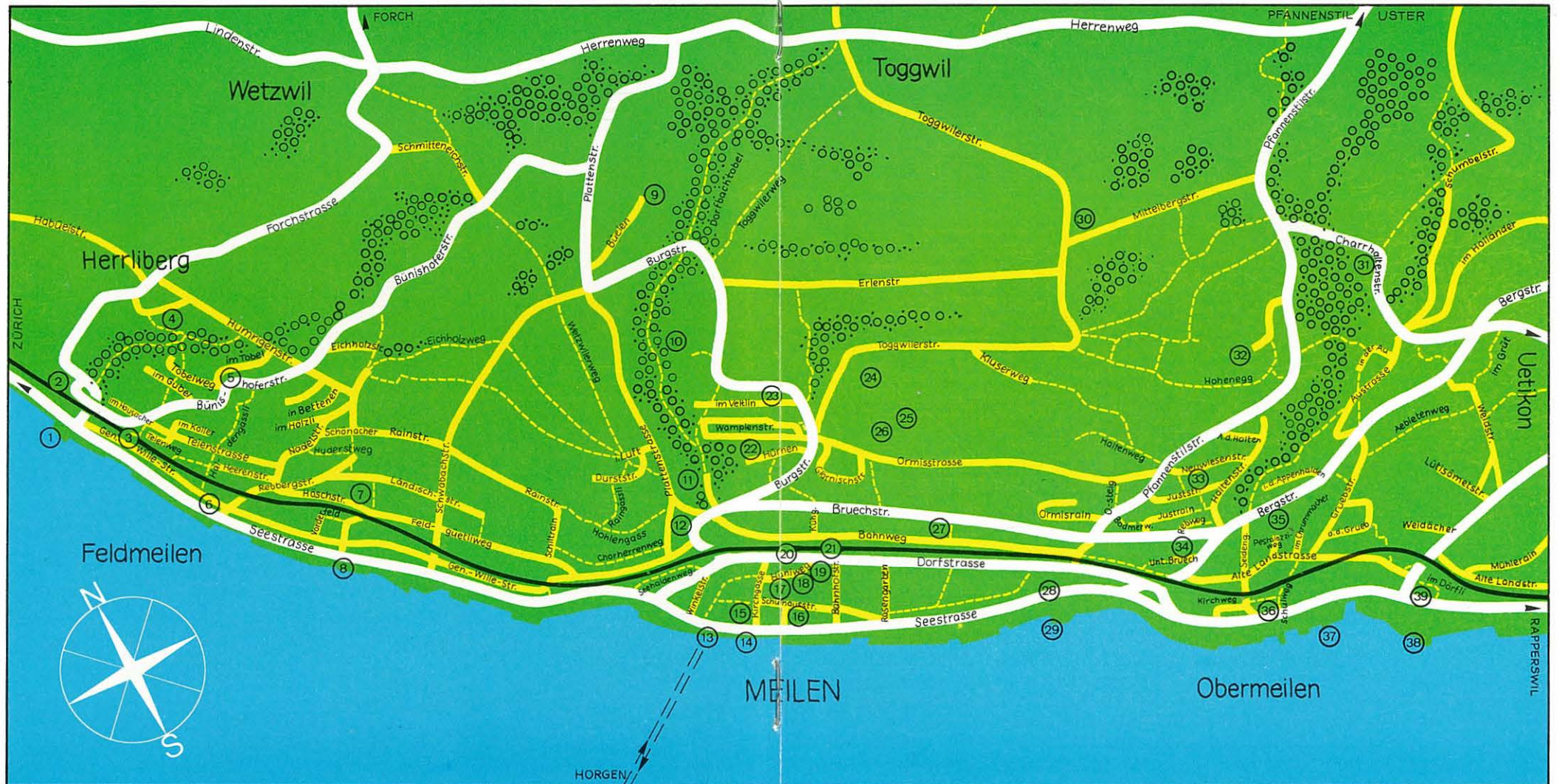
Mediolanum

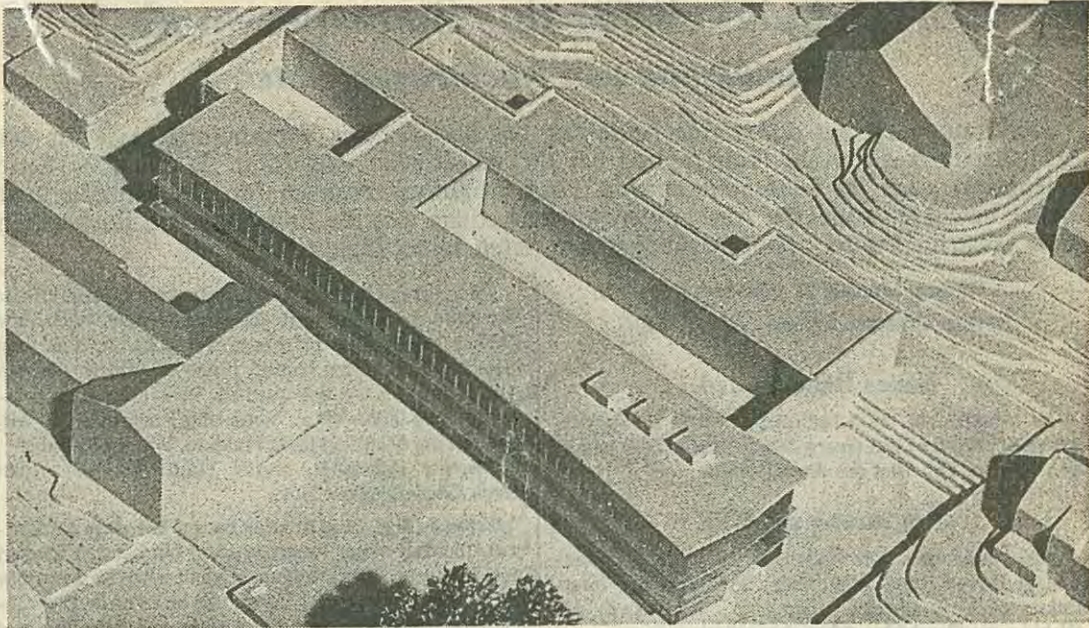
Meilan

Meylan

Maielan

Situationsplan





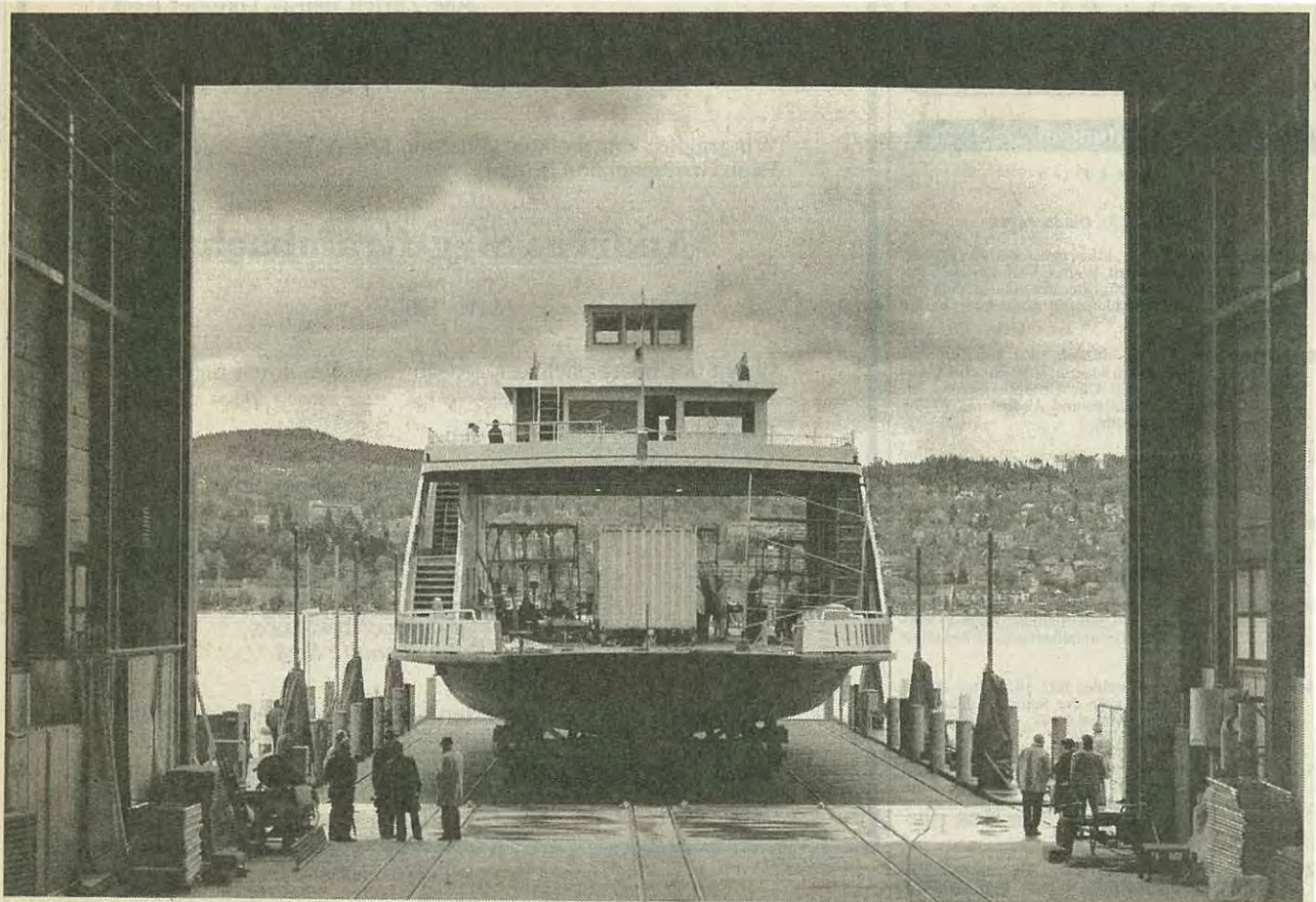
Modellbild des erstprämiierten Projekts für die Neugestaltung des Bezirksgebäudes Meilen, für die im Finanzplan des Regierungsrates für die Jahre 1991 bis 1996 30 Millionen Franken eingesetzt sind. (Bild pd)

Erweiterung des Bezirksgebäudes Meilen

(ki) Der Regierungsrat hat vom Bericht der Expertenkommission über die Beurteilung der Projekte für die Erweiterung des Bezirksgebäudes Meilen Kenntnis genommen. Er hat einen Projektierungskredit von 1,8 Millionen Franken bewilligt. Der Projektierungsauftrag wurde gemäss dem Antrag der Expertenkommission an die Architekten Weber & Hofer AG, Zürich, vergeben. Die Erweiterungsbauten für das Bezirksgebäude Meilen

sollen auf dem Areal «Untere Bruech» erstellt werden, wo die heutigen Bauten der Bezirksverwaltung und des Gefängnisses stehen. Bis auf das Bezirksgerichtsgebäude sollen die bestehenden Bauten abgebrochen werden. *NZZ 30.10.90*

Im Neubau sollen die Bezirksanwaltschaft, das Statthalteramt mit Bezirksratskanzlei, das Bezirksgefängnis und die Polizei untergebracht werden.



Die neue Fähre vor der Werfthalle in Zürich-Wollishofen.

(Bild Andreas Schwaiger)

Dritte Zürichsee-Fähre lief von Stapel

Eine Gruppe Männer, die Hände in Jacken- und Manteltaschen vergraben, einige in gelbem Ölzeug, und zwei, drei Frauen verfolgten am frühen Montagmorgen bei der Werft Wollishofen den Stapellauf der dritten Zürichsee-Fähre. Weder knallten Champagnerkorken noch waren sonst Festlichkeiten auszumachen, aber irgendwie feierlich war es doch, wie das 13 Meter breite und beinahe 50 Meter lange Schiff langsam mit Seilwinden und über Rollen auf die Holzplattform glitt, die sachte abgesenkt wurde, bis der Rumpf im Wasser eintauchte.

Doch soweit war es um acht Uhr morgens noch lange nicht, obwohl der Kran bereits das Steuerhaus auf das strahlend weisse Schiff mit den roten Blenden gesetzt hatte. In der Werfthalle war das wegen der fehlenden Höhe nicht möglich gewesen. Kaum war das Steuerhaus aufgesetzt, hissten die Arbeiter die kleine gelbe Flagge der Bodan-Werft Kessbronn, die bis zur Jungfernfahrt beim

Steuerhaus flattern wird. Am Bodensee ist das Schiff produziert worden und von dort wurde es im Sommer, in die einzelnen Teile zerlegt, mit Sattelschleppern nach Zürich überführt.

Der Produktionsleiter der Werft, Arno Tietze, beobachtet nun das Einwassern. Es sei ein Schiff des bewährten Fährentyps, meint er. Die Aufbauten sind aus Leichtmetall, der Schiffsrumpf aus Stahl, Antrieb und Steuerung wie bei den beiden anderen Zürichsee-Fähren. Neu ist der Passagierraum, der nicht wie bei der «Meilen» oder «Schwan» seitlich angebracht ist. Hier können die Passagiere in einer Kabine auf dem Dach die Aussicht geniessen, das Steuerhaus wurde daraufgesetzt – dadurch ist das ganze Schiff höher als die anderen zwei Fähren geworden. Mit dieser neuen Einteilung wird es Platz für 40 statt 36 Autos haben, und auch die Velofahrer und Fussgänger erhalten mehr Raum.

Als gegen neun Uhr das Schiff auf dem Wasser schwimmt, verhält das Klat-

schen der paar Zuschauer über dem See. Die Arbeiter auf dem Schiff und in der Werft sind voll damit beschäftigt, das noch namenlose Gefährt mit Tauen hinauszuziehen und so umzuleiten, dass es neben dem Schiffsteg vertaut werden kann.

«Es ist ein schönes und komfortables Schiff geworden», stellt Jakob Huber, Betriebsleiter der Zürichsee-Fähre Horgen-Meilen AG, fest. In den kommenden Wochen und Monaten werden nun noch die Antriebseinheiten eingebaut – die 12-Zylinder-Dieselmotoren sind bereits montiert –, die Elektroinstallationen und der ganze Innenausbau stehen noch aus. Im Mai sollen dann Jungfernfahrt und Taufe mit einem richtigen Fest stattfinden. Aber erst im Herbst werden alle drei Fähren auf dem Zürichsee verkehren. Denn für zwei Monate muss die neue Fähre vorerst die «Schwan» ersetzen, die für Überholungsarbeiten in die Werft muss. TA.30.10.90 (gg)

Birnenstiel, Jugendstil, Pfannenst . . .

Sti(e)lfragen rund um den Meilener Hausberg

Ob man den Pfannensti(e)l eher wie «Birnenstiel» oder wie «Jugendstil» schreiben solle, war für uns einfachere Gemüter nie eine Frage: Wir blieben bei der Schreibweise «-stiel», zumal der Berg seinen Namen von einem langgezogenen, eben pfannenstielförmigen Grundstück haben soll. Und genau da ist nun offenbar auch die hohe Obrigkeit wieder angelangt, die vor Jahren mit Ausdauer Strassenschilder und Wegweiser auf «-stil» umbauen liess. Das Heimatbuch Meilen 1990 analysiert diese Stilfrage in ihrer ganzen Tragweite.

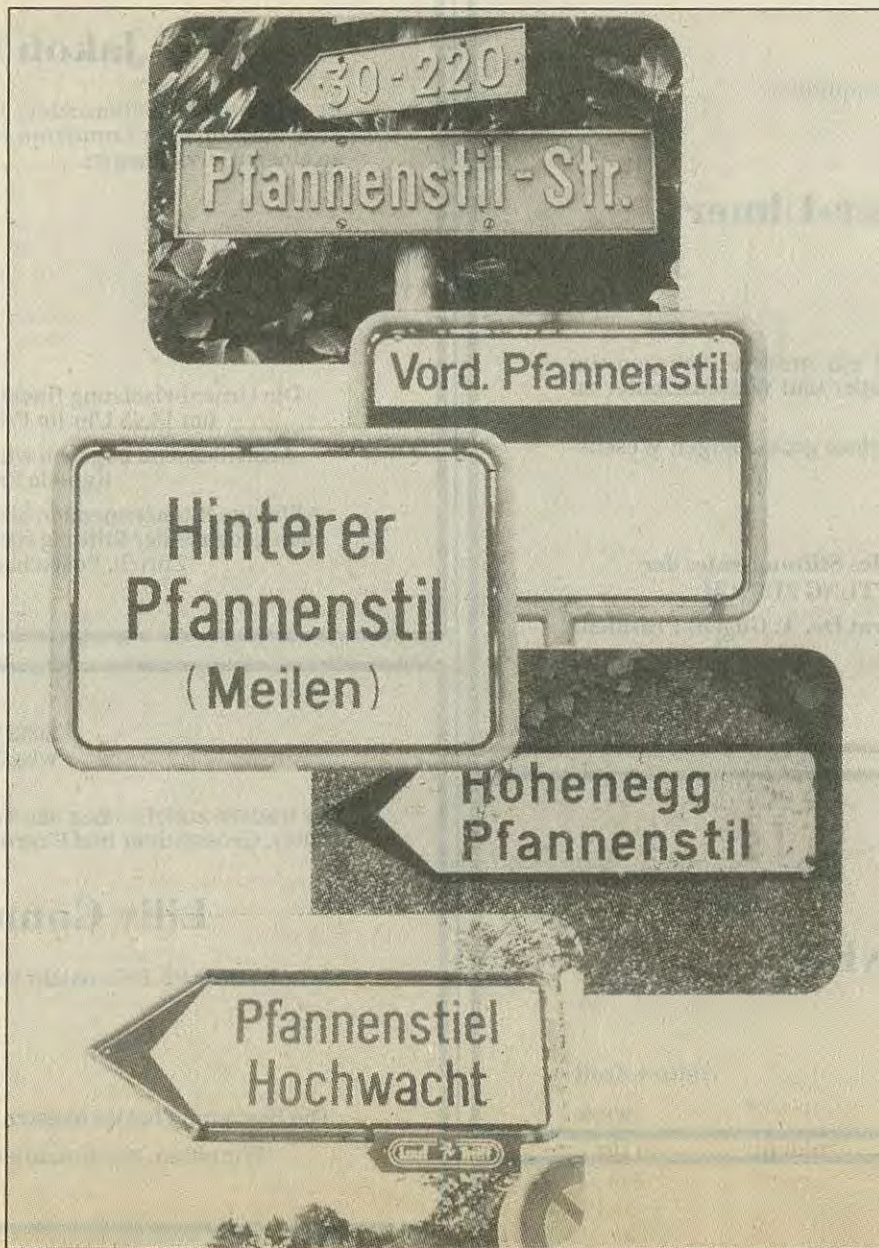
■ VON HANS RUDOLF WEINMANN

Wer rund um den Pfannenstiel Wegweiser und Strassenschilder genau anschaut, entdeckt noch die Spuren der Mundartpflege, die Handwerker im Schweisse ihres Angesichts auf höheres Geheiss betreiben mussten: Da wurden Schilder abgeschraubt und in die Werkstatt verbracht; mit der Säge wurde das «e» herausgetrennt, das «i» und das «l» wurden zusammengerückt, und am Ende, wo eine Lücke klaffte, wurde ein leeres Stück Blech eingesetzt. Offenbar ein Schildbürgerstreich sondergleichen. Oder etwa doch nicht?

Ein Stiel ist kein Riet

Peter Kummer, der Autor des Aufsatzes im Jahrbuch, erzählt die Geschichte und überlässt das Urteil dem Leser. Auslöser war das Blatt Stäfa 1966 der Landeskarte 1:25 000. Dort tauchte plötzlich die Schreibweise «Pfannenstil» auf, wie sie das schweizerdeutsche Wörterbuch Idiotikon vorschlägt. Denn im Schweizerdeutschen sind nur echte Doppellaute auf «ie» zu schreiben, wie etwa beim Riet.

Also «Pfannestil»? Falsch. Nicht weil, wenn schon, «Pfanestil» richtig wäre. (Diese Erklärung wäre zu einfach.) Sondern weil, was für das «ie» gilt, nicht zu trifft auf das «auslautende, unbetonte -e,



Einmal Stiel und viermal Stil: Grundsatzfragen rund um den Pfannensti(e)l.

(Illustration Heimatbuch Meilen)

das durch ein tatsächlich gar nicht gesprochenes -n ergänzt werden muss. Dies, um «weniger ungewohnte Schriftbilder» entstehen zu lassen. Die Überlegungen der Sprachgewaltigen sind damit verkürzt wiedergegeben; in Tat und Wahrheit ist die ganze Sti(e)lfrage noch wesentlich komplizierter. Ersparen wir uns Details.

Volk und Zeitungen machten nicht mit

Die Gemeindebehörde Meilen unterzog sich ab 1972/73 gehorsamst der sprachwissenschaftlichen Erkenntnis. Doch bereits die amtlichen Publikationsorgane «Zürichsee-Zeitung» und «Meilener Anzeiger» machten nicht mehr mit. Der Pfannenstil aus amtlichen Verlautbarungen wurde in den Zeitungs-Korrekturaten stets in den guten alten Pfannenstiel zurückverwandelt. Erst recht machte sich das Volk den Sprachgebrauch der Experten nie zu eigen. Und das ganz grosse Fiasko für den Pfannenstil brachte das Blatt Stäfa 1984 der Landeskarte. Der geneigte Leser hat's wohl schon vermutet: Pfannenstiel, mit «ie», heisst es dort aufs neue.

Wird das ausgesägte «e» bald wieder eingesetzt?

Nun hat sogar der Gemeinderat Meilen seinen orthodoxen Sprachgebrauch aufgegeben. Das äussert sich unter anderem darin, dass der Ortsbus, auf dem «Pfannenstil» steht, zur Endstation fährt, die mit «Vorderer Pfannenstiel» angeschrieben ist. 1973 noch hat der Gemeinderat Meilen ein Gesuch des Verkehrs- und Verschönerungsvereins Meilen abgelehnt, die gelben Wegweiser für Wander Routen mit Schreibweise «Pfannenstil» seien durch solche in der alten, geläufig gebliebenen Schreibweise zu ersetzen.

Vielleicht hätte heute ein Wiedererwägungsgesuch Chancen, und wer weiss: Vielleicht trifft man demnächst kopfschüttelnde, aber pflichtbewusste Handwerker, die Wegweiser abmontieren, um das vor Jahren ausgesägte «e» wieder einzusetzen.

Pfannenstil, Pfannenstiel oder Pfanestil?

30. Ausgabe des Heimatbuchs Meilen

pem. «Pfannenstiel», «Pfannenstil» oder gar «Pfanestil»? – Die Geister scheiden sich seit je, wie der Höhenzug zwischen Zürichsee und Glattal, der an seinem höchsten Punkt die respektable Höhe von 853 Metern über Meer erreicht, korrekt geschrieben wird. Wegweiser an Strassen und Wegen, behördliche Verlautbarungen, kartographische Hinweise oder Fahrpläne des öffentlichen Verkehrs sind wenig hilfreich, Ordnung zu bringen in das sprachliche Dickicht. Eine einheitliche Schreibweise ist nirgendwo auszumachen, und so schreibt's halt jeder, wie's ihm grad gefällt...

Einen neuerlichen Versuch, den Namen des Meilemer (und Egger – oder vielleicht Eggemer?) Hausbergs zu deuten, seine Abstammung herzu-leiten und eine Empfehlung abzugeben, wie dem dauerhaften Sprachproblem beizukommen wäre, hat Peter Kummer im heuer zum 30. Mal erschienenen *Heimatbuch Meilen* unternommen. Der Autor wirbt – nicht zuletzt im Interesse der lernenden Jugend, wie er anmerkt – für die einheitliche Schreibweise «Pfannenstiel» und beruft sich dabei unter anderem auf die Weisungen «für die Erhebung und Schreibweise der Lokalnamen bei Grundbuchvermessungen in der deutschsprachigen Schweiz», erlassen vom Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement im Jahre 1948. Danach gilt, dass für Namen von «geringer, lokaler Bedeutung» eine Schreibweise «in Anlehnung an die ortsübliche Aussprache bzw. Sprechweise» zu wählen sei, wobei die Wortetymologie oder die herkömmliche Schreibung keine Rolle zu spielen habe.

Warten auf den Aussichtsturm

Heimatbücher pflegen Hausbergen nicht nur «geringe lokale Bedeutung» beizumessen, was im Falle des Pfannensti(e)ls nicht ganz unberechtigt erscheint: Der Berg zwischen Glattal und Zürichsee ist seit Menschengedenken für ganze Heerscharen sonntägliches Wanderparadies und Schlitteldorado, in neuerer Zeit auch wieder kulinarisch von grösserem Interesse und wird an Attraktivität demnächst noch gewinnen, wenn, wie höhererorts neulich entschieden wurde, in Gipfelnähe ein veritabler *Aussichtsturm* von 30

Metern Höhe aufgestellt wird. Nicht zu vergessen des Pfannensti(e)ls literarische Bedeutung! Albin Zollinger in seinem gleichnamigen Roman oder Max Frisch in seinen «Tagebüchern» haben dem langgestreckten Höhenzug zu Ruhm verholfen. – Kurz und gut, für eine mundartähnliche Schreibweise kann guten Gewissens nicht mehr länger plädiert werden.

«Bern» wusste es schon vor 42 Jahren, wie Kummer in seinem originell illustrierten Beitrag, der die babylonische Sprachverwirrung anschaulich macht, ausführt: Namen, «denen infolge ihrer geographischen, historischen oder literarischen Bedeutung ein allgemeines Interesse» zukommt, sollten «zur Vermeidung von Missverständnissen nach Möglichkeit in der herkömmlichen, allgemein üblichen Schreibweise belassen» werden, schrieb das Justizdepartement den Gemeinden. «Pfannenstiel» also! Wohlan denn, wir wollen es uns zu Herzen nehmen und uns mit Rücksichtnahme auf die lernende Jugend an den Pfannenstiel zu gewöhnen versuchen.

Monatswanderungen

Mit rund 50 Seiten Umfang den wichtigsten und am reichhaltigsten bebilderten Beitrag im jüngsten Meilemer Jahrbuch, das sich den Ortsteil *Bergmeilen* zum Thema gemacht hat – ein zweiter Band soll 1994 folgen –, schrieb die Präsidentin des örtlichen Naturschutzvereins, Elisabeth Schneider-Jöhr, die uns teilhaben lässt an ihren Monatswanderungen in den Wäldern und Auen des Pfannenstielgebiets. Es folgen eine Reportage von Katrin Bechtler über den «Jahrhundertsturm» im vergangenen Februar, ein Bericht über den 1909 gegründeten und damals vaterländisch gesinnten Kavallerieverein Zürichsee rechtes Ufer von Dieter Jenny. Dessen Gattin Susi Jenny-Hess hat die Anfänge des Frauenvereins Bergmeilen ergründet. Regelmässige Rubriken wie Ehrungen, Kunst, Nachrufe, Statistisches sowie die von Hans Klöti zusammengetragenen Ereignisse in der Jahreschronik vervollständigen den 140 Seiten starken Jubiläumsband, für dessen Schriftleitung wiederum Heiner Peter verantwortlich zeichnet.

Folkdancing in Switzerland

Switzerland has four official languages:

German in the north,
French in the west,
Italian in the south, and
Romansh in the east.

English however is a foreign language for us. You see, we speak four different languages in our very small country. We also have different religions, many different political conceptions and so on, and perhaps you ask: "What on earth does hold Switzerland together?"

It's the Swiss idea of independence, freedom and democracy (since 1291), which allows a very large diversity in everything. These facts tell a lot about folkdancing in Switzerland!

Louise Witzig says:

"Switzerland is indeed a meeting-place of peoples and cultures, as the following examples of dances will show. In Geneva, although close to the south-west gateway into France, a Polka Bavière is known; in Schaffhausen at the opposite side of our country a figure of the Française is danced. In the Rhaeto-Romanie Engadine the Allemanda has been handed down, and in that same valley two manuscripts of the eighteenth and nineteenth centuries were found containing collections of French Contredances and Quadrilles. Thus every part of the country acquires something from another part. All over Switzerland however the Pair dance was the prevalent form, and the mastery of about six basic steps and combinations with several different holds was generally sufficient for dancers to manage all our traditional dances.

"Such a combination of basic forms with varying steps results in delightful figures. Some of the well-known Pair dances have in this way branched out into a number of regional dances, each with its own tune. One of the best known of these is the Kreuz-Polka (Cross Polka), a favourite in German-speaking Switzerland; its French counterpart, the Polka Piquée, is just as well known."

So we have very different dances in the north, at Geneva, in the south, in the Engadine, at Appenzell, and each region dances not only its own dances but also some of the other regions. The Swiss folkdances seem to come from different peoples, from different races, and in each part of our country we distinguish:

1. Old (authentic) folkdances,
2. New dances to old (traditional) melodies. These dances are about fifty years old.
3. New dances to new folkmusic.

The first and the second group consist of nice simple folkdances with only two or three parts, whereas the third group has developed into 'folkloristic ballet' with very complicated dances. Our dancing-groups like them, because they are suitable to be produced on the stage for interested spectators. They wish to see and to admire dances 'not seen before'. I say those dances of the third group are not real 'folk' dances.

Switzerland is proud to possess a fourth group of dances:

4. The Swiss Contredances and Quadrilles.

They are reconstructed out of old manuscripts found in a Swiss library. Today, especially since we know the results of Professor Karl Heinz Taubert's researches, the scientists know much more about this courtly kind of dancing, but nevertheless our reconstructed contredances and quadrilles will stay as a kind of newmade dances in historic manner.

Switzerland, being a veritable storehouse of ancient rituals carried out to the present day is also proud to have the 'Swiss Trachtenvereinigung' or 'Fédération Nationale des Costumes et Coutumes Suisses'. That is an organisation for the cultivation and preservation of our heritage. Our folkdances, our songs, costumes, folkart and customs of the people are still a source of joy in our national life.

Dietikon - Zurich, August 1 1990
(Our national holiday)

Karl Klenk

EIFDG NEWS



SEPTEMBER 1990

Front cover

Our front cover girl is from Sárköz in the great plains of Hungary. The weaving and needlework from this area are among the best in Hungary and the 'Sunday best' costumes are beautiful.

The skirt is of brocade and is decorated with broad bands of gaily coloured ribbons. An unusual feature is the wearing of four fringed silk shawls. Greens and reds are predominant in the dress and apron (which is also fringed). The sleeves of the blouse are lace trimmed and young girls and brides wear an attractive floral tiara. Brightly embroidered stockings and mules are traditional footwear. Older women wear much darker costumes.

The E.I.F.D.G.

The Committee

- Leaders: Dennis & Margaret Belford, 21 Whitelea Road, Balerno
(Tel. 449 5325)
- Secretary: Kirsty Evans, 58 Glendevon Place, Edinburgh
(Tel. 337 4638)
- Treasurer: Malcolm Stewart, "Cairnbank", Baberton Avenue, Juniper Green, Edinburgh
(Tel. 453 3298)
- Members: Wendy Davidson, 36 Parkhead Loan, Edinburgh
Alison Paget, 88 Milton Road West, Edinburgh
Mariam Paget, 88 Milton Road West, Edinburgh
-

The E.I.F.D.G. meets for dancing on Monday evenings from 7.30p.m. until approximately 9.30p.m. at Stockbridge House, Cheyne Street, Edinburgh from the end of September until the middle of May each year. Tuition is provided for the first hour each evening and there is a break for refreshments. Newcomers are warmly welcomed. The annual subscription is £2 and the nightly charge is 50p for members and 75p for visitors.

Edinburgh International Folk Dance Group

The E.I.F.D.G. News

Editor: Mike Finnigan, 15 Barnton Park Drive, Edinburgh EH4 6HF (tel. 336 3637)

Sub Editor: Ruth Bowman, 1 Church Hill Place, Edinburgh EH10 4BE (tel. 447 9760)

Accountant: Mary Matthews, 16 Bryce Road, Currie EH14 5LU (tel. 449 2644)

Editor's Note: The flurry of activity that attends a busy summer in terms of activities undertaken and events attended by our readers, some of which are related within, makes this something of a bumper issue. We would like to widen further the number of contributors and would welcome offerings on any interesting holiday experiences in the folk dance field. The sub-editor, that fount of bright ideas, has also asked if anyone knows of any Christmas or New Year activities or customs of an ethnic nature as that would be appropriate for inclusion in the next pre-Christmas issue.

In this issue, a "Problem Page" is being introduced as an occasional feature in which Uncle Dennis will attempt to advise on difficulties in a sympathetic and understanding manner. The editorial staff cannot, of course, accept any legal liability for the advice given or consequences arising therefrom.

We have been notified that the firm of zzaJ which offers a good selection of competitively priced dancewear, has moved to new premises at 57 Broughton Street. You may wish to note this.

Finally, items for inclusion in the December issue, to be in our hands by 15 November please.

Summer Outing

For the past few years we have been very lucky with the weather for our outing, and this pattern continued this year when 41 of us - plus one very well-behaved dog - assembled at New Lanark on 11 June.

En route, some of the group had seen the beefy farm lads and sony lassies set out for the Common Riding at Biggar. Despite this diversion they were not delayed too much.

We were split into two groups for our instructive guided tour of the village which was founded by David Dale in 1785, and developed and made famous by his son-in-law Robert Owen. One group went one way, the other another and we crossed paths, literally, half way round.

New Lanark was one of the largest mill complexes of its time, and we were surprised to hear that production there ceased as recently as 1968. Many of Robert Owen's ideas were ahead of their time but all made sound business sense - still, he can be described as a social reformer. The life of the villagers was hard but their lot was better than that of mill workers elsewhere in the early nineteenth century. The working day was from 6am to 7pm with only $\frac{1}{2}$ hour for breakfast and an hour for dinner (the food provided for them was good and wholesome) - no tea breaks in those days! The school provided a good basic education for children aged 18 months to 10 or 12 years (i.e. nursery provision for working mothers!), when they too started work in the mills. The school day started with marching - perhaps it's from this idea that the Japanese start the working day with exercise nowadays?

As well as the school Robert Owen founded the 'Institution for the Formation of Character' which has now been beautifully restored - what a dance we could have in the lovely big hall! The building was used for evening classes for 10 to 20 year olds who wanted to continue their education, village meetings, church services, lectures, and social events. We would probably call it the community centre.

Following the tour we went into a tunnel for a "chair ride" illustration of life there in Robert Owen's time. The commentary in these chairs is not very clear and did not add much to what we had already been told - but there were some smells for authenticity!

Then it was off to the cafeteria (modern day business sense putting this through the souvenir shop!) as we were gasping for a cuppa. We then had time to "do our own thing" - visit the Falls of Clyde, enjoy the attractive setting of the village, visit the other small shops, etc.

We all met up again at the Toftcombs Hotel in Biggar where a very acceptable meal was served by waiters, who were actually able to keep up with our requests for still more tea.

When everyone was ready the evening's dancing started, Dennis giving us a good selection of favourites old and new - and easy ones in the earlier part of the evening so that the children could join in (don't they do well, too?). Later, we had a surprise - Graham and Colin played for us to dance that nice Bulgarian dance that Graham had taught on a couple of Mondays. It was great. Will you do so again chaps - please? And what about anybody else? Go on, pluck/blow/beat/scrape up your courage and play for us!

Dennis took the opportunity to thank the committee for their work over the past season and Maureen eloquently expressed our thanks and appreciation for all the effort, time and patience Dennis and Margaret put in to the group.

All in all it was a very successful outing - if you haven't been to New Lanark it is well worth a visit. And special thanks must go to Alison for organising it all (including the weather!), Dennis and Margaret for a good evening's dancing, and Graham and Colin for the live music. It was "pure dead brilliant". Roll on next year!

Dancing in the Engadine

Did you know that St Moritz in Switzerland is widely used by international athletes for altitude training? Neither did we - we went there for a gentle walking holiday and not to join the legions of bronzed and fit youngsters who jogged around all over the place

Enjoyable as the walking was, the cream on the cake was staying at the same hotel in which the 13th Schweizerische Volkstanzwoche (Swiss Folk Dance Week) was taking place. This is organised by the Zurich Dance Club and consists of daily workshops and an evening free dance session. The course was very well attended by somewhere around 120 dancers, mostly in couples, and is heavily over-subscribed every year so that places are at a premium. The organisers kindly invited us to attend the evening sessions.

It was all great fun and the enthusiasm of the dancers was matched by the singers and musicians. I should explain that this is a composite course and the programme includes many musical events in addition to the dancing.

The final highlight of the week was the dance on Saturday evening when the 60 or so couples attended dressed in the authentic costumes of their respective regions. To our regret, we did not have a video camera with us to record the spectacle of all the dances being performed perfectly around the small orchestra seated in the middle of the hall. But the dancing wasn't everything. There was yodelling and singing; some children's performances; and most impressive of all, a demonstration of flag throwing by a young man named Bruce Betler, an American of Swiss descent who had traced back his roots. All in all, an evening to remember.

Classes in dance were led by Hans Walter Maurer, who had studied at New College, Edinburgh, and Renata Gretler; singing and musical instruments by Bernhard Erne. In addition, we met the great Karl Klenk who, at the age of 78, could still demonstrate a nifty "Petronella" and who remembers Edinburgh with affection. He has been kind enough to contribute the article on Swiss Dance which follows.

In our second week there, the dancers were succeeded by a "Jugendsingwoche", i.e. a singing course, and while we did not participate directly, we were entertained at each evening meal by a beautifully sung grace performed by a German choir.

A visit to a Swiss Costumes exhibition also proved interesting. This was in the village of Meiringen which, through mispronunciation, has given us the word "meringue" wherethat delicacy is reputed to have originated. I bet you didn't know that!

Helen Finnigan

Folkdancing in Switzerland

Switzerland has four official languages:

German in the north,
French in the west,
Italian in the south, and
Romansh in the east.

English however is a foreign language for us. You see, we speak four different languages in our very small country. We also have different religions, many different political conceptions and so on, and perhaps you ask: "What on earth does hold Switzerland together?"

It's the Swiss idea of independence, freedom and democracy (since 1291), which allows a very large diversity in everything. These facts tell a lot about folkdancing in Switzerland!

Louise Witzig says:

"Switzerland is indeed a meeting-place of peoples and cultures, as the following examples of dances will show. In Geneva, although close to the south-west gateway into France, a Polka Bavière is known; in Schaffhausen at the opposite side of our country a figure of the Française is danced. In the Rhaeto-Romanie Engadine the Allemanda has been handed down, and in that same valley two manuscripts of the eighteenth and nineteenth centuries were found containing collections of French Contredances and Quadrilles. Thus every part of the country acquires something from another part. All over Switzerland however the Pair dance was the prevalent form, and the mastery of about six basic steps and combinations with several different holds was generally sufficient for dancers to manage all our traditional dances.

"Such a combination of basic forms with varying steps results in delightful figures. Some of the well-known Pair dances have in this way branched out into a number of regional dances, each with its own tune. One of the best known of these is the Kreuz-Polka (Cross Polka), a favourite in German-speaking Switzerland; its French counterpart, the Polka Piquée, is just as well known."

So we have very different dances in the north, at Geneva, in the south, in the Engadine, at Appenzell, and each region dances not only its own dances but also some of the other regions. The Swiss folkdances seem to come from different peoples, from different races, and in each part of our country we distinguish:

1. Old (authentic) folkdances,
2. New dances to old (traditional) melodies. These dances are about fifty years old.
3. New dances to new folkmusic.

The first and the second group consist of nice simple folkdances with only two or three parts, whereas the third group has developed into 'folkloristic ballet' with very complicated dances. Our dancing-groups like them, because they are suitable to be produce on the stage for interested spectators. They wish to see and to admire dances 'not seen before'. I say those dances of the third group are not real 'folk' dances.

Switzerland is proud to possess a fourth group of dances:

4. The Swiss Contredances and Quadrilles.

They are reconstructed out of old manuscripts found in a Swiss library. Today, especially since we know the results of Professor Karl Heinz Taubert's researches, the scientists know much more about this courtly kind of dancing, but nevertheless our reconstructed contredances and quadrilles will stay as a kind of newmade dances in historic manner.

Switzerland, being a veritable storehouse of ancient rituals carried out to the present day is also proud to have the 'Swiss Trachtenvereinigung' or 'Fédération Nationale des Costumes et Coutumes Suisses'. That is an organisation for the cultivation and preservation of our heritage. Our folkdances, our songs, costumes, folkart and customs of the people are still a source of joy in our national life.

Dietikon - Zurich, August 1 1990
(Our national holiday)

Karl Klank

The Belfords in Argyll

Dennis and Margaret not only lead the E.I.F.D.G. all year but also find time to encourage and support folk dance in the "outback". On several occasions now they have crossed into Argyll to run workshops and recently, in June, they did just this, to teach in an afternoon workshop, and run an evening dance in Lochgilphead with the Mid-Argyll Community Dance Group.

As usually happens in the summer far too many counter attractions were also booked locally on the same day and we had moments of wondering if we dared bring such experts over for so few. In the event, however, we had an excellent workshop with very varied ages and stages of dance experience present, followed by a beautiful buffet laid on by a friend, leading straight into a 13 couple, lively, and greatly enjoyed night's dance. We had far more men than usual and the session was such a success that four of the men, who had never danced before, made separate special calls afterwards to say how delighted they had been with the evening. This kind of spin-off is a lovely bonus!

As the Belfords left Mid-Argyll early the next morning to get home to Edinburgh for their own group's outing and summer dance we could only hope we had not left them too exhausted - particularly as we start thinking about another visit. Some of the new dances were already passing into class practice with both children and adults in the very next week. Thank you Dennis and Margaret.

Anne Beckitt

Georgian State Dance Company

A party of 19 of us (who was the missing 20th?) were at the Playhouse to see this group perform and it was nice to see that the theatre was pretty full.

The dancing was of course excellent - the ladies very elegant and graceful as they float across the floor (it's almost as if they are on wheels and are being pulled by invisible threads); the men very energetic and acrobatic. We were up in the Grand Circle but could hear the thump as the men landed on their knees and bounced up again - so much for their knee-pads! As for when they are up on their toes with toes turned under, that looks really sore. They obviously start their training very young and there were four young boys of different sizes who appeared in some of the dances. One wonders, though, to what age they can continue dancing - and what damage they have done to their knees and feet by then.

It's a large group and they need a stage the size of that of the Playhouse. When they were all on stage in rows doing the same steps I almost felt that there should have been someone standing in front of them doing likewise, like a keep fit class! And when the men came on, dressed in black, in a long line with arms linked it reminded me of a very long creepy crawl!

Putting aside this frivolity, it was a very polished performance as you would expect, with a very able band - three drummers from which had their own moments in the spotlight as they gave a solo that was a combination of juggling and drumming. And how, overall, did this compare with the performance by Khertvisi described by our Editor in the last issue of the Newsletter? Well, as is to be expected I suppose when this is a professional group and the other isn't, this lacked the spontaneity of Khertvisi - and being in a very much bigger theatre there wasn't the audience involvement there was in Dunfermline. I have to say, I think I enjoyed Khertvisi more.

Ruth Bowman

The Highland International Festival of Music and Dance, July 1990

This was the third of these biennial festivals, and a great success in spite of rainy weather. The event was organised by the community education service of the Highland Regional Council, and one of the aims was to encourage friendship between young people from the eight countries involved.

Reaching as many people as possible, various events took place in theatres, shopping centres, streets and schools. While centred in Inverness, the groups gave performances as far afield as Tain, Fort Augustus, and Aviemore.

Most performers were teenagers, some as young as twelve years old. All groups performed to live music played by their own musicians on traditional instruments.

Perhaps the most polished and theatrical performances were given by the Bulgarian Zagorche Music and Dance Ensemble, in their richly embroidered costumes. The Norwegian contribution was also very spectacular, and included some athletic "showing off" sequences, such as kicking a hat off a high pole, accompanied by the fascinating Hardanger fiddle.

In a more natural style, Ritva Leppakoski from Lapland gave us a dance about harvesting, with singing at the same time. This enthusiastic young group told the audience that their costumes were the colour of the cloudberry.

Another set of dances was given by an interesting French group, the Folkslorique La Savole, who specialise in authentic singing and dancing from their region for the period 1860 - 1890. A variety of athletic and sometimes comical dances were shown by Westenholz Volkstanzkreise of Germany.

The Hungarian group began with an all male sequence of steps, dramatically clicking long black leather boots, and appearing to "gallop across the plains". In complete contrast, the girls made a stately entrance in huge white skirts.

All the way from Trinidad, the extravert Tamana Pioneers Steel Orchestra became very popular; while from nearer home, the Irish Ormond Ceilidh Group demonstrated a high standard of music and dance.

The whole event was something we shall be sure not to miss in the future. Perhaps next time we'll ask for more "joining in", and even workshops.

The Cambodian National Dance Company

The highlight of the Inverness International Dance Festival in July 1990 was the first visit to the West by the Cambodian National Dance Company.

These are not dances for us to copy - it takes twelve years of dedicated practice to become a Cambodian dancer! Watching and listening, however, makes a rare experience since the result is spectacular in the extreme.

The haunting rhythms of the music are played on a variety of traditional instruments such as a boat-shaped xylophone, bamboo flutes, bells and gongs, along with a sung melody.

In their highly ornate costumes of shimmering red, orange, green and gold, the dancers gliding across the stage look like jewels from exotic temples come to life. These costumes must be sewn on to the dancers for every performance!

The limbs of the dancers twist into impossibly graceful and delicately balanced shapes. Every nuance of gesture is meaningful in retelling ancient legends, such as the dramatic fights between monkeys and giants - representing good and evil.

Amazing though the dancing is, the story behind it is even more so. During the Pol Pot massacre eleven years ago, not only were nearly all the dancers killed, but all the written records and all the costumes were destroyed. Though living in poverty now, the few survivors are so devoted to their culture that they have struggled to remember all the hundreds of complex gestures and movements, and the intricate patterns of the costumes. The Company has been slowly and painstakingly rebuilt.

Presumably the dancers and musicians are risking their lives in following their art, and in bringing it to us in the West, since the Cambodians fear that history could repeat itself.

The whole experience was very moving in its assertion of human dignity and beauty.

Elizabeth Smith

Billingham 1990

Early in August four of us travelled to Bingham to join a group of people for an exciting dance course at the International Folklore Festival held each year. There were ten international groups, one a singing group from Germany, the other nine were dance groups from Cyprus, Mexico, Spain, Hungary, Paraguay, Uzbekistan, China, Belgium and the Virgin Islands. The public can see all the groups at afternoon concerts in the Town Centre and at the Theatres in the evenings. These concerts are very colourful and lively, where traditional dances are performed in costume from the various countries.

Those of us on the dance course have a workshop with each of the dance groups with an excellent opportunity to learn the steps and formations and especially the style of the various dances, frequently having a partner from the dance group. At the end of each workshop we may record the music for the dances taught (no copyright!).

During the festival there is a craft fair and a festival shop where books, pieces of costume, and other items from the various groups are for sale. (How do you fancy a Paraguayan Harp at £600!).

The festival is a wonderful week of meeting people and making new friends from all over the world, at the end of which four elated but exhausted people returned to Scotland after yet another never to be forgotten experience.

Wendy Davidson

The Pokrovsky Ensemble

On 22 July this Soviet group gave a performance at The Ross, Princes Street Gardens, the first of its tour. They are a small group who have travelled widely in Russia collecting folk dances and songs from different areas.

A large part of their performance was unaccompanied singing by all or part of the group. As they had amplification and we were sitting at the front this was overpowering for us - we would have enjoyed it much more if they hadn't had the microphones!

It was a very relaxed, natural performance - a bit like watching a ceillidh where everyone joins in and sings or dances as they feel like it. Several times they started off by singing then they would sway to the music and then start dancing one or two after another, it really looked as if they were led into the dancing by their music; and there would be variations in the steps done but that was all part of it. Their may-pole type dance was like what one would think would be a Russian equivalent of the English ones. Later they did a quadrille to the accompaniment of a tambourine and a stringed instrument, with one of the dancers calling out each time what figure was to be done next. At the end they did a ritualistic dance depicting the fight between the birch tree and the horse - the horse was the star of this being very good and very entertaining. Their costumes were authentic folk costumes but not being well up in this field I can say no more on this matter.

All in all it was a very good performance and we enjoyed it very much - the compere was the leader of the group and spoke good English. They had a large appreciative audience and we hoped that this would be the case wherever else they appeared. We would certainly go to see them again if we got the chance.

The Old Town Gala on 23 June

The Gala was fortunate again in having a pleasant summer's day for the various activities and an enjoyable time was had by all those who attended. To those of you who have not been to a gala, we would strongly recommend that you take note for next year.

There are a number of stalls and other attractions as well as a considerable amount of dance demonstrations of various types. This is obviously the area of most interest to E.I.F.D.G. members - particularly since it included a workshop (given by guess who) in the afternoon. There were also Clog, Irish, Highland, Cumberland and Morris dancers who all added up to an absorbing presentation. We were also highly entertained by the Forth Valley Ladies Choir giving us some very enjoyable old favourites in four part harmony in the Barber Shop tradition. There were between twenty and thirty in the choir, some of whom joined in our dance workshop after their performance. (Any ladies interested might like to know that they are looking for new members.) The day ended with a ceilidh from 7.30 until midnight.

We are unable to provide a full description of all the activities which took place and can only suggest that you lend your support next year and see for yourself. The organisers are to be congratulated for a sterling effort.

Editor

"World Music at St John's"

Various different nationalities were featured in the concerts held under the above title in St John's Church at the West End as part of the Edinburgh Festival Fringe. I went to two of them.

The first was given by Carpathian Crown who are 16 of the best dancers and musicians from the Romanian National Dance Troupe - but I only counted 8 dancers and 7 musicians! Their performance was alternate suites of music and dance - all very polished, the music was lively and the dancing energetic and fast. We were told that they had arrived later than intended as their plane tickets had been given to British tourists, and when they did get here some of their costumes had unfortunately not arrived with them. This did not detract too much from the performance - one girl didn't have her proper shoes, some of the men's costumes were incomplete so they had to wear a mixture, and for one of the suites of dances there were only three couples (whether this was due to missing costumes or was always intended I don't know). According to the programme the costumes worn were those of the Oltenien, Muntenien, Transylvanian, Moldavian and Maramurish regions of Romania but I didn't know which was which and we were given no details regarding this or the dances or the music. Certainly each suite of dances was performed in a different costume, all beautiful with the traditional heavy embroidery.

The other concert was given by Yothu Yindi from North East Arnhem Land in the Northern Territory of Australia. The first part of the show was traditional dances performed by three body-painted Aborigines - not much costume! One played the Yidaki (didgeridoo), the others danced and one of them also gave suitable oral sound effects or played their other traditional instrument, whose name I didn't catch, which was two pieces of wood banged together - he also had a microphone strapped to him! Several of their dances depict birds and animals of their Homelands and in these the dancers' movements were very realistic. The second part of the show was quite a contrast. These three performers were joined by five others, a mixture of Aborigines and whites, complete with drums, guitars and keyboard and they all gave us some contemporary songs. This I had not expected at all! I can appreciate their wanting to show that their culture is still alive and moving with the times but I would rather have had more of the traditional dances to the traditional songs and chants.

The Glasgow Assembly - The Edinburgh Assembly

These groups meet monthly to dance Country or Folk Dances of the English tradition. The atmosphere is friendly and informal, with enjoyment of dancing and dances as the main emphasis, and gentle instruction in style for those interested.

The dances are mostly those loosely known as "Playford". John Playford first published his "English Dancing Master or Plain and Easy Rules for the Dances of Country Dances..." in 1651. This publication was the beginning of a long line of books of Country Dances stretching to the early years of the nineteenth century, when Country Dancing almost died, and was revived in the last years of the century by Cecil Sharp.

Many of the dances have unusual and beautiful tunes, some in unusual rhythms and measures, making a dance easily recognisable by its tune. Some of the dances have also been published by the RSCDS, where they are danced in the Scottish manner. The English style is, on the whole, more relaxed and less defined.

GLASGOW meetings are on the first MONDAY in the month, in the hall of Queen's Cross Church, Garscube Road, the headquarters of the Charles Rennie MacKintosh Society. EDINBURGH meetings are generally on the second THURSDAY in the month, in Greenside Church Hall, Royal Terrace. The times are 7.30pm to 10pm. New members and occasional guests are always made very welcome, and though a knowledge of Scottish Country Dancing may be helpful, this is by no means essential.

Anyone interested in coming, either to join us or simply to find out about us first, should contact: Nicolas Broadbridge, Linnmill, Kirkfieldbank, Lanark ML11 9UP.
Tel. Lanark (0555) 2212.

UNCLE DENNIS'S PROBLEM PAGE

Dear Uncle Dennis

I have an agonising decision to make. On Monday nights, should I do good work saving fallen women, or should I go folk dancing?

"Mother Superior"

My dear, you know in your heart which course you should follow. If, however, you opt for saving fallen women, save one for me.

Dear Uncle Dennis

Why won't anyone dance with me?

"Wallflower"

I don't know. I certainly wouldn't.

To "Fashion Conscious, Morningside":
It can be red, blue or yellow.
Alternatively it can be embroidered or covered in tiny sequins.

Diary of forthcoming events

E.I.F.D.G.

Sept. 24 Opening Dance of 1990 - 91 season.

Others

6 & 27 Oct.) Ceilidh Dance in Walpole Hall, Chester Street, Edinburgh (off Palmerston
24 Nov.) Place). Music by "Caledonian Ceilidh Band". No smoking.
15 Dec.) Tickets £2 before 8pm, £2.50 after. For info ring 339 5374.

10 Nov. Day School in Scottish Country Dancing run by Dunedin Dancers in Cluny Church
Centre, Cluny Drive, Edinburgh. Teachers Mary Stoker and Graham Donald.
Followed by evening dance to Craigowl Band. For further information contact
Diane Oswald, 7 Forbes Road, Edinburgh EH10 4EF, tel. 228 6676.

Oct./Nov. The dancers, singers and musicians of the Red Army Ensemble will be performing
at venues in Scotland.
For info. contact Mervyn Conn Promotions Ltd, 139a New Bond Street, Mayfair,
London W1Y 9FB. Tel. 071 495 7502.

Early Dance 1990: Oct. 10, 17, 24 & 31 in Edinburgh - 'Introduction to Early Dance
14th - 17th centuries.
Tutor: Joan English.

Nov. 11 - Day Course in Edinburgh.
15th - 16th centuries.
Course (a) Beginners (b) Intermediate.
Tutors: Joan English/Elizabeth Collins.

Dec. 2 - Day Course in Edinburgh.
16th - 17th centuries.
Course (a) Intermediate (b) Advanced.
Tutors: Joan English/Jackie Tully-Jackson.

For further information about all these courses contact Joan English,
Flat 4L, Fair A Far, Cramond, Edinburgh EH4 6DQ tel. 031 336 2896.
NB If writing please enclose SAE for reply.

Aberdeen is holding a two week dance festival in November 1990. It is mainly for
contemporary dance events but there will be one folk dance event - a weekend workshop on
Balkan dance taught by Jan Knoppers from Holland. He is a professional folk dance teacher
who taught Armenian dances at the last SIFD summer school in Wales. The dates for the
workshop are 17 - 18 November. The workshop is aimed at dancers and not beginners and is
financed by the Aberdeen District Council. It promises to be a very inspiring and
enjoyable weekend, and it is hoped that some dancers from Edinburgh will support it.
For further information contact Andrene Saile, Beannachar, Banchory Devenick, Aberdeen
AB1 5YL. Tel. Aberdeen 861825.

28 Sept. Performance by 'Mumta Sharker Ballet Troupe' from Calcutta in George Square
Theatre, Edinburgh. For further details contact the Dancer-in-Residence 220 4348.

29 Sept. 10am - 12noon in the Assembly Rooms, George Street, Edinburgh, a workshop by
Mumta Sharker Ballet Troupe from North India. This workshop will give people
the chance to try out different dance styles and the opportunity to work with
visiting dancers. The class will be on an informal basis and is suitable for
all ages and abilities. For further details, the Dancer-in-Residence 220 4348.

From week commencing 11 September to week ending 8 December 'Dance Base' offers a wide
range of classes from absolute beginners through to professional standard in the Assembly
Rooms, George Street, Edinburgh. These are mostly in contemporary forms of dance but
these may be of interest: Wed. 5.30 - 6.30pm Indian - Beginners
Fri. 7 - 8pm Spanish - Beginners
Sat. 2 - 3pm Egyptian (Belly) Dance.

For further info. and booking details contact the Dancer-in-Residence 220 4348.

OTHER DANCE GROUPS

- Name Dunedin Dancers
Contact Diane Oswald, 7 Forbes Road, Edinburgh EH10 4EF. Tel. 228 6676
Area Edinburgh & district
Information Scottish Country Dance Group. Meets on Wednesday evenings at 8pm in German Church, Chalmers Crescent.
- Name Ojczyzna - Polish Song & Dance Ensemble
Contact Stefan Boron, 60 Caiystane Gardens, Edinburgh. Tel. 445 2074
Area Edinburgh & Lothians
Information Principally a demonstration group.
- Name Jenny Geddes Clog
Contact Alison Nuttall, 17 St Ronans Terrace, Edinburgh EH10. Tel. 447 4117
Area Edinburgh & district
Information Tuesday evenings 7 - 9 pm. Mostly N.W. English, Morris dancing. Ladies only.
- Name Broadfoot School of Irish Dancing
Contact Heather Richard, 9 Beresford Avenue, Edinburgh. Tel. 551 1726
Area Edinburgh
Information Meets on Tuesday evenings from 7 till 9 at St Ann's Community Centre, Cowgate. Traditional Irish dance and ceilidh.
- Name Drunalban Folk Ensemble
Contact Alasdair MacLeod, Blackie House, Lady Stair's Close, Lawnmarket, Edinburgh. Tel. 225 4236
Area Edinburgh & Perthshire
Information Scottish folk music and dance of both the Lowlands and Highlands.
- Name Edinburgh Balkan Folk Dance Group
Contact Graham Crowder, 1 Clerwood View, Edinburgh EH12 8PH. Tel. 334 2891
Area Edinburgh
Information Mostly Bulgarian and Macedonian, plus Yugoslavian, Greek and some Armenian. Recently formed. Meets in Manor Place, West End.
- Name Early Dance Group
Contact Caitlin 229 0380
Area Edinburgh
Information Meets for informal practice of dances from the fourteenth to seventeenth centuries. Anyone interested welcome on Friday evenings from 7 to 9pm from October at 60 The Pleasance.
- Name Glasgow Assembly - Edinburgh Assembly
Contact Nic olas Broadbridge, Linnmill, Kirkfieldbank, Lanark ML11 9UP. Tel. 0555 2212
Area Glasgow area - Edinburgh area
Information Country dances of the English tradition from the seventeenth to twentieth centuries, mostly with live music. 7.30 -10pm. Glasgow - first Mondays; meets in Queens Cross Church Hall, Garscube Road. Edinburgh - second Thursdays (mostly, but check!); meets in Greenside Church Hall, Royal Terrace.

Couple dance facing partner.

Fig 1 Closed peasant hold.

beats

1 - 8 Double csardas step right then left.

9 - 16 Drop hands;

lady - hands on hips, turn CW with 4 running steps R,L,R,L - bocazo.
man - double csardas R then bocazo with scissor claps.

17 - 32 Repeat 1 - 16.

Fig 2 Resume peasant hold.

beats

1 - 8 Double csardas R then L.

9 - 16 Lady - R heel forward, then jump on to R foot. Repeat with L, R,L.

Man - double csardas R, then stamp L forward (13), clap L thigh with
L hand (14), lift R leg straight forward, clapping R boot with
R hand (15), pause (16).

17 - 32 Repeat 1 - 16.

Fig 3 Resume peasant hold.

beats

1 - 8 Double csardas R then L.

9 - 16 Lady - step R, then close L to R sharply, clicking heels. Repeat
starting L, then R, L.

Man - double csardas R, jump on to L, slapping inside R boot with L
hand (13), jump on to R slapping inside L boot with R hand (14),
click with R hand or clap both in front (15), pause (16).

Fig 4 Resume peasant hold.

beats

1 - 8 Double csardas R, then L.

9 - 16 Lady - bouree R,L,R,L.

Man - double csardas R, then jump on to L, slapping R heel behind with
L hand (13), jump on to R, slapping L heel behind with R hand (14)
click R or clap hands (15), pause (16).

17 - 32 Repeat 1 - 16.

Fig 5 Closed peasant hold.

1 - 27 13 down Rida steps CW and close on 14; 13 down Rida steps CCW.

Double csardas: (moving R) step R, close L to R, step R, close L to R.

Bocazo: Close R heel to L sharply, then close L to R sharply, and R to L sharply.

Bouree or Kisharang (with R): With weight on L, close R to L, step L to L, close
R to L, freeing L. (done lightly and quickly)

Down Rida: (moving CW) Cross R over L, bending knees. Step L to L, straightening
knees.

Seit dem 27. Oktober 1990 sind nun auf den Tag genau drei volle Monate verflossen. Es war für mich ein sehr erlebnisreiches Vierteljahr, beinahe so erlebnisreich, wie die drei Monate vor dem 27. Oktober. Und ich sehe noch so manches auf mich zukommen.

Alle Probleme, die nacheinander und oft auch gehäuft miteinander auftauchen, wühlen mich viel mehr auf, als dies früher der Fall war, und dabei ist neuerdings meine „Seele“ empfindlich wie ein schalenloses Ei. Die kleinste Kleinigkeit, und sei es auch nur ein Ausblick (Sache, Bild...) oder ein Wort bringt meine Gefühle in Wallung verletzt mich, schmerzt oder erfreut mich übermässig, und ich darf es nicht zeigen, darf mit nichts „anmerken“ lassen.

Auf der Kantonalbank und im Steuerbüro der Gemeinde erfuhrt ich, dass es vorteilhaft gewesen wäre, wenn wir rechtzeitig vorausgedacht hätten, d. h. wenn mit Maria die Vollmacht gegeben hätte, so dass ich nun über ihr „Vermögen“ und über ihre Hälfte der Ertrungenschaft“ verfügen könnte. Als wir am 19. Juli 1941 heirateten, besass Maria praktisch nichts, aber ich überwies ihr all die Jahre regelmässig grössere Beträge in ihr Depot bei der Kantonalbank in Winterthur, so dass die Summe nun zusammen mit den Fr. 100'000.- aus der Firma Vontobel ungefähr die Hälfte

der "Erbungenschaft" ausmacht. Da ich über dies Depot vorläufig nicht verfügen kann, musste ich mit dem von der Gemeindebehörde erstellten Steuerinventar vom 27. 10. 1990 beim Bezirksgericht in Zürich einen "Erschein" bestellen. Bis dieser bei mir eintrifft werden nach der telefonischen Auskunft des Herrn beim Gericht etwa drei Wochen verstreichen.

Dieser "Erschein" muss der Bank in Winterthur vorgelegt werden, worauf mir diese ein auszufüllendes "Formular" zustellen wird. Dieses "Formular" muss mit den beglaubigten Unterschriften aller Erben versehen werden. Die Banken oder noch besser die Notare in Steffisburg und in Meilen können die verlangte Beglaubigung vornehmen, dann bleibt beiden Söhnen die Reise nach Winterthur erspart. Mit allen Schriftstücken und Unterschriften "bewaffnet" und mit der Hilfe eines spezialisierten Bankangestellten kann ich alsdann das Depot aufheben und die beiden Hälften verteilen.

Da heute niemand weiss, wieviel Zeit all diese Formalitäten beanspruchen werden, habe ich vorsorglich für die Einreichung meiner Steuererklärung beim Steueramt eine Fristverlängerung erbeten. In dieser Steuererklärung werden dann die Maria gehörenden Werte fehlen, und ich werde genau angeben, wer sie bekommen hat.

Weil heute niemand weiss, wie lange sich diese Sache noch hinausziehen wird, muss wahrscheinlich jeder Lohn in seiner Steuererklärung angeben, dass er an einer unverteilter Erbschaft beteiligt ist, und dass sein mutmasslicher Anteil etwa Fr. 110'000.- betragen wird. Um eine spätere Zwischentaxation wird wohl keiner herumkommen!

Am Freitag, 25. 1. 1991, sah ich im ref. Kirchgemeindehaus Lichtbilder über Oberengadin, Fex-tal und Bergell. Es waren sehr schöne Aufnahmen mit Musikbegleitung. Anschliessend folgte eine Diaschau zum Thema "Orhideen der Schweiz" mit eindrucklichen Makroaufnahmen.

Sa. 26. 1. 1991: Zusammenkunft der ÖMs-chronisten des Kantons Zürich in der Kläui-Bibliothek, Uster. Themen: Computer, Via-Lagerung, Film und Foto-Aufbewahrung, Inventar im Museum etc.

So. 27. 1. 1991: Kantonal-zürcher Trachtenverband in Buchs an der Lägeren.

Mo. 28. 1. 1991: GV. des VTKZ in der Cafeteria der Firma Wirth, Sonnenbergstr. 55, Zürich.

Sehr geehrte Friedensbewegte

Ihr habt vor und nach Beginn des alliierten Einsatzes gegen Irak "für Gewaltlosigkeit" demonstriert. Ihr habt Mahnwachen aufgestellt. Ihr habt Eure Pfarrer die Kirchenglocken läuten lassen. Ihr habt uns Kriegstreiberei und Unmoral vorgehalten. Ihr habt Euren jungen und unerfahrenen Anhängern eine utopische Welt vorgegaukelt, in der alle Probleme mit Verhandlungen und Konferenzen und anderen Liebesbezeugungen gelöst werden können.

Wo wart Ihr aber im letzten Sommer, als Saddam Husseins Streitkräfte in Kuwait einmarschierten? Wo waren Eure Mahnwachen, wann läuteten die Kirchenglocken, wann gab es Grossdemos mit Frauen, Grossmüttern und Kleinkindern? Wo waren die "Ärzte gegen den Atomtod", wo der "Schweizerische Friedensrat", wo die "Gruppe Schweiz ohne Armee (GSoA)", wo die "Frauen für den Frieden" damals?

Und weshalb trägt Ihr bei Euren Demos, die Ihr heute im Gegensatz zu damals für nötig hält, Transparente mit "Amis raus"?, und warum verbrennt Ihr "Präsident-Bush-Puppen", schont aber den irakischen Machthaber? Ihr habt Euch entlarvt.

Ob Ihr es zugeben wollt oder nicht, damit stellt Ihr Euch auf die Seite des Völkerrechtsbrechers und Diktators Hussein. Ihr Gewaltlosen.

Zur Erinnerung: Saddam Hussein führt seit seiner Machtübernahme im Irak einen unerbittlichen Bürgerkrieg gegen die Kurden. Er unterdrückt sein eigenes Volk mit grausamsten Mitteln. Niemand kann die Zahl der von seinem Regime Umgebrachten oder Gefolterten beziffern. Vor 10 Jahren griff Hussein Iran an und führte einen achtjährigen, äusserst brutalen Krieg, ohne Rücksicht auf Verluste, selbst bei seinem eigenen Volk. Im Sommer 1990 griff er schliesslich unvermittelt und eigentlich nur zum Zweck der Sanierung des eigenen Haushalts den unabhängigen Staat Kuwait an.

Nehmen wir einmal an, man hätte nicht oder eben, wie Ihr es stets noch wünscht, nur mit den wenig wirksamen Embargomassnahmen reagiert. Dann

hätte Hussein in einem, in zwei Jahren seinen Expansionsdrang ausgedehnt, seine C-Waffen hierhin, dorthin eingesetzt, bald einmal Atomwaffen in seiner Hand gehabt. Es ist eben so: Erst die Aussicht auf Erfolg verleitet einen Mann wie Hussein zu weiteren Aggressionen. **Wenn etwas aus der Geschichte gelernt werden kann, dann die Tatsache, dass Nachgeben im Zusammenhang mit Diktatoren das schlechteste aller Rezepte ist.**

Wir wissen, jeder Krieg ist brutal. Auch ein Krieg im Namen des Völkerrechts. 1936 marschierten Hitlers Streitkräfte im Rheinland ein, entgegen den völkerrechtlichen Verträgen. Die Alliierten hätten ihn damals stoppen können. Auch das wäre ein brutaler Krieg gewesen, vielleicht mit einer Million Toten. Aber es wären dann der Welt wahrscheinlich die 50 Millionen Toten des Zweiten Weltkriegs erspart geblieben ... Wer sich damals ("Peace for our time") einem scharfen Einsatz gegen Hitler entgegengesetzt hat, trägt im Grunde genommen einen Teil der Kriegsschuld.

Wir beobachten gerade deshalb mit besonderem Befremden die Aktivitäten Eurer Kollegen von der deutschen Friedensbewegung. Hat man denn dort aus der Geschichte immer noch nichts gelernt? Sie blockieren Autobahnen, leeren Kübel mit Ochsenblut auf die Strasse, organisieren Warnstreiks. Beim Einmarsch in Kuwait im letzten August schwiegen sie. Wie Ihr.

Dort wie hier hat die "Friedensbewegung" ihr wahres Gesicht gezeigt. Eure Moral ist doppelbödig. Ihr sagt "Gewaltlosigkeit", im Effekt öffnet Ihr der gewaltsamen Unterdrückung der Völker Tor und Tür. Gewaltlosigkeit steht am Ende immer auf der Seite der Brutalität. Entweder seid Ihr blind oder dann ... böswillig.

!!!
•••

Brief an + .. abgeschickt ???

Die G.V. des VTKZ war interessant und anregend, wie jedesmal. Der Jahresbericht des neuen Präsidenten zeigt, dass er die wichtigsten Probleme begriffen hat. Ich füge eine Kopie bei, denn unser Interes-
santen bekamen Jahresberichte. Sie wurden die-
ses Jahr nicht vor der G.V. verschickt. Die Ball-
Erfahrungen wurden eingehend diskutiert. Zu diesem
Thema las ich aus einem Brief der Kantonalzür-
cher Tanzleitung vor: „..... mit schade, dass am
Volksanzball Quantität vor Qualität kommt.
Auch bei der Française wurde viel zu viel
„gheuet.....“ Das Programm enthielt zu viele
wenig bekannte Tänze. Am Ball waren 1991
43 zahlende Leute mehr anwesend als letztes Jahr.
Im ganzen waren es 570 Personen. - Voraus-
sichtlich wird der Tanzkreis Zürich 1993 das
schweizerische Frühlingstreffen organisieren.
An den Beiträgen für Aktive und Passive, Leht-
linge und Ehepaare wurde nichts geändert.

Im laufenden Jahr steht uns noch ein
besonderes Fest bevor. Johannes Schmid wird
am 31. August 1991 als „Hochzeiter“ im Mittel-
punkt stehen. Wenn ich recht beobachtet habe,
ist Nina Kunz, die Bündnerin, welche am Ball
die Trachten vorstellte, seine Auserwählte. Er
verküsst zwar alle Mädchen, wenn sie jung
und hübsch sind. Was er als „Ober-Tanzleiter“

zum Programm und zum Vereinsbetrieb äusserte, ist recht vernünftig und man muss seinen Einsatz für unsere schöne Sache voll anerkennen.

Es kam noch folgendes Detail aus Tageslicht: Erich Fischer fuhr mit Fr. 600.- in der Mappe von einem OT heim, und zwar auf seinem Töffli. Plötzlich bemerkte er, dass er die Mappe mit dem Geld verloren hatte. Sie war vom Gepäckträger gerutscht und konnte nicht mehr gefunden werden. Erich meinte: „Jegen Fummheit kämpfen Götter selbst vergebens... Was steht bei Schiller! Es ist einzig meine eigene Fummheit und ganz selbstverständlich, dass ich den Betrag ersetze.“ Et schätzte es auch gar nicht, dass jemand die Angelegenheit zur Sprache brachte. Der Vorstand fand aber eine annehmbare Lösung. Erich Fischer hat den Vorstand zu einer Sitzung nach Samaden in sein Riessenhaus eingeladen. Im Zusammenhang mit den Kosten hierfür will der Kreis Erich etwa die Hälfte des Betrags wieder zukommen lassen!

Men in den Kreis sollen eingeladen werden Otto Weiss, Thalwil; Ruth Hess, Müssbauern, Pascal Braun, Rägi Grunder, Mina (Schmid-)Kunz

Am 6. Mai - unmittelbar nach dem Frühlingstreffen - wird keine Probe durchgeführt.

Inge Baer-Gran hatte starke Schmerzen im Bein und Fuss und musste die GU verlassen ohne sich richtig zu verabschieden.

Von Sylvia Steinemann-Röthlisberger hatte ich einen Telefonanruf bekommen. Sie sagte, sie müsse sehr oft an mich denken, und sie wolle mir eine Massage schenken!!! Was sei vielleicht gar nicht so ungeschickt, antwortete ich, hätte ich doch seit etwa drei oder vier Jahren einen lästigen Schmerz in der rechten Schulter. Sylvia beharrte auf ihrem Geschenk vorschlag und lud mich in ihr „Studio“ nach Regensdorf ein, und zwar auf Dienstag, 29. Januar 1991, 15 Uhr. Dies Studio war ziemlich schwer zu finden, denn es befindet sich in einer ganz neuen Überbauung namens „Eichwatt“, mit Alterswohnungen, die auf keinem Ortsplan eingetragen ist, so neu ist sie und sehr schön. Hier in der „Eichwatt Nr. 9“ behandelt Sylvia die alten Leute und tut mit ihnen. Früher arbeitete sie in einem Spital in Zürich und half dort einem Arzt bei Magen- und Darmuntersuchungen (Schlau verschlucken!). Sylvia und ihre Tochter Claudia, das „Negerli“, waren 1979 mit unserer „Schmid-Hausser-Spöttli-Gruppe“ in Amerika. Ich schilderte ihr früher einmal, wie sich Thyl Steinemann und Sylvia Röthlisberger an einem Volkstanzball kennen lernten. Sie nahm den mehrmals geschiedenen Thyl zum Übernachten heim, und das Schicksal war nicht mehr zu bremsen. Wir waren auch an der recht eigenartigen Flohzeitfeier.

Alle, Hausers, Spoerris und wir, selbst Thyls Mutter.... wir alle hatten grosse Bedenken und waren gespannt auf den Ausgang dieses Abenteuers... Sylvia ist sehr fleissig, und wenn schon Thyl mehr oder weniger nichts verdient, so setzt sie sich umso stärker für ihre Familie ein. Auch Claudia kostete wahrscheinlich grosse Summen in der Rudolf-Steiner-Schule. Sylvia arbeitet(e) für Claudia und Thyl - die Liebe misst sich ja an der Fähigkeit, den andern so zu nehmen wie er ist!

Nach mehrmaligem Fragen fand ich die „Eichwast-Siedlung“. Hier behandelte Sylvia meine rechte Schulter mit verschiedenen „Alternativ-Methoden“, von denen Du wahrscheinlich mehr verstehst als ich!!! Die Behandlung dauerte wenig mehr als eine Stunde, und ich hatte am Abend des Behandlungstags den Eindruck, mein rechter Arm sei leichter geworden, und die Schulter schmerze etwas weniger als in den letzten drei oder vier Jahren. You ach, am folgenden, dem Mittwoch morgen beim Aufstehen war der alte, gewohnte Schmerz wieder da wie immer! Trotzdem schickte ich Sylvia Fr. Go. - (nach ihrem Tarif), denn sie hat die Einnahmen nötig und ich schilderte ihr meine Beobachtungen. Ihre beiden hier beige fügten Schriften las ich genau und mit einiger Skepsis. Vielleicht interessieren sie auch Dich!

Die Flügel-Vernissage vom Freitagabend, 29. 1. 91 war phantastisch. Die beiden Mädchen spiel

sen geradezu virtuos. Der Flügel steht zwar schon bald ein Jahr in unserem Singsaal, auch ist er ein „Bechstein“ und kein „Steinway“!

Das Schreiben fällt mir schwer. Ich möchte noch einiges sagen, wage es aber nicht! Mir ist so manches wichtig und beschäftigt meine Gedanken. Ich vermute aber, dass es dir gleichgültig ist, denn du hast sicher keine eigenen Probleme, die für dich natürlich viel wichtiger sind... und ich habe keine Ahnung davon... nur lauter wahrscheinlich falsche Vorstellungen.

Weniger Schoggitaler verkauft – mehr Erlös

(LT) Obwohl in diesem Jahr im Bezirk Dietikon weniger Schoggitaler verkauft wurden, ist der Ertrag grösser. Es wirkte sich der erstmals höhere Verkaufspreis der Taler aus. Ein Taler kostete 1990 3 Franken, vorher 2 Franken. Seit der Bezirk Dietikon besteht, stieg der Erlös aus dem Schoggitalerverkauf kontinuierlich an, wenn auch nicht in allen Gemeinden. Bei einzelnen Verkaufsstellen waren die Einnahmen leicht rückläufig, was aber durch andere mehr als nur ausgeglichen wurde. Die Zahlen entwickelten sich wie folgt: 1988: 22 257.40 Franken; 1989: 22 509.70 Franken; 1990: 28 492.30 Franken. Dieses Jahr wurden im Bezirk Dietikon 1802 Taler weniger verkauft als im vorhergehenden Jahr. Der Erlös ist gleichwohl um 5982.60 Franken höher. Natur- und Heimatschutz danken der Bevölkerung recht herzlich. K.K.

Bei jeder Kleinigkeit brechen mir Tränen heraus. Allein zu Hause muss ich mich ja nicht allzusehr beherrschen! Ich wandere traurig von Zimmer zu Zimmer, und wenn mein Blick auf irgend einen Gegenstand fällt, der Maria gehörte und der noch da liegt, wie sie ihn hingelegt hat, dann zerreisst etwas in mir.....

Trotz all den vielen Erlebnissen und auch wenn die Radio- und Fernsehsprecher immer wieder

auf mich einreden, komme ich mir ganz ver-
lassen und vergessen vor, so überflüssig, wie du
dir das gar nicht vorstellen kannst. Noch nie ha-
be ich mich "wichtig genommen" — jetzt aber bin
ich wirklich "gar nichts mehr", und auch du hast
mich wahrscheinlich vergessen, was ja ganz na-
türlich und begreiflich ist bei unserem Alters-
unterschied und bei der Tatsache, dass wir in ganz
verschiedenen Lebensräumen verkehren und auch
ganz verschiedene Interessen haben. Du siehst, ich
kann mir alles erklären, und wenn's auch weh tut,
so bin ich immer noch in der Lage, die Situation
so zu nehmen, wie sie ist.

Daniela, 1. Sek. Kl., ist von der Gemeindebiblio-
thek Meilen zur Mitarbeit eingeladen worden. Wel-
che Ehre! Und Daniela hat zugesagt und setzt sich
für die schöne Sache ein, gibt Bücher aus, führt die
Kontrollen etc....

Ist das hygienisch?

Mit grösster Sorgfalt wachen unsere Behörden über den *Umgang mit Lebensmitteln* und deren Zubereitung. Schon manches Geschäft und manche Gaststätte haben schliessen müssen, weil ihre Einrichtungen nicht mehr genügen und die Mittel zur Erneuerung nicht mehr aufgebracht werden konnten. Man wird dieser Sorgfalt zustimmen, verdanken wir ihr doch die Eindämmung zahlreicher Krankheiten.

Grossverteiler unterstützen noch bis vor kurzem diese Sorgfalt durch Hinweisschilder «Bitte Früchte und Gemüse *nicht berühren*». Aber jetzt üben sie konträrreich eine neue Verkaufsform. Da gibt es grosse Tische, beladen mit zahllosen Obstkörben. Der Käufer darf dort seine Früchte einzeln von Hand auslesen, in einem Plasticsack sammeln und computergesteuert seine Preisetikette beziehen. Das gilt als sehr modern, vielleicht weil Elektronik im Spiel ist.

Aber da stehen die Menschen, nehmen zahllose Früchte in die Hand, drücken, ob sie weich seien, riechen daran, ob sie reif seien, und finden sie die Gnade des Käufers nicht, werden sie zurückgelegt und andere behändigt. So geht das *von Hand zu Hand*, sauberen, schweissigen, dreckigen, wie es gerade kommt. Die Frucht wird über diese Prozedur weigeknetet, wird sie aber besser? Ich möchte die Grossverteiler höflich fragen, wie sie diese unhygienischen Zustände verantworten können. Vermutlich fehlt den Behörden eine Bestimmung, nach der sie eingreifen könnten. Es wäre Zeit, dass dieser Widersinn wieder verschwindet.

G. Georg (Allenwinden)

Da ich an die „Heilkraft des Schreibens“ glaube, fahre ich fort, dies und jenes schriftlich festzuhalten, auch wenn versandte Zeilen uns angreifbar und verletzlich machen. Im Brief aber ist gleichzeitig immer Distanz, und die neue B-Post vergrößert Sehnsucht, Ungeduld und Wartezeit zwischen Brief und Reaktion.

Gottfried Keller geriet in Heidelberg unter den Einfluss des rationalistischen Philosophen Feuerbach, was man im folgenden Gedicht deutlich feststellen kann:

„Denkzeit“

Ich hab in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen
O Trugbild der Unsterblichkeit!

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun seh ich, dass ich wohl getan;
Ich habe neu das Herz unkränzet,
Im Grab aber ruht der Wahr.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
Es rinnt mir kühlend durch die Hand;
Ich schau hinauf zum blauen Dome -
Und such kein bessres Vaterland.

Nun erst versteh ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruss,
Ich weiss, wie hell die Flamme glühet,
Dass ich gleich dir vergehen muss!

Ein Stummfilm von 1928 mit Buster Keaton, der momentan ein Jubiläum feiert, ist „Der Kameramann“, eine reizende, ja sogar gefühlvolle Geschichte! Sie wir am meisten lieben, tun uns am meisten weh!

Kürzlich schrieb ein(e) Leser(in) über die unhygienischen Zustände im Handel mit Früchten (NZZ Nr. 192). Ich schliesse mich dieser Meinung an. Es ist jedoch zu beachten, dass Früchte grösstenteils geschält werden können und somit mindestens abgeholfen wird, die vielen «Fingerabdrücke» zu eliminieren.

Wie behandelt man aber andere unhygienisch gehandhabten Produkte, z. B. *Wurstwaren*? Es ist weit verbreitet, dass Verkäufer(innen) die geschnittenen Wurstwaren mit Fingern nehmen – anstatt mit der Fleischgabel – und auf die Waage legen. Bei Übergewicht werden dann einzelne Scheiben – wieder von Hand – weggenommen . . ., und so geht das von Hand zu Hand der einzelnen Verkäufer(innen). Besonders appetitlich ist es, wenn die bedienende Person zwischendurch noch ihre Nase geputzt hat, ohne sich nachher die Hände zu waschen. Oder es wird zwischendurch kassiert – Geld in die Kasse, aus der Kasse –, dann werden Hände mit Salami oder Rohschinken «geputzt».

Ähnlich beim *Käse*. Ich beobachtete Verkäuferinnen, die während des Bedienens Finger abgeleckt haben. Warum wird das Verkaufspersonal nicht angewiesen, Käse an dem Teil anzufassen, wo Rinde ist, anstatt an der Schnittfläche? Für den Konsumenten bleibt als Lösung: Verteiler zu finden, bei welchen Hygiene zum Qualitätsdenken gehört.

M 77 14.9.90 Nadine Jagaric (Riehen)

Ist das hygienisch?

Mit grösster Sorgfalt wachen unsere Behörden über den *Umgang mit Lebensmitteln* und deren Zubereitung. Schon manches Geschäft und manche Gaststätte haben schliessen müssen, weil ihre Einrichtungen nicht mehr genügten und die Mittel zur Erneuerung nicht mehr aufgebracht werden konnten. Man wird dieser Sorgfalt zustimmen, verdanken wir ihr doch die Eindämmung zahlreicher Krankheiten.

Grossverteiler unterstützten noch bis vor kurzem diese Sorgfalt durch Hinweisschilder «Bitte Früchte und Gemüse *nicht berühren*». Aber jetzt üben sie kontrastreich eine neue Verkaufsform. Da gibt es grosse Tische, beladen mit zahllosen Obstkörben. Der Käufer darf dort seine Früchte einzeln von Hand auslesen, in einem Plasticsack sammeln und computergesteuert seine Preisetikette beziehen. Das gilt als sehr modern, vielleicht weil Elektronik im Spiel ist.

Aber da stehen die Menschen, nehmen zahllose Früchte in die Hand, drücken, ob sie weich seien, riechen daran, ob sie reif seien, und finden sie die Gnade des Käufers nicht, werden sie zurückgelegt und andere behändigt. So geht das *von Hand zu Hand*, sauberen, schweissigen, dreckigen, wie es gerade kommt. Die Frucht wird über diese Prozedur weichgeknetet, wird sie aber besser? Ich möchte die Grossverteiler höflich fragen, wie sie diese unhygienischen Zustände verantworten können. Vermutlich fehlt den Behörden eine Bestimmung, nach der sie eingreifen könnten. Es wäre Zeit, dass dieser Widersinn wieder verschwindet.

M 77 21.8.90 G. Georg (Allenwinden)

Erinnerung an Theophil Spoerri

Für viele, die in den vierziger Jahren jung waren, an der Universität Zürich studierten oder am politischen Schicksal der Eidgenossenschaft teilnahmen, verbindet sich mit dem Namen von Theophil Spoerri die Erinnerung an einen Professor, der mit gleicher Verve Lehrer wie Bekenner war. Er wäre am 10. Juni hundertjährig geworden. In den Weihnachtstagen 1974 ist er aber in Caux gestorben, wo er in den letzten Jahren der «Bewegung für moralische Aufrüstung» als einer der besten Gefährten des Gründers Frank Buchmann dessen Werk fortführte.

Theo Spoerri war ein Widerstandskämpfer gegen die Gottvergessenheit, gegen den Nihilismus, weil er darin die Wurzel jeder Gefährdung der Demokratie sah. Von 1922 bis 1950 Ordinarius für Romanische Philologie an der Universität Zürich, trat er vor allem als Interpret von Dante hervor. Die Italienische Republik ehrte ihn dafür mit einem Verdienstorden als «Commendatore». Aber er schritt in einer politisch und ideologisch bedrohlichen Zeit auch aus dem Bereich von Literatur und Sprache hinüber auf das Feld der Tatentscheidung, als der deutsche Feldzug unter Guderian die Panzerdivisionen zum Blitzsieg über Frankreich führte. Da fühlte sich der Romanist und Pascal-Interpret, durch die Ereignisse aufgewühlt, zu einer Aktion der geistigen Landesverteidigung gedrängt. Mit Persönlichkeiten aus politisch verschiedenen Parteilagern gründete Spoerri den Gotthardbund, die «Ligue du Gotthard», als Vereinigung auf wirtschaftlichem und sozialem Terrain. Gottlieb Duttweiler machte mit, aber auch Gonzague de Reynold. Für die auffällende Zusammenarbeit von ausgeprägt welsch-konser-

vativem Element mit alemannisch-populistischem Temperament, von Persönlichkeiten aus dem kulturellen Leben wie Adolf Brunner, Edwin Arnet, Johannes Iten, Georg Thüser zusammen mit Propagandisten der Arbeitgeberschaft wie Eibel und Persönlichkeiten der Gewerkschaften – für diese Sammlung der Eliten (wie man damals ungeniert sagen konnte) war Theo Spoerri, der Sohn eines Methodistenpredigers, der zwischen Ost- und Westschweiz mit seiner Familie wandern musste, der berufene Animator zum Gespräch und zum Bekenntnis.

Der Gotthard war für ihn das Symbol der nationalen Einheit für sprachlich unterschiedene Völkerschaften. Der Bundesbrief von 1291 war für ihn das Dokument eines gläubigen Vertrauens in Gott, aus dem der freie und humane Staat Weisung und Kraft zog. Heute lesen sich die Aufrufe und Flugschriften des Gotthardbundes wie pathetisch überfrachtete Pamphlete. Damals fanden Frauen wie die «eidgenössische Soldatenmutter» Else Züblin-Spiller oder der Redaktor des «Schweizer Spiegels», Adolf Guggenbühl, und Traugott Wahlen darin die Stimme, welche ihre Anliegen teilte und unterstützte.

In der Wissenschaft übte Theo Spoerri das strukturelle Sehen und Denken. Philologie war in diesem Sinn für ihn Morphologie. Seine Bücher und Essays zu den räumlichen und zeitlichen Strukturen im Kunstwerk sind heute wieder anregend. Immer aber bemerkt man in seinem Werk das Bemühen, vom Erkennen zum Bekennen vorzudringen und aus der Betrachtung der Kunstwerke zur Formwerdung des Menschen zu gelangen.

mzt 9.6.90

Max Schoch

Spoerri war an der Uni Zürich einer meiner Hauptlehrer. Er übte einen gewaltigen Einfluss auf mich aus. Beinahe wäre ich den "Oxford"-Gruppen und dem Gotthardbund beigetreten. Doch ich hatte so viel Arbeit, dass ich diese Beitritte hinauschoß, und schliesslich waren diese Bewegungen nicht mehr "aktuell". Auch wurden die Oxfordgruppen zu einer Art "Seelenstrandbad", wo jeder seine innersten Regungen offenlegte. Heute nennen sie sich, wenn ich nicht irre, immer noch "Moralische Aufrüstung" und pflegen neben ihrer unbedingten

Reinheit und Offenheit auch eine gewisse „Selbstgefälligkeit.“

5.2.91: Nun muss ich leider schon wieder etwas aufschreiben, das Dich absolut nicht interessiert, auch nicht zu interessieren braucht, obwohl es für mich lebenswichtig ist. Ich kann in letzter Zeit keinen vernünftigen Gedanken mehr zu Ende denken, denn die fatale Sachlage beschäftigt mich pausenlos, ist ganz unwichtig für Dich und mit niemandem kann ich darüber sprechen, allein, wie ich bin....

Die letzten fünf Tage hatte ich „wahnwitzige“, unzumutbare Schmerzen beim Wasserlösen, ein scharfes „Schneiden“, „Stechen“ und „Brennen“. Womit habe ich eine solche Qual verdient? Wofür ist dies die Strafe? Schon vor 16 Jahren (1975), als Herr Dr. Müller eine schwache, linksseitige Vergrößerung meiner Prostata drüse feststellte, fragte ich ihn, woher diese Veränderung wohl komme, und er meinte „trocken“, das wisse man nicht: „Der eine bekommt's - der andere nicht“

Diese Prostata drüse umfasst die Harnröhre beim Ausgang aus der Harnblase und besteht aus zwei Schichten, von denen manchmal die innere stärker wächst als die äussere. Da aber die äussere nicht nachgibt, drückt die Drüse die Harnröhre in ihrem Innern zusammen. Jede Stunde, Tag und Nacht verspüre ich einen gewaltigen „Harn drang“, kann

aber unter den schon geschilderten Schmerzen jeweils nur wenige Tropfen lösen. Wer nichts dagegen unternimmt,



äußere Schicht
wachsende Schicht

stirbt wahrscheinlich an Urämie (Harnvergiftung).
Diesen schrecklichen Tod musste ich vor vielen Jahren, als
es noch keine Dialyse gab, bei einer „Tante“ im Mem-
münster Spital mit-ansehen. Beide Nieren dieser
„Tante“, der Tante Heinrich Vontobels, hatten ihren Dienst
versagt. Es war schrecklich. Die Tante wurde von in-
nen vergiftet. — Ich habe auch einen Cousin, der viel
jünger ist als ich (9 Jahre jünger), und der seit einem Jahr
jede Woche dreimal zur Dialyse fahren muss. Auch mein
Vater machte im Alter eine Prostata operation durch!

Da mein schlimmer Zustand nach drei Tagen immer
noch nicht besser wollte, telephonierte ich in meiner Not
dem Urologen Dr. Pupato, Brandschenkestr. 6, Zürich.
Er hatte ja 1979 meinen Nierenstein entfernt.

Heute, Mittwoch, 6.2.1991, konnte ich endlich zur
Untersuchung vortreten. Ich erwartete, man werde
mir sagen: „Kommen Sie heute nachmittag ins Spital
Schlieren. Morgen werden wir die Prostata operation
durch führen!“ Ich hatte auch die wichtigsten Sachen,
Bademantel, Zahnbürste etc... bereitgelegt und hätte
sofort ein treten können. Doch so kam es nicht. Dr.
Pupato hofft, mir vorläufig mit chemischen Mitteln
helfen zu können. Verschiedene Bakterien konnten fest-
gestellt werden, über andere wird man in einer
Woche Bescheid wissen. Ich nahm die verordnete
Pille (morgens eine, abends eine). Auf dem Heim-
weg bekam ich starkes Kopfweh.

Am Donnerstag 7.2.91 war mein Zustand merk-
lich besser — aber wieder erzeugte die Pille Kopfweh.
Ich bin gespannt, wie diese Geschichte weitergeht.

Heute, Freitag, 8.2.1991, befragte mich eine Frau Miesel-Strebel aus dem Kanton Bern volle vier Stunden lang bei laufendem Tonbandgerät über Volksstanzprobleme. Sie ist Lehrerin und besucht einen Kurs bei Cyrill Renz, der seine Kurs-Teilnehmer veranlasst, Aufsätze zu schreiben (wodurch er zu Material kommt!). Vor mir hat die Frau Ueli Eicher, Martin Wey, Ernst Brummer u.a. befragt! Ich bin gespannt, was dabei herauskommt!

Den ganzen Samstag verbrachte ich im Ortsmuseum. Wir hatten einen "Arbeitstag" beschlossen zweck Umstellung der Ausstellungen. Einige der römischen Funde beansprucht das Landesmuseum. Diese müssen fotografiert und katalogisiert werden. Was wir behalten können, wurde in einen andern Raum gebracht. Während wir uns mit Vitrinen, Schränken, Wänden und Treppen befassten, kochte die Frau eines Kollegen Spaghetti und bereitete gemischten Salat. Am Abend schaute ich noch den eindrucklichen Film "Jenseits von Eden" (mit James Dean) an, der von meinem Videogerät in der Nacht vorher aufgezeichnet worden war. Ich stelle fest, dass ich das Werk schon früher einmal gesehen habe. Trotzdem, oder gerade deshalb war der Eindruck so stark. In meinem gegenwärtigen

Zustand wühlt mich ohne hin „alles“ ganz gewaltig auf.

Eigentlich wollte ich dich mit meinen Bericht und Mitteilungen erfreuen, doch - ach - ich sehe immer dunkel, dass ich dich nur belästige und langweile. Was ein mal war, ist ganz verschwunden wie gewöhnlich meine Schneeglöckchen, die schon kräftig blühten, unter dem neu gefallenen Schnee. Ich hoffe, sie werden auch diesen Kälteeinbruch überstehen.... und ich hoffe, auch du wirst eines Tages wieder auftauchen....

Bertold Brecht (1898 bis 1956): Die Antigone des Sophokles, Der unaufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui, Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny, Baal, Hauspostill, Die Weigroschenoper, Der Weigroschentoman, Flüchtlingsgespräche, Furcht und Elend des Dritten Reiches, Leben des Galilei, Die Geschäfte des Herrn Julius Caesar, Die Geschichte der Simone Machard, Die Gewehre der Frau Carrar, Der gute Mensch von Sezuan, Die heilige Johanna der Schlachthöfe, Herr Puntila und sein Knecht Matzki, Im Dickicht der Städte, Der Passagier - der Weissager, Der kaukasische Kreidekreis, Kleines Organon für das Theater, Leben des Galilei, Leben Eduards des Zweiten von England, Mann ist Mann, Die Massnahme, Die Mutter, Mutter Courage und ihre Kinder, Pauken und Trompeten, Schweyk im Zweiten Weltkrieg, Trommeln in der Nacht, Das Verhör des Sekkulus, ... Das wäre das Wichtigste... Einiges davon hat Brecht in Feldweiden geschrieben, wo er auch eine Zeit lang wohnte.

Es ist zwar lächerlich und im Grossen und Ganzen gar nicht meine Art, mich allzusehr mit mir selbst zu befassen! Ich weiss auch, dass ich mich in meinem plötzlichen Alleinsein immer wieder neu „zusammenreissen“ muss. Das Leben geht weiter. Ich bin nun

eben - wie viele andere Allein-Behende" - gezwungen, selbst zu kochen, zu waschen, kurz neben allem andern auch noch den Haushalt selbst zu besorgen. Ein Rückblick ist nun aber doch angebracht!

"Meine Leute", die Familien Karls und Uelis, telefonieren mit in unregelmässigen Abständen, schätzungsweise alle zwei oder drei Wochen einmal. Das erfreut mich stets und reißt mich aus der Trübsal für kurze Zeit heraus. Sie wollen erfahren, wie es mit geht, und auch ich telefoniere ihnen, besonders, wenn gesundheitliche Schwierigkeiten oder Probleme mit den Behörden oder den Grabsteinfabrikanten etc. auftauchen.

Meine Schwester und die Schwester Marias lassen auch jeden Monat einmal etwas von sich hören, und - was mich besonders freut - auch mit Heinrich Vontobel (Feldmeilen) ergeben sich von Zeit zu Zeit anregende Gespräche. Zu den Verwandten gehört auch Brigitt Schlatter-Altorfer, meine Nichte, die alle vierzehn Tage einmal mit einem Mittagessen bei mir auftaucht.

Wie aber steht es mit den sogenannten "Freunden". Wahre Freundschaft müsste sich nun "in der Stunde der Not" und jetzt, da ich extrem einsam bin, bewähren. Aber offenbar besass ich in meinem ganzen langen Leben keine "wahren Freunde", nur mehr oder weniger wohlwollende Kollegen, Dienstkameraden und Bekannte. Sie alle verhalten sich sehr "distanziert". Männer sind eben so... und meine weiblichen Bekanntschaften" verhalten sich ebenso!

Ganz anderes erlebte Maria! Als sie noch da war, bekam sie jeden Tag mehrere Besuche. Die Frauen aus dem Englischkurs und auch die Englischlehrerin sprachen fleissig, eine nach der andern, vor. Mit diesen Damen hatte sie jeweils nach der Kursstunde ein

Tässchen Kaffee getrunken. Besonders herzlich waren auch die Nachbarninnen und die Kolleginnen aus dem Turn- und dem Schwimmkurs. Recht lang war auch die Reihe der Sängerinnen aus dem Kirchenchor. All diese lieben Personen gaben Maria das Gefühl, geborgen und geschätzt zu sein.

Um mich jedoch bekümmert sich niemand; begreiflich, ich bin ja auch nicht todkrank, wie sie es wet, und wie alle es wussten. Im November und im Dezember 1990 und im Januar 1991 wurde ich je einmal zum Mit-Tagessen eingeladen. Die Gastgeber dachten wohl, ich koche mir wahrscheinlich doch nichts Rechtes! Vielleicht war auch etwas Meugier dabei! Man wollte erfahren, was ich so ganz allein eigentlich treibe! Ebenso rat wie die Einladungen waren von aussen eintreffende Telefonanrufe und Briefe; ich kann das, was mir die sogenannten „Freunde“ durch ihr Verhalten signalisieren, einfach nicht verstehen, nicht glauben. Ihr Verhalten zeigt mir, dass sie mich nicht verstehen, dass sie mich nicht verstehen wollen, nicht verstehen können dass ich ihnen im Grunde genommen gleichgültig bin!!! Für mich nimmt sich praktisch niemand eine Minute Zeit. Ausser den oben erwähnten Verwandten kommt niemand zu mir, niemand telefoniert mit und noch viel weniger schreibt mir jemand einen Brief.

Einmal in der Woche - wenn sie nicht gerade Ferien macht - kommt Frau Scheiwiller. Sie glätteputzt Fensterscheiben etc. und schaut auf die Uhr, denn sie verrechnet pro Stunde Fr. 23.-. Sie kommt bestimmt nicht wegen mir! Sie wechselt wohl ein paar unverbindliche Worte - doch ihr Verdienst ist ihr die Hauptsache!

Frau Mägeli von Udorf kommt auch jede Woche einmal und bringt drei Mahlzeiten. Der Fall liegt ähnlich, denn ihr geht es vor allem um die Fr. 21.-, die sie jedesmal einkassiert. Der sog. "Mahlzeitendienst" ist ein nützliches Geschäft. Ich bin froh, erspart er mir doch einige Arbeiten.

Eine etwas komische Ausnahme machte Sylvia Steinemann - Röthlisberger. Sie schenkte mir eine Schultermassage! Vielleicht täusche ich mich, wenn ich das Gefühl habe, es gehe ihr vor allem darum, einen neuen Kunden zu bekommen.

Und Du?!?! Vor dem 27. 10. 1990 konntest Du mir aus begrifflichen Gründen, die ich sehr schätze, auf meine Briefe nicht antworten. Ich bin auch überzeugt, dass sie Dir meist lästig waren! Und nun erkenne ich mehr und mehr, dass Du mir auch jetzt nicht antwortest, nicht antworten willst, nichts zu antworten hast, obwohl Du eigentlich nun ohne weiteres antworten könntest! Selbst wenn Du in den Ferien oder gar krank wärest, so blieben Dir, falls Du ernstlich wolltest, ein paar wenige Minuten, um mir zu telefonieren oder zu schreiben. Fasse diese Feststellung bitte ja nicht als Vorwurf auf! Es ist doch nur allzu natürlich und selbstverständlich, dass Du in deinem Alter und in deinem Berufs- und Freizeitleben weit wichtigere Probleme zu bewältigen hast, als eines fernem Bekannten zu gedenken!

Am Samstag, 16. 2. '91, vormittags, reiste ich mit dem Zug nach Tübingen, wo mich Sohn Karl am Bahnhof abholte. Die Fahrt dauerte zwei Stunden und vierzehn Minuten (Reisezeit mit dem Auto, wenn alles normal verläuft, ein-dreiviertel Stunden von Haus zu Haus! Die Bahnreise hat ausserdem den Nachteil, dass ich mit dem Gepäck von der Holzmaut zum Bahnhof marschieren und von Tübingen bis Steffisburg den Bus benutzen muss!). Die Reise im Zug hat aber auch einen Vorteil: Ich konnte den grössten Teil eines Romans lesen und studieren, musste mich aber gewaltig konzentrieren, denn im Bahnwagen von Baden bis Tübingen waren etwa fünfzehn junge Leute, die ein beständiges Geschrei und Gelächter von sich gaben und dazu ein Radio lautstark gröhlen liessen. Viel besser war's zum Glück auf der Heimreise.

Jean Villain, der Autor, schreibt sehr spannend & ist Schweizer, lebt aber schon beinahe dreissig Jahre in der DDR. Sein Roman „Junger Mann aus gutem Hause“ ist voller Abenteuer, Spannung und Witz. Der Professorensohn vom vornehmen Züri-berg zieht 1949 in die Welt hinaus, um sich als Journalist durchzuschlagen. Der Ich-Erzähler nennt sich im Roman Jonas Augustin. Zunächst ist er in Rom, wo er in Geldnot auf sein kleines Honorar vom sozia-

Jean Villain, Autor

- Bürgerlicher Name: Marcel Brun
- Pseudonym: Jean Villain
- Geboren: 1928
- Schul-/Studienabschluss:
C-Matura
- Nationalität: Schweizer Bürger
- Militärdienst: Absolvent der RS (1948)
- Domizil: Seit 1961 in der DDR
- Weltanschauung; Sozialist
- Werkverzeichnis:
Ueber 20 Bücher
- Reisen/Recherchen: Ausser Australien hat Villain alle Kontinente bereist
- Sonstiges: Präsidialmitglied des PEN-Clubs der DDR

Nachtrag in letzter Minute: Soeben kommt Jean Villains neuestes Buch in den Handel. In «Die Revolution verstösst ihre Väter», Aussagen und Gespräche zum Untergang der DDR, vermittelt der Schweizer brisante Insiderinformationen. Das LT wird das Buch vorstellen (Quelle: Jean Villains «Die Revolution



verstösst ihre Väter», Zytglogge Verlag, 28 Franken).

listischen „Volksrecht“ (Zürich) wartet. Er muss mittellos ins „Albergo Popolare“ (Obdachlosenasyll) einziehen. Da man ihm kein Wort glaubt, soll er „per Schub“ heimgeschafft werden, doch Jonas gelingt es, rechtzeitig unterzutauchen und sich in der Schwarmmarktzene unter Gestrauchelten, Arbeitslosen und Flüchtlingen durchzuschlagen.

Mehrmals im Roman kommen sog. „Rückblenden“ in die Schweiz vor. Jonas, der „junge Mann aus gutem“ Hause“ vom Zürichberg, hatte sich mit seinem Vater vertracht, weil er sein Studium aufgab, um als Volontär beim „Volksrecht“ zu arbeiten. Der Leser lernt die ganze Familie, Grossmutter, Onkel (mehrere) und deren Familien kennen.

Über Genua - wo ihm beinahe die Flucht nach Brasilien gelungen wäre - ist Jonas auf der Suche nach einer guten Stelle in Haifa eingereist. Im Februar 1949 war eben Waffenstillstand mit Aegypten. In aller nächster Nähe von Jonas lief eben ein Stück Weltgeschichte ab. Aber: Just jetzt trifft aus der Schweiz ein Brief vom „Volksrecht“ ein - Jonas ist „gefeuert“. Er muss an alle möglichen Redaktionen seine Berichte senden, die, obwohl hochinteressant, meist zurückgewiesen werden. Im Kibbuz muss er Kühe melken, Seife sieden, Klempern, schteinern etc... Studierte hat es mehr als genug in Israel! Der Kibbuz-Alltag wird in allen Einzelheiten geschildert. Geld und Lohn gibt es nicht. Selbst die Kleidung ist kollektives Eigentum. Die Schilderungen sind sehr anschaulich. Vom Volkstanz im Kibbuz z. B. schreibt der Schriftsteller:

Am märchenhaftesten indes waren - jedenfalls für mich - die Wochenenden!

Der ersehnte Klang der Eisenschiene, der am Freitagabend zum Tanz im Chada Ochel lud.

Die Tische längs der Wände hochgetürmt, die Stühle auf den Tischen.

Wir in einem weiten Kreis, in weissen Hemden, dunklen Hosen, frisch gewaschen.

Zwei, drei Instrumente intonierten das Motiv, das von den Sängern aufgenommen wurde.

Langsam kam Bewegung in die Runde: Aufstampfen, mit dem rechten Fuss ein kleiner Hüpf, Sprung!

Das Lied vom Wasserholen. Als nächstes das von der Gazelle. Aufstampfen, Hüpf, Sprung! Arme vor, zwei Schritt zur Mitte, zwei zurück, mit jeder Runde schneller. Dazu der Gesang, mit jeder Runde kräftiger. Nun packte es auch die, die ausserhalb des Kreises standen

Sie fingen an, den Takt zu klatschen, ihn mit Fäusten gegen die Wand zu trommeln, immer lauter, immer heftiger. Wir tanzten ohne Pause, tanzten unsere *Hora*, waren nur noch Rhythmus und Bewegung, waren trunken von der Melodie, stampften, drehten uns in einem Rausch, wie ihn kein Wein, kein Hasch, kein Opium, kein LSD bewirken können, tanzten bei Orangensaft und fadem Tee bis Mitternacht, bis in den nächsten Tag hinein . . .

Etwas eigentümlich Kultisches schwang im Zauber dieser langen Hora-Nächte mit, ein Bekenntnis heisser Sehnsucht nach Gemeinsamkeit, Geborgenheit, die verschlüsselte Beschwörung eines Bundes. Und solange die Chawerim, die es aus Czernowitz und Craiova, aus Bucureşti, München und Berlin in die kargen Berge Ephraim verschlagen hatte, miteinander tanzten, solange sie, bald Hand in Hand, bald die Arme auf den Schultern ihrer Nebentänzer, stampfend, dröhnend ihre Runden drehten, hingegeben der Magie des Rhythmus und der Melodie, schienen sie tatsächlich wie verwachsen miteinander, schienen alle Schranken, alle Gegensätzlichkeiten aufgehoben und sogar – für Augenblicke wenigstens – das Leid, das jedem dieser Menschen widerfahren war. Denn sie alle waren Ueberlebende.

Den Hora-Nächten voller Selbstvergessenheit folgte nach dem Schabbes-Mittagessen der obligate Ausflug. Wir spannten einen Oliver-Traktor vor einen Hänger, stellten auf dessen Plattform Bänke und fuhren auf Besuch zum Nachbarn, zum Kibbuz Weldler, wo manche Chawerim Verwandte hatten.

Oder wir ritten aus. Auf dicken Akkergäulen. Ohne Zaumzeug, ohne Sattel.

Jonas interessiert sich für die Judenfrage, für das Palästina-
menschenproblem, für die Situation der Araber. In seiner Freizeit be-
reist er auch gesperrte Zonen - und macht sich dadurch bei
seinen Kibbutzfreunden verdächtig. Erneut kommen die
Erinnerungen an die Schulzeit in Zürich, an jüdische
Mitglieder, die eine Zeitlang in der Schweiz Zuflucht ge-
funden hatten und von hier nach Amerika oder Israel
weiterreisten.

Wieder ist Jonas auf der Suche nach der grossen Reportage
wieder auf "Odyssee". Per Schiff gelangt er nach Benghazi. Li-
byen ist ein einziger Stützpunkt ausgebraunter Schiffe,
Panzer, Kanonen und Militärflugzeuge. Mit seinem ungültigen
Presseausweis und mit viel Unbekümmertheit gelingt es Jo-
nas, die Trümmerfelder von Rommels und Montgomerys
Schlachten zu besichtigen. Meist noch: Ja er der erste Tour-
malist ist, der "herbeigeeilt kam, um die Welt zu orientieren",
stehen ihm alle Türen offen.

Auf seiner weiteren Jagd nach Storys bleibt Jonas durch
Zufall in Sizilien hängen. Was er hier erlebt und ausführ-
lich beschreibt ist ebenso fesselnd wie seine Israel be-
richte. - Per Abstecher zurück ins Elternhaus bietet ihm
noch einmal die Chance, sein Studium aufzunehmen. Im
Internat in Trogen und in seinen Liebes-Erlebnissen im
Kinderdorf Pestalozzi verborgen ist wahrscheinlich viel
Autobiographisches. Doch der unruhige Geist treibt den
Schriftsteller erneut aufzubrechen.

Villain verlor sein Herz in der DDR und blieb
dort. Er schrieb rund zwanzig Bücher, z. B. "Jamals in
Allenwinden", etc. etc. Kurz und gut "Junges Mann aus gute
Haus" ist ein lesenswertes, spannendes Buch, das soeben im
Fyztglogge-Verlag, Jümligen, erschienen ist.

John Karl holte mich am 16. Febr. 1991 um 11.41 Uhr beim Bahnhof in Thun ab und in Steffisburg begrüßten mich die drei Buben wie junge Hunde. Sie rechneten natürlich damit, dass ich ihnen etwas mitbrachte. Einer nach dem andern hatten sie im Dezember, im Januar und im Februar Geburtstag, und jeder hatte traditionsgemäß Fr. 50.- erhalten. Adrian sparte sein Geld für die Anschaffung eines Snowboards, denn Snowboardfahren ist jetzt die neueste Wintersportmode. Doch ach, im Sportgeschäft musste er erfahren, dass so ein Ding für Kinder Fr. 460.- und für Erwachsene Fr. 620.- kostet! Ganz entsprechend seiner hilfsbereiten Art gab Bruder Joachim dem jüngeren Adrian sein Geld, d.h. die beiden kauften sich das Snowboard gemeinsam. Die Bindung wird für jeden Ausflug umgestellt, so dass einmal Adrian, ein andermal Joachim Snowboardfahren kann. Und die Kleinen werden selbständig: Ganz allein reisen sie mit dem Autobus über Schwarzenegg (umsteigen) ins Tal der Zulg hinauf nach Eriz und Innereriz am Fusse des Hohlgant. Dort befindet sich ein prächtiges Skigebiet mit Skiliften. Bei ihrem ersten selbständigen Ausflug hatten die Buben nicht beachtet, dass sie umsteigen mussten (auf dem Heimweg). Sie blieben im Bus, und als dieser nicht mehr weiter fuhr, waren sie irgendwo, nur nicht in Steffisburg. Sie sagten dem Buschauffeur, dass sie nach Steffisburg heimkehren müssten. Der Chauffeur, der eigentlich Feierabend gehabt hätte, fuhr mit den drei Kleinen in seinem grossen Bus von seiner Endstation extra nach Steffisburg!!!

Joel, der kleinste der drei Bubben besucht jetzt schon die dritte Klasse. Er spielt schon recht gut auf seinen beiden Trompeten.

Adrian zeigte mit seine Zeichnungen und Aquarelle und wollte unbedingt mit mit Tischtennis spielen. Er ist im fünften Schuljahr, d. h. bald ein Jahr in der Sekundarschule.

Joachim, im siebten Schuljahr, d. h. das dritte Jahr in der Sekundarschule, lernt fleissig Französisch und Englisch. Auf dem Klavier übte er ein recht aussprachvolles Præludium von Joh. Seb. Bach.

Am Sonntagabend, 17. Febr. 1991, kam ich mit drei Minuten Verspätung in Dietikon an, und zwar um 21.36 Uhr. Die Steffis burger hatten zwar nochmals mit mir musizieren wollen und darauf gedrängt einen weiteren Tag bei ihnen zu verbringen. Mich trieben die auf dem Dach in der Kälte zersprungenen Ziegel heim! Ich musste unbedingt am Montagmorgen den Dachdecker bestellen. „Das letzte Mal war es die Heizung, und jetzt ist es das Dach!“ hielt man mir vor. — Als ich um 21.50 Uhr das Haus betrat, stellte ich sogleich fest, dass es drinnen so kalt war wie draussen, d. h. etwa 6 Grad Celsius! Wieder hatte die Heizung versagt! Die Wassertemperatur in den Heizkörpern betrug 5 Grad die im Boiler noch 8 Grad! Ich zog eine dritte Unterhose und einen dritten Pullover an, erhitzte Wasser auf dem elektrischen Herd, um zwei Bettflaschen füllen zu können und verkroch mich im doppelt zugedeckten Bett.

Am Montag, 18. Febr. 1991, telephonierte ich schon um halb acht Uhr morgens dem Heizungstechniker in Niedereslenz und anschliessend vor Kälte zitternd dem Dachdecker. Mit dem Herdplatten und mit dem offenen Backofen beheizte ich die Küche und arbeitete dort an der Ortsdokumentation.

Als ich trotz allem kalte Füße bekam, setzte ich mich mit Lesestoff vor den Backofen und legte meine Füße auf die heruntergeklappte Ofentüre. Der Heizungsfachmann liess mich nicht im Stich! Er hätte mich ja einige Tage frieren lassen können! Gegen Mittag war er schon da, behandelte die verstopfte Füse und brachte die Heizung wieder in Gang. Nachmittags gegen drei Uhr tauchte auch der Dachdecker auf. Er wechselte zehn Ziegel aus, und ich half ihm dabei.

Natürlich musste ich mein Abenteuer nun, als alles wieder in Ordnung war, auch meinen Leuten melden. Ich telephonierte munter, stellte aber nach einiger Zeit fest, dass mir niemand mehr antwortete. Alles "Hallo - hallo" - rufen nützte nichts! Ich legte auf, um neu anzurufen, aber ach, kein Summen, nichts funktionierte mehr! Es war neun Uhr abends, und ich nahm mir vor, am nächsten Morgen in einer öffentlichen Sprechstation den Stördienst zu informieren. Nach einer halben Stunde klopfte jemand an meine Haustüre. Es war Frau Jostea, eine Nachbarin. Sohn Ueli hatte nach dem Telephonunterbruch zurück telephonieren wollen und immer nur das Rufzeichen gehört. Ich hatte nicht abgenommen, und er konnte sich die Situation nicht erklären. Er informierte die Nachbarin, welche man nachschaute, was mit mir los sei! Sie konnte Ueli beruhigen, mir fehle nichts, aber mein Appetat sei gestört. Wüh am folgenden Morgen informierte ich von einer öffentlichen Sprechstation aus dem Stördienst, der nach einem halben Tag den Schaden behob. Man läuft alles wieder normal

Brigitte Kronauer, geb. 1940 in Essen, lebt in Ham-
burg. Sie bekam den Fontane-Preis, den Kritiker-Preis des Süd-
westfunks und den Böll-Preis der Stadt Köln. Bis 1971
wirkte sie als Lehrerin; 1980 erschien ihr erster Roman
„Frau Mühlenbeck im Gehäuse“, später ihr zweiter „Rita
Münster“, der als „wundersamstes Stück Prosa“ bezeich-
net wurde. Ihr Erzählband trägt den Namen „Die ge-
musterte Macht“. Mit Joseph Conrad befasst sie
sich im Roman „Berthener Bogenschütze“. Neuer-
dings im Gespräch ist ihr Roman „Die Frau in
den Kissen“, erschienen 1990.

Wilhelm Busch meinte (zu Recht): „Fremder
Leute Seelenschmerzen gehen nicht zu Herzen.“

Als ich letztes Jahr im Juli eine Zeitlang das
Mittagessen im Altersheim einnahm, lernte ich eine alte
Dame, die Mutter eines ehemaligen Schülers kennen. Diese
Frau besuchte über das Wochenende, 28. u. 29. Juli 1990,
ihre Verwandten in Obstalden, und ich gab ihr
einen Guss für den Geigenbauer, für Herrn Isler, mit.
Von ihrem Ausflug zurückgekehrt, berichtete sie mir,
Herr Isler wohne nicht mehr im Bauernhaus, oben in
Obstalden. Dort wohne jetzt der Lehrer. Schon vor
Jahren besass der Geigenbauer eine Werkstatt mit
einem Verkaufsladen in Glarus. Offenbar ist er nun
mit seiner Familie ganz nach Glarus umgezogen.

Ich mache eine „Krise“ nach der andern durch. Am Freitag, 22. Februar 1991, sagte ich mir: „Du musst heute nachmittag von deinem Pult weg und wieder einmal hinaus, wenn möglich zu andern Leuten“. Um 14 Uhr 30 war ich im reformierten Kirchgemeindehaus, wo Pfarrer Hans Küenzi (ehemals in Ditzelflüh BE) einen Vortrag über Jeremias Gottknecht hielt. Ich traf kurz vor Beginn seiner Ausführungen ein und setzte mich ganz hinten an den einen der langen Tische. Gott waren die Frauen Schwer, Pott, Bät und Anselmini von denen ich keine einzige kannte, die mich aber freundlich begrüßten und sich mit vorstellten. Es war wie beinahe immer: Die Leute kennen mich, aber ich kenne sie nicht. Frau Schwer ist die Mutter einer ehemaligen Schülerin, Frau Pott die Frau eines ehemals bekannten Blasmusikers von Gietikon und Frau Anselmini verbrachte vor Jahren die Sommerferien in Italien am Meer, wo sie und ihr Gemahl, der Baumeister, im gleichen Hotel logierten wie mein Cousin in Pfotzheim. Ich sagte ihr, dieser Cousin, Karl Batth, der Fabrikant von Gold-Spritzguss-Gegenständen, müsse neuerdings jede Woche zweimal zur Dialyse im Spital erscheinen und Frau Anselmini berichtete von einem Bekannten, der mit der Hilfe von Angehörigen die Dialyse seit Jahren zu Hause durchführt. Frau Scholian wollte mich auch noch etwas fragen, doch der Vortrag, eingeleitet von der Gemeindehelferin, Fräulein Müller, begann.

Herr Pfarrer Haus Küenzi entpuppte sich als grosser Gott helf Kenner. Er redete anderthalb Stunden lang und zeigte anschliessend noch einige Dias. Gott helf, Terenzias, eigentlich Albert Bitzius, 1797 bis 1854, war nicht nur der schweizerische „Shakespeare“ (!) sondern auch Pfarrer, Lehrer, Pädologe und Politiker. Nach „Lützel flüch kam er am 1. Januar 1831 hoch zu Ross“ im Alter von 34 Jahren und blieb dort bis zu seinem Tod nach 23 Jahren. Gott helf wurde nur 57 Jahre alt - schrieb aber ein riesiges Werk von etwa vierzig Bänden, die in viele Sprachen, sogar ins Japanische übersetzt wurden. [NB. Auch das Japanische kennt eine Mundart, die das Bedeutende „einzigermassen wiedergeben kann!“. Wenn ich recht verstanden habe, war Pfarrer Küenzi nicht nur 22, sondern 40 Jahre Pfarrer in Lützel flüch, empfing dort ausser dem japanischen Übersetzer alle möglichen Besucher der Gedächtnisstätte!

Gott helf kam in Mutten als Sohn des dortigen Pfarrers Sigmund Bitzius zur Welt. Dieses Muttenet Pfarrer hatte drei Frauen (nacheinander), daher erklärt sich die Tatsache der Halbschwester Marie, die eine resolute Person gewesen sein soll. Ein jüngerer Bruder war ein Sorgenkind, das schliesslich in den fremden Militärdienst nach Neapel zog und dort ums Leben kam.

Ein Kernsatz oder Sprichwort ist jedem Schweizer bekannt: „Im Hause.....“ Dieser Ausspruch könnte von Pestalozzi, dem Volkserzieher, oder auch von Gottfried Keller stammen, was von vielen Leuten vermutet wird, wenn man sie nach dem Ursprung des berühmten Satzes fragt. „Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland“, stammt von Gott helf!

Von Muffen zog die Familie Bitzius nach Utzensdorf. Weitere Stationen im Gotthelfs Werdegang waren Göttingen (Universität) - Vikar beim Vater - Herzogenbuchsee - Bern (Heiliggeistkirche) - Lützelflüh. Von jedem dieser Orte gibts viel Interessantes zu erzählen. In Herzogenbuchsee z. B. aubierte Gotthelf fünf einhalb Jahre lang. Er gewann dort einen Freund fürs Leben, den Bauern Josef Buttkhalter. Mit dem Oberamtmanu von Effingen aber kam es zu Streitigkeiten, zu Kompetenzstreitigkeiten und Gotthelf sollte nach Aussoldingen strafversetzt werden. Doch er wehrte sich mit Erfolg und kam nach Bern. Dort war er nicht sehr glücklich. Die Kanzel in der Kirche ist sehr hoch oben, und er hatte Sprachschwierigkeiten wegen seines Kropfes (daher ist er auch immer mit einem malerischen Halstuch abgebildet!). Gotthelf verfasste ein Manifest gegen die patrizische Regierung, denn er war recht kampflustig, erkannte aber, dass er mit den Mächtigen nicht reden konnte. Er wollte sich daher - mit seinen Werken (Schulmeister, Hünebäbi, Döwäger = Schul- u. Korpfuscherprobleme) - direkt ans Volk wenden. Davon versprach er sich mehr! Die Regierung musste 1831 zurücktreten.

Gotthelf entwickelte klare, dem Volk verständliche Grundsätze. Er war gegen die Mode! Einer seiner wichtigsten Grundsätze ist die Treue. Ein Bauer soll drei Eigenschaften besitzen, er soll arbeitsam, häuslich und ehrbar sein... wie Freund Buttkhalter. Männer sollen die folgenden drei Eigenschaften aufweisen: Sie sollen guten Rat, ein

festes Wort und saubere Finger haben - Von den Frauen verlangt er verständigen Sinn, einen goldenen Mund (d. h. Liebe, Wärme, Anteilnahme) und eine offene Hand.

Als Gott helf 1831 nach Lützel flieh kam, war dort ein über 70-jähriger Pfarrer. Die Geistlichen konnten lebenslänglich im Amt bleiben, mussten aber, wenn sie die Amtsgeschäfte nicht mehr voll bewältigen konnten, auf eigene Rechnung einen Vikar anstellen. Als Bitzi³ beim alten Pfarrer anklopfte, ist anzunehmen, dass nicht der Greis sondern die lebenswürdige Helene Zehnder ihm die Haustüre öffnete und ihn begrüßte, die später seine Frau wurde.... Und hier wurde Albert Bitzius zum grossen Dichter Jeremias Gott helf.

Er sagte: „Was man am wenigsten begreift auf Erden, das ist der Mensch.“ Und doch hat er vor allem wunderbare Frauen prächtig geschildert und im Innersten verstanden - oder aus seinem Innersten gestaltet, so z. B. Mädeli, die Schulmeistersfrau, Oreneli, das mit dem Baumwollhändler aufräumte und den Ueli forchte, Meiel, das feinste von allen, das ist wie ein Röschen im Morgentau, die wätschhafte Glungebüüeti, --- warm und weitherzig wie ein Kachelofen im Winter“.... Und auch Männer, wie z. B. den Hagelhaus, Hausjoggeli der Erbvetter etc. --- Ja, man sollte Gott helf wieder lesen!!!

Auf Kaffee und Torte verzichtete ich. Beides wäre zwar gut, bekommt mir aber nicht.

In Zürich besuchte ich abschliessend einen

Vortrag von Hr. Niklaus Bigler, Idiotikon. Dieser gelehrte studierte Dialektologie und Musikwissenschaft in Bern und in Wien. Seine Doktorarbeit heisst „Mundartwandel im mittleren Aargau“ (Bern 1979). Nach mehrjähriger Tätigkeit am Berner Ortsnamenbuch kam er 1982 nach Zürich als Redaktor am Schweizerischen Wörterbuch (Idiotikon). Das Idiotikon wurde 1862 von Friedrich Staub gegründet. Anwesend am Vortrag vom 22. 2. 1991 waren verschiedene Verwandte Staubs, so z. B. die Frau eines Enkels u. a., sowie mehrere Professoren und Fachleute der Mundartforschung und der Mundartvereinigungen. Von Staub sind beim Idiotikon viele Briefe gelagert, die er seiner Frau und anderen schrieb, wenn er für seine Forschungen unterwegs war. Diese Briefe sind auffallend frisch, lebendig, munter und anschaulich. Schon Staub erforschte nicht nur die deutschen Mundarten nördlich der Alpen sondern auch die der Walser im Pomatt, der Südwalser, Pomatter und Bosco. Guriner. Es dauerte von 1862 bis 1882, zwanzig Jahre, bis das erste Heft des Idiotikons veröffentlicht werden konnte... und heute ist man noch lange nicht fertig. Ich glaube die Arbeit steckt immer noch bei Buchstabe W. Hr. Bigler befasste sich in seinem Vortrag vor allem mit den Briefen Staubs. Dieser hat schon 1864 im Pomatt (im Tal der Toce: Tosa, nördlich Tomodossola) für Krankheit „das Wort „Siechtag“ und für Hochzeit „das Wort „Bröllop“ festgestellt. Das ist interessant. Ich besitze aus Gotland in Schweden ein Musikstück „Gotlands Bröllopsmarsch“. „Bröllop“

zieht sich also vom hohen Norden durch Dänemark und
Deutschland bis zu den Walsern und mit diesen über die
Alpen bis nach Norditalien (Tomodorsola). Über diese
Sprachprobleme veröffentlichte ein Forscher (Schott*) 1839
nach einer acht Tage dauernden Reise zu den Südwalsern ein
340 Seiten umfassendes Buch! Dieser Herr hatte nur wenige
Ferien-tage, er war Lehrer an der Kantonschule Zürich. Die
Unterschiede zwischen der Aussprache der westlichen und
der östlichen (Bosco-farin) Südwalser wurde an vielen Bei-
spielen dargestellt: westlich e Strel, Ches, Chäs; östlich: ä Chäs..
Auch für den Wortschatz gab's viele interessante Beispiele, so
westlich Ustag, Ustig, Ustüig; östlich Lantü, Lantig für Frühling.
Bei den Walsern gibt es für „Onkel“ zwei Wörter! Der „Echi“
ist der Bruder der Mutter, und der „Eker“ der des Vaters.
Diese Wörter sind verwandt mit dem bündnerischen
„Öli“. „Brüech“ sind Hosen. Daneben besteht, romanisch
beeinflusst „Pantalung“, und „Hose“ mit der Bedeutung
Stumpf.“

“ In seinen Briefen von 1864 regt sich Friedrich Staub
ganz gewaltig auf über das Verhalten der Leute im Urse-
rental und im Bedrettal und in andern Alpentälern
Er „erschauert“ sich über die Abholzerei, was zu La-
winen, Geröllhalden und Armut führe und das Land
in seiner Entwicklung mehrere hundert Jahre zurück-
werfe. Er war der Meinung, der Bau von Strassen (Ei-
senbahnen („Firtstrasse“, „Fertstrasse“, „Tschewäg“ von „strada
ferrata“!) gab es damals erst in kleinen Anfängen) könn-
ten mehr Bildung in die abgelegenen Täler bringen und
das Abholzen der Wälder verhindern, den Unverstand
und die Selbstsucht der Menschen zurückdrängen.

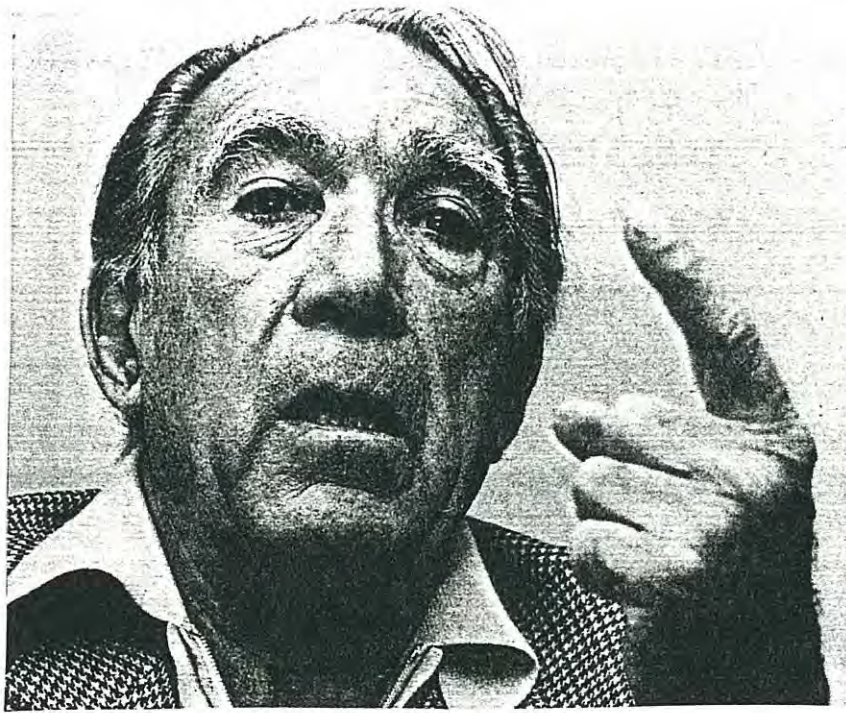
Die „Antiquarische Gesellschaft Zürich“ förderte, un-
terstützte und trug das Idiotikon in dessen Anfangs-

* Albert Schott!

Ziten. Da die Zuziner ihre deutschen und lateinischen Urkunden nicht lesen konnten [Vertrauen zu Staub gefasst hatten] schickten sie diese zur Übersetzung ins Walserdeutsch nach Zürich. Von 1865 bis 1868 übersetzte Staub gratis 165 Pergamente und 300 Papierurkunden. Später meldeten sich noch weitere Gemeinden aus dem Maggiatal, die auf den Höfen Urkunden gefunden hatten, und die erfahren hatten, dass man in Zürich alles gratis übersetzen lassen könne! So wurden fürs ganze Maggiatal lateinische Urkunden übersetzt - begreiflich, dass das Idiotikon nur langsam vorwärts kam!

Im Jahresbericht 1988 sind nach der Betriebsrechnung und den Ausführungen des Vorstands (Regierungsrat Hr. Gilgen und Professor Peter Galcher) unter dem Titel „Eine Kundfahrt zu den Südwalsern vor 125 Jahren“ viele Briefe Friedrich Staubs an seine Frau abgedruckt, eine sehr unterhaltsame Lektüre! Total 35 Druckseiten.

Zurück an der Holzmatte schaute ich mir noch den berühmten Film „La Strada“ von Federico Fellini an, der unterdessen vom Videorekorder aufgenommen worden war. Hauptdarsteller sind Giulietta Masina und Anthony Quinn!



Quinn 1990 im
Schloss Schwarzenbach
bei Wil SG, wo seine
Werke ausgestellt
waren (Nichts
unter Fr. 1000.-; das
feinste Ölbild
kostete Fr. 250 000.-)
Geld interessiert ihn
zwar nicht; er sucht
Anerkennung als
Künstler.

Der Filmschauspieler Anthony Rudolph Oaxaca Quinn ist nun 75-jährig. Er stammt aus Mexiko, wo er als Sohn eines Iren und einer Mexikanerin aztekischer Abstammung zur Welt kam. Verheiratet ist er mit der Italienerin Jolanda Addolori und hat drei Töchter aus erster Ehe und drei Söhne aus der zweiten mit Jolanda. Bevor er Berufsschauspieler wurde, war er Zementmischer, Landarbeiter, Taxifahrer, Schlachthofmetzer, Boxer und Architekt. Der Filmstar ist auch Maler und Bildhauer und seine Werke gleichen denen von Picasso, Matisse und Moore. In 50 Jahren hat Quinn gegen 270 Filme gedreht, darunter so berühmte wie „La Strada“, „Der alte Mann und das Meer“ und „Alexis Sorbas“.

Neben dem Haus Postbuch-Nr. 8 erkannte mich Frau Weiskopf, kam heraus und plauderte mit mir. Sie erkundigte sich nach meinen Söhnen und Enkelkindern.

Das war am 28.2.1991, 15 Uhr 13 bis 15 Uhr 17. Dann läutete ich bei der vorderen Haustüre, stieg die Treppe hinauf, und als ich dich gesehen hatte, verließ ich das Gebäude durch die hintere Türe. Bei deinem Händedruck fiel mir auf, dass dein Handgelenk nicht „knackte“ und dass deine Finger viel kräftiger geworden waren. Es macht mich glücklich, dass ich dir an diesem denkwürdigen Nachmittag mit den israelischen Tänzen eine kleine Freude machen durfte. Hoffentlich hast du den gewünschten Erfolg damit. Ich wäre sehr froh, wenn ich erfahren könnte, wie die Tänze in Klo-

ten aufgenommen wurden. Westhalb eigentlich müssen es lauter israelische Tänze sein?

Sich interessieren noch einige Daten:

- 21.3.1991 Offenes Tanzen mit der Adliswilser Stubenmusik - Kirchengemeindehaus Zeh-Oberstrass. 19.30 Uhr - 22.00 Uhr.
- 4./5. 5.1991 Frühlingstreffen ASV Luzern: Kopie beiliegend (Einladung und Tanzprogramm).
- 27.6.1991 Offenes Tanzen mit der Familienmusik Hauses, Kirchgemeindehaus Zürich-Oberstrass.
- 13.-20.7.1991 Sing-, Musik- und Volkstanzwoche Wildhaus. Die Einladungen sind noch nicht verschickt worden!
- 3.-10.8.1991 Landinella-Volkstanzwoche in St. Moritz. Die Eingangshalle, aber auch die Aroen Stube und die Bibliothek sind umgebaut worden. Die neue Leitung des Kulturzentrums ist nach zwei Jahren auch schon wieder zurückgetreten! Wer jetzt dort das Sagen hat, wussten Alice und Hans-Walter Maurer auch nicht. Auch ob die Woche schon ausgebucht ist, konnten sie mir nicht sagen. Die beiden hatten mich zum Mittagessen in ihr Einfamilienhaus nach Ringlikon, Stallikerstr. 53, eingeladen. Wir hörten die englischen (BBC-) Nachrichten und besprachen Golfkriegsprobleme, Inge Baers kaputtes Knie, Erwin Leising's Faturoperation und Renate Fretlers Sorgen. (Ihr Vater ist krank). Auch von den Landinella-Rundscheiben lege ich dir Kopien bei, dass du dir besser überlegen kannst, ob du mitmachen willst.
- 2.-7.9.1991 Klassenlager im Grobethaus, Klosters-Golf. Ich soll dort mit einer Gruppe aquavellieren und mit allen tanzen.
- 27.9.-12.10.1991 Herbstferien auf den aeolischen Inseln (Lipari, Vulcano - Stromboli etc..).

12. - 19. 10. 1991 Es. mit Turn-, Wander- und Volkstanzgruppe
(Senioren) im Kulturzentrum Hepp- im Haus.

Saatkartoffeln werde ich am Montag, 4. 3. 1991, einkaufen und für von jeder Sorte einige zur stellen. Sie müssen aber an einem frostfreien und hellen Ort vorgekeimt werden. Lege sie auf einem Kartonteller mit den weiten Knospen nach oben nebeneinander und lass sie ruhig etwa 3 Wochen liegen. Die Knollen nicht herumrollen, sonst brechen die Keime ab. Diese sollen kurz und grün sein, und dazu benötigen sie Licht. Die frühe Sorte wird Mitte bis Ende März ausgepflanzt, die späteren Sorten erst im April. Vorkeimen in ungeheiztem Raum. Vielleicht steht genaueres im Gartenbuch; bitte nachschlagen!

Martina Krasser, die nach Afrika reisen will, bekam von ihren Impfungen Fieber und Schüttelfrost.

Moroxin hat bei mir "Wunder" bewirkt. Wie's weiter gehen soll, werde ich am 12. 3. 1991, 11.00 Uhr bei Dr. Pupato erfahren. In der Sprechstunde werden wir zwar auch über die musikalische Schulung des jüngsten Sohnes der Pupatos reden.

Gelesen von Eudora Welty: "Die Anfänge eines Schriftstellers", erschienen im Klett-Verlag (Klett-Cotta-Verlag) Stuttgart 1990. Die Verfasserin des Buchs wurde 1909 in Jackson, Mississippi, geboren. Die Familie lebte später im Staate Ohio, und einmal ist die Rede von drei Welty-Brüdern Edward, Walter und Eudora. Offen-

ber ist „Eudora“ doch ein männlicher Vorname. Er sieht zwar nicht im Judentum, Vater Eudoras war Beamter einer Versicherung, die Mutter las den Kindern viel vor, und die schwarze Näherin erzählte ihnen spannende Geschichten. Ein wichtiger Satz: „Das Schreiben bringt mir Zufriedenheit.... Ich schreibe nie im Zorn.... Gefühle altern nicht...“ Die Weltys waren ursprünglich deutsch-schweizer. In Ohio wurde die Mutter der Mutter besucht. Die Klavierlehrerin, Miss Eckhart, offenbarte ihr Inneres und wirkte als Vorbild für den werden den Schriftsteller, den eine Leidenschaft für sein eigenes Lebenswerk, für seine eigene Kunst, erfasste. Er wagte das Risiko, sich ganz zu offenbaren. „Das ist eine Wahrheit, die Miss Eckhart und ich gemein haben.“ Natürlich steckt etwas vom Schriftsteller in allen seinen Figuren, und die Erinnerung an selbst Lebtes....

Ich sah, dass Du das Weltgeschehen am Bildschirm verfolgst. Kennst Du auch die Sendung „Presseclub“ ehemals „Internationale Frühstück“? Sie kommt jeden Sonntag am ersten Deutschen [ARD] und dauert von 12.00 bis 12.45 Uhr. Wenn ich zu Hause bin schaue und höre ich mit diese Diskussionen immer an, und ich weiss, dass auch mein Cousin in Deutschland (der an der Vialyse) diese Sendung gerne einschaltet. Es diskutieren jeweils Journalisten aus verschiedenen Ländern ein aktuelles Thema; da ereifern sich z.B. ein Amerikaner, ein Israeli, ein PLO-Vertreter, ein Deutscher, ein Russe und ein Franzose...! Falls Du diese Sendung noch nicht entdeckt hast, möchte ich sie Dir dir-

gend empfehlen.

Was ich auch regelmässig anschauen – oder bei Abwesenheit aufs Videoband aufzeichnen – das sind die verschiedenen „Gesundheits-Sendungen auf verschiedenen Sendern. Diese Sendungen laufen unter ganz verschiedenen Bezeichnungen, „Schirmbild“, „Gesundheit am Ersten“, „Makut und Medizin am Zweiten“, „Sprechstunde“ 133, etc....

Und dann sind da noch die wunderschönen, klassischen Konzerte mit erstklassischen Künstlern, die klassischen Theaterstücke, Opern und Operetten....

Heute, Sonntag, 3.3.1991, spielte ich mit unserem Orchester im Alters- und Pflegeheim „Badewiesen“ in Disch-Albistrüden von Antonio Caldara (1670 bis 1736) „Sinfonia No. 12“ (La passione di Gesù Signor nostro. 1730) und von Wolfgang Amadeus Mozart „Ave verum corpus“ Motette für vierstimmigen gemischten Chor, Streicher und Orgel, KV 61. Anschliessend an diese Sonntagvormittagsveranstaltung bekamen wir noch Kaffee (Milch) und Gipfeli etc. etc.

Am Freitag, 22.3.1991, 20.15, in der neuen Kirche Albistrüden, Günstersstrasse 54, werden wir die gleichen und einige weitere Karfreitagswerke spielen.

Vie Übersetzungen der israelischen Texte interessieren mich immer noch.

Herr,
wie Du willst, soll mir gescheh'n,
und wie Du willst, so will ich geh'n;
hilf Deinen Willen nur versteh'n.

Herr,
wann Du willst, dann ist es Zeit,
und wann Du willst, bin ich bereit,
heut und in alle Ewigkeit.

Herr,
was Du willst, das nehm' ich hin,
und was Du willst, ist mir Gewinn;
genug, dass ich Dein Eigen bin.

Herr,
weil Du's willst, drum ist es gut;
und weil Du's willst, drum hab ich Mut.
Mein Herz in Deinen Händen ruht.

Sel. Pater Rupert Mayer SJ

MuttENZ, 4. März 1991

Traueradresse:
D. und J. Wirth-Nebiker
Sonnenbergstrasse 55
8032 Zürich

Unsere liebe

Elisabeth Wirth

1958-1991

durfte heute ihren Erdenweg beenden und in die geistige Welt zurückkehren.

Doris und Johannes Wirth-Nebiker
Franziska und Rolf Naegeli-Wirth mit Bettina, Roland und Marietta
Andreas und Renate Wirth-Ruf
Armin und Margaretha Wirth-Erni
Freunde und Verwandte

Trauergottesdienst
am Freitag, den 8. März um 10.30 Uhr in der katholischen Kirche
in MuttENZ

Anstelle von Blumenspenden
gedenke man des Vereins Selbsthilfegruppe Freyzytlaade Basel,
PC 40-34969-9

Freitag, 5.3.1991, war wieder ein recht „turbulenter“ Tag für mich. Am Vormittag besprach ich mit Herrn H. Hux in der Kantonalbankfiliale Wädwil die Erbschaftsprobleme, die durch Marias Tod entstanden sind. Die neue S. Bahnlinie Tétikon - Zürich - Stadelhofen - Wädwil ermöglichte, dass ich am frühen Nachmittag schon wieder zu Hause war, wo dringende Arbeiten auf mich warteten, wie z. B. Ortsdokumentation, Übersetzung der Tannerschen Chronik, Steuererklärung etc. etc. Am Abend kam dann noch von Kollege Karl Kober ein ganz verzweifelter Telefonanruf. Seine Frau hatte ihn in eine Situation hin einmanövriert, der er nicht gewachsen war. Was war geschehen?

Eine Bekannte von Bergdätikon hatte Frau Kober geklagt, die bisher sehr angesehene und gute Volkstanzgruppe von Kindhausen drohe unterzugehen! Nach irgend einem Krach hatte die Leiterin die Gruppe verlassen, und Frau Kober hatte die Anruferin getröstet und gesagt, das sei absolut kein Problem, ihr Mann könne ohne weiteres für eine Übergangszeit einspringen, so lange, bis geeignete junge Leiter gefunden seien. Es fand dann tatsächlich eine Probe mit Karl Kober statt, in der er feststellen musste, dass die Kindhäuser Volkstänzer die schönsten und kompliziertesten Schweizer Volks-

tänze viel besser beherrschen als er, der vor zwanzig oder mehr Jahren eine Zeitlang bei Richi Holz getanzt hatte. Bei einem Besuch und Gegenbesuch bei einer süddeutschen Volkstanzgruppe hatte er übrigens seine Frau kennen gelernt! Und was tanzte Richi damals? Beinahe ausschließlich nicht schweizerische Volkstänze, und solche wollten die Bergdiätiker nicht lernen, denn sie sind eine Untergruppe der Trachtenvereiner, abgesehen davon, dass Karl Kobler in der langen Zeit beinahe alles wieder vergessen hat! Kurz und gut, er telefonierte mit mir, da er sich nicht ein zweites Mal blamieren wollte. Er sagte, er hole mich um 19 Uhr 50 ab, damit ich ihm helfe!!!

Ich konnte ihm seine verzweifelte Bitte nicht abschlagen. Wir fuhren nach Kindhausen, holten den recht guten Handörgeler ab und trafen im Schulhaus eine muntere junge Tanzgruppe aus lauter echten Paaren. Er spielte uns Anneliwalzer, Spinnradmazurka, Trois jeunes filles ont tant dansé..., Foccolitanz und Vierschrümpolka, und mit Koblers Tonband probierten wir noch zwei ausländische Tänze.

Obwohl es am Freitagabend recht spät geworden war, bis ich endlich ruhen konnte, war ich am Mittwochmorgen schon vor 8 Uhr in Schlieren. Das Auto musste zur Abgaskontrolle gebracht werden. In der Schule kopierte ich anschliessend

Musiknoten für den Bergdiätiker Handörgeler.

Zu Tiefkühlfach fand ich einen Pizzateig vom Juli 1990 (!) und entschloss mich, eine Pizza zu backen. Als der „Boden“ zehn Minuten bei 75 Grad vorgebacken war, garnierte ich meine Pizza mit dem, was ich gerade vorrätig hatte: Geyertzer Käse (in Würfelchen geschnitten), zwei „Wienerli“ (statt Schinken - in „Rädli“ geschnitten), zwei schön rote Tomaten (zerstückelt) und etwas Magerjoghurt. Meine Pizza wurde bei 250°C in 20 Minuten ganz annehmbar!

Nun aber muss ich mich beeilen und Hemde glätten. Ich habe erkannt, dass ich dabei alle Knöpfe öffnen muss; wenn sie zugeknöpft bleiben, wird das Hemd vorn glatt und hinten werden Falten in den Stoff gebügelt. Da ich noch viele begonnene Arbeiten im Büro liegen habe und ausserdem aufs Passionskonzert üben sollte, rast mit die Zeit davon!

Als ich heute, Freitag, 8.3.1991, beim Gattentötle eine Stunde zurückschmitt, kam eine Frau aus der Gegend vorbei, die vom Einkaufen ^{heim}kehrte. Sie grüsste mich mit meinem Namen und fügte bei, offenbar verrichtete ich nun sämtliche Arbeiten, die früher meine Frau besorgt habe. Ja, entgegnete ich, ich hätte schon einiges gelernt, manches gelinge mir aber noch nicht ganz, so z. B. das Glätten der Hemden. Frau Bugmann - ich musste sie zuerst nach ihrem Namen fragen - belehrte mich,

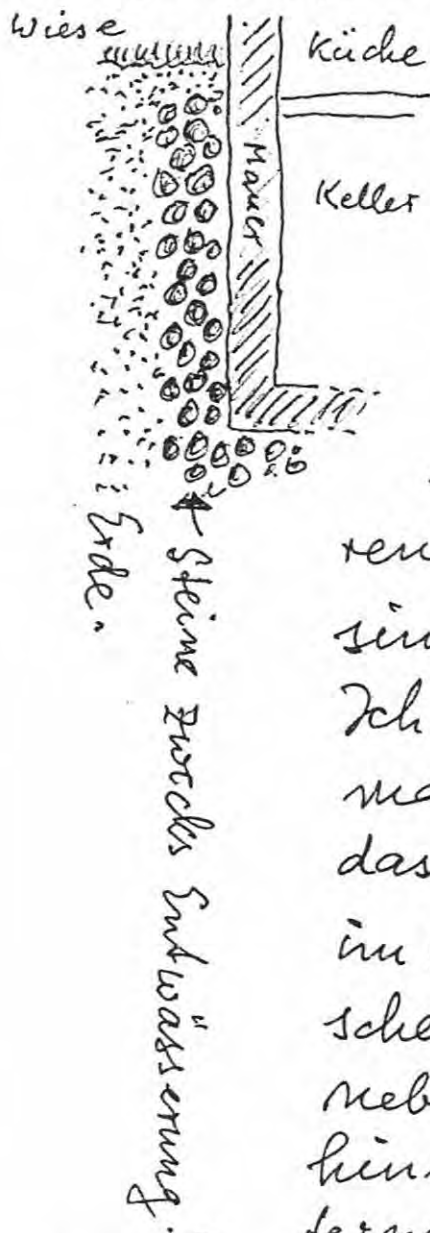
ich müsse oben beim Kragen beginnen und das ganze Hemd „links“, d.h. innen glätten! Ich hatte immer unten begonnen, mit dem Hintergedanken: „Falls etwas passiert, falls z. B. das Eisen den Stoff verbrennt, dann ist dies weniger schlimm am Hemdzüpfel. Am Kragen wäre das ganze Hemd verdohten.“

Als wir so am Plaudern waren, kam noch Herr Bräm, Landwirt, mit seinem Bruder vorbei, um alle meine Apfelbäume, den Quittenbaum und die Tanne zurückzuschneiden. Herr Bräms Vater war um 1940 ein Schüler von mir, ein sehr guter Zeichner und Maler, der heute noch malt. Bräms Schwester, Frau Wiederkehr, tanzt in der Bergdiätiker Volkstanzgruppe. Seit 1982 schrieb ich auf, wann die Bäume geschnitten wurden und was diese Arbeit kostete. Es war immer im Februar (1991 erstmals im März) und die Kosten stiegen von Fr. 35.- auf Fr. 70.-, obwohl die Zahl der Bäume von 13 auf 8 abnahm. Ich bekomme zwar auch so noch viel zu viel Obst. Viele Äpfel sind nicht ganz erstklassig, da ich die Bäume nicht gegen Schädlinge Schorf und Mehltau spritze, und das hat zur Folge, dass ich fleissig Apfelweins einkochen muss.

Den kommenden Sonntag werde ich in Meilen verbringen, wo Brigitte (verspätet) Geburtstag feiert. (geb. 7. 3. 1951).

Ich sende diesen Brief ab, damit Du rechtzeitig das Neueste erfährst... (z. B. Elisabeth Wirth).

Da ich ja morgen, 10. 3. 1991, nach Meilen fahren werde, bringe ich dir den Brief gleich selber im Vorbeiweg! Ich habe auch - zweiter Versuch - einige Schneeglöckchen ausgegraben. Ich weiss nicht so sicher, ob die Mäuse keine ersten aufgefrassen haben*. Die Pflanzstelle nahe bei der Hausmauer ist vielleicht ungünstig, denn dort befindet sich bei vielen Häusern eine Steinschicht, damit sich an der Mauer



kein Wasser ansammeln und das Haus beschädigen kann. Auch ist die Kellermauer aussen oft mit Teer bestrichen, was viele Pflanzen gar nicht lieben. Schneeglöckchenzwiebeln sind

sehr heikel. Wahrscheinlich waren sie zu lange auf der Post und sind unterwegs ausgetrocknet.

Ich habe alles im Gartenbuch nochmals nachgelesen und erfahren, dass diese Pflanze schweren Boden im Halbschatten und unter Gebüschern liebt. Man müsste also neben der Küchentüre tief genug hinuntergraben, allfällige Steine entfernen und auf eine Tiefe von etwa

35 Zentimetern für gute Erde sorgen - wenn verblüht, dann versetzen, nicht jetzt gleich.

Am 7.3.1991 kam Bix, d.h. Brigitte Schlatter Altorf, die Tochter meiner Schwester, aus Nordemwald, AG, zu mir und kochte herrlich munde-nde chinesishe Speisen. Bix erlernte diese Kunst in Amerika, wo sie rund zwanzig Jahre gewohnt und gearbeitet hat. Von Beruf ist sie medizinische Laborantin, und sie denkt wahrscheinlich, so allein koche ich mit doch nichts Rechtes und sie müsse von Zeit zu Zeit etwas nach helfen.

Da ich rein nichts von dir höre, nehme ich an, Du seiest in Kloten streng beschäftigt und habest daher meinen von mir persönlich nach Feldmeilen gebrachten Brief noch gar nicht gefunden. Ich steckte ihn am 10.3.1991 um 11 Uhr 10 in deinen Briefkasten und fuhr dann weiter zur Luxus - Geburtstagsfeier von Schwiegetochter Brigitte Klein - Boessinger in Meilen. Brigittes Eltern, ihre Schwester Trudi und ihre Tante, die Klavierverkäuferin [bei Hug, Basel], sowie die mit der Familie sehr befreundete Nachbarin ("Tante Utegit" = Frau Kindlimann - verwitwet) waren auch anwesend. Es verlief alles ganz nach Fr. Boessingerscher Formlichkeit und Höflichkeit. Das Festessen begann mit dem üblichen Apéritif und dem unverfänglichen Geplauder und dauerte alles in allem drei Stunden. Zuerst assen wir Salat auf Luxus Festgeschirr. Natürlich brannten Kerzen zwischen den Blumen. In zwei "Caquelons" auf

handgeschmiedeten Brennern wurde gewürzte Fleischbrühe erhitzt und zwar vor unseren Augen auf dem Tisch. Barbara und Daniela servierten „gekount“ auf silbernem Platteau die vom Metzger phantasie reich arrangierten und geschmückten Fleischstückchen, die man an langgestielte, zweizinkige Gabeln steckte und in der heißen Fleischbrühe gekochte. Die flinken Serviererinnen beobachteten genau alle Gäste, lieferten „Pommes chips“ und sieben verschiedene cremige Saucen von denen die Mayonnaise die „ordinärste“ war, alle in hübschen Gefäßen ...“. Vor dem Vessert fand die Geburtstagsbescherung statt mit Gedichten und ganz respektablen Geschenken, z. B. besticktes Tischtuch mit zwölf bestickten Servietten, Silberdose,

Am Dienstag, 12.3.1991, reiste ich ganz zuversichtlich mit der Bahn nach Zürich zum Spezialarzt. Ich hatte das Gefühl wieder ganz gesund geworden zu sein. Doch ach - die Kur muss von vorn begonnen werden, denn es wurden weitere gefährliche Bakterien (mit den schönsten Namen !!) gefunden. Da der jüngste Sohn der Arztfamilie mit dem Cellospielen beginnt, besprachen wir auser medizinischen auch Musikprobleme und ich schenkte der Frau Doktor das Monatsblatt „Zehn Jahre Musikschule Tietikon“, das auch grundsätzliche über die Musikausbildung enthält.

Die Volkshochschule Dietikon hat mit ihrem „Volkstanzkurs für Jedermann“, immer am zweiten Mittwoch des Monats (ohne August) weiterhin guten Erfolg.

Am Donnerstag, 14. 3. 1991, besprach ich mit Kollege Sepp Hinder im Ortsmuseum die Lichtbilder, die ich für meinen Vortrag vom bevorstehenden 25. Oktober ausgesucht habe.

Immer wieder begehe ich unverzeihliche Dummheiten! Ich hatte gewaschen und die Wäsche im Vorkeller und in der Waschküche aufgehängt. Damit sie rascher und besser trockne, sorgte ich für Zugluft, indem ich die Fenster öffnete. Nach einigen Tagen stellte ich hinter der Waschmaschine eine kleine Wasserlache fest, trocknete auf, konnte mir aber die Herkunft des Wassers nicht erklären. Auch Frau Karas (Haushaltshilfe, 1 Std. jede Woche) tastete alles ab und wusste keinen Rat. Erst als ich den Hauptkahn zuge dreht hatte, hörte das kleine Bächlein auf, quer durch die Waschküche zu fließen. Da telefonierte ich dem ortsausässigen Speng-

ler, der aber gar keine Lust zeigte, meine Waschma-
 schine und meine übrigen Wasserbahnen in Küche
 und Bad zu kontrollieren. Bei jeder weiteren Wä-
 sche wurde der Boden der Waschküche nass, aber
 der eigentliche Waschvorgang verlief problemlos.
 Schliesslich fragte ich in der Firma im Zug nach der
 Adresse ihres "Servicemanns" im Limmattal und liess
 diesen kommen. Dieser öffnete die Maschine und
 rief: "Das sieht ja schrecklich aus!" Ich sah nur
 die komplizierte elektronische Schaltein-
 richtung und gar nichts "Erschrecken-
 des". Der Fachmann zeigte mir an
 einem kleinen Zylinder, dass sich der
 obere Abschlussdeckel einen halben Milli-
 meter nach oben gewölbt hatte, so dass hier Was-
 ser austreten konnte. Dieser Zylinder musste
 durch einen neuen, dichten ersetzt werden.
 Die eiskalte Zugluft hatte das Wasser im blau-
 en Zylinderchen gefrieren lassen, und dadurch
 war das Deckelchen abgesprengt worden.
 Auch die Geranien und der Kaktus - er hatte
 letztes Jahr gleichzeitig 157 schöne, grosse,
 rote Blüten - sind bei dieser Gelegenheit
 erfroren! So etwas summes ist all die Jahre
 nie passiert! Mit dem Haarföhn trockne-
 ten wir sorgfältig die ganze Maschine, die
 in einer Viertelstunde einwandfrei geflickt
 worden war.



Etwa eine Woche später meldete sich auch der
ortsansässige Spengler. Er sorgte dafür dass der Küchen-
wasserhahn nicht mehr tropft, und dass der an der
Badewanne leichter funktioniert.

Am Samstag, 16.3.1991, fuhr ich mit sieben
weiteren Personen der Heimatkundekommission über
Sargans nach Seunwald, SG, im Rheintal zur Be-
sichtigung der Hammerschmiede, wo drei grosse
Wasserräder die riesengrossen Hämmer heben und
fallen lassen etc... Das Schmiedehandwerk muss
leider aussterben, da die handwerkliche Herstellung
von Schaufeln, Äxten, Hufeisen viel zu teuer wird.
Das ist ja auch der Grund weshalb das Ortsmuseum
Diätikon eine komplette Schmiedeeinrichtung ge-
schenkt erhalten hat (von Schmied Fuchser).
Ende Mai 1991 wird unsere Eisen- und Schmiede-
ausstellung im Ortsmuseum eröffnet werden,
z. Teil auch mit Gegenständen aus Seunwald.
Von hier gelangten wir über Wildhaus nach
Alf-St. Johann zum Mittagessen und weiter
über Wattwil nach Balzenheid zum Toggenbut-
ter Werkzeug- und Schmiedemuseum, wo die
hoch interessante Führung und Besichtigung des
Videofilme gute 2½ Stunden dauerte. Um
19 Uhr abends waren wir wieder zu Hause in
Diätikon.

Hammer Schmiede

Sennwald / SG

erbaut 1860 von Ulrich Beusch-Roth in den Bächen in Sennwald im Rheintal

1825 - 1874 Ulrich Beusch-Roth (Erbauer um 1860)

1860 - 1945 Jeremias Beusch-Spitz

1891 - 1974 Niklaus Beusch-Hinterberger (ohne männliche Nachkommen)

1981 Kauf und Reaktivierung Christoph Friedrich-Schürch

Mitfinanzierung bei der Renovation - Ortsgemeinde Sennwald

- pol. Gemeinde Sennwald, Heimatschutz und
Denkmalpflege

Produkte aus der Hammerschmiede:

bis 1974 wurde in der Hammerschmiede Sennwald ausschliesslich Werkzeuge für den Wegknecht, Holzer, Zimmermann und Bauer hergestellt.

z.B. Aexete, Zappi, Schaufeln, Hämmer, Torfspaten, Hebeisen, Wagenachsen

ab 1981, also heute: kunstgeschmiedete Einzelstücke

z.B. Tore, Geländer, Brunnen, Fenstergitter, Wirtshauschilder, Grabmale etc.

Wasserzuführung zu den drei oberflächigen Wasserrädern (durchschn. Menge

45 Ltr./Sec

Quellbach der ca. 400 Meter Süd-westlich der Schmiede entspringt,

Sammlung in einem Ausgleichsweiher, in einem Blechkännel (Gerinne) mit

Holzboden über Wasserräder geführt, Öffnungsklappen (Fallen) im Kanalboden

Über den drei Rädern können von der Schmiede aus bedient werden, Steuerung

der Wasserradgeschwindigkeit durch Klappenstellung

Wasserräder Holzkastenräder mit gegossenen Speichensternen

grösstes Wasserrad - treibt Welle (Eichstamm) für Hammerwerk

mittlers Wasserrad - treibt Welle für Transmission,

daran angehängt ist: Pleuel für Blasbalg (ausser Betrieb)

Bügelsäge, Federhammer, Ventilator

erstes Wasserrad - treibt grossen Sandeschleifstein

(aus Steinbruch in Thal, ϕ 1,6 Meter)

Hammerwerk mit 4 schweren Fall- oder Schwanzhämmer

Grosshammer - (zum Stauchen und Strecken grosser Werkstücke) ca. 220 kg

Streckhammer - ca. 120 kg

Breithammer - ca. 110 kg (mit grösserer Grundgeschwindigkeit, enger Nocken
abstand)

Kleinhammer - ca. 50 kg

Blasbalg im Estrich

- aus Eselleder mit ca. 4 m³ Luftinhalt

- angetrieben mittels Pleuelstange vom Getriebe des mittleren Wasserrads

Schleifstein

- eigenes Antriebswasserrad

- Uebersetzungsgetriebe mit zum Teil holzernen Zähnen (Hagenbuche)

- Thaler Sandstein (abgenutzte Steine als Bodenplatten in der Schmiede)

Museum im 1. Stock

vollständige Sammlung der ganzen Produktpalette welche bis 1974 hergestellt wurden.

Ausstellung im 1.Stock

Verkaufsausstellung der heutigen Produktion mit Musterstücken und Anregungsbeispielen

Werkstattneubau erstellt 1981

ergänzende, neuzeitliche Schlosserei um auch Schweiss- und Konstruktionsarbeiten ausführen zu können und um die alte Schmiede in ihrem ursprünglichen Charakter zu erhalten.

Heutige Hammerschmiede Sennwald

- Eigentümer Ch.+ M.Friedrich-Schürch
- selbsttragend mit Schmiedebetrieb, Verkauf von Kunstschmiedeartikeln, daneben kleiner Landwirtschaftsbetrieb
- Arbeitsdevise: Erhaltung und Förderung des echten Schmiedehandwerks, Ausführung der Arbeiten vom Entwurf bis zur Montage in eigener Regie, neuzeitliche Gestaltung der Entwürfe

Besichtigungen: möglich nach Voranmeldung an Freitagnachmittagen und Samstagmorgen

- Gruppen bis 25 Personen pauschal Fr. 80.-
ab 26.Pers. Fr. 2.50 / Pers.
- Einzelpersonen ohne Führung mit diesem Blatt, freiwilliger Unkostenbeitrag in obige Kassa

Sitzhammer

Kunstschmiede

Linkshänder-Axt - Linkshänder hatten grösseren Lohn

Museumsführer

Tel. 073 31 10 29 priv. 073 22 05 41

=====

Toggenburger Werkzeug u. Schmiedemuseum

=====

Privates Museum über "Meyer's" Schmiede in Bazenheim während einer
Zeitspanne von 6 Generationen.

1990 Eröffnung zum 50 jährigen Arbeitsjubiläum u. 65. Geburtstag
von Rupert Jos. Meier

Kurzer Wegweiser für den Rundgang

Ankunft: Deffentl. Abstellplatz Nähe Abzweigung Kirchberg in Unterbazenheim
vor den Neubauten MEBA = Meier Bazenheim aus den Jahren 1975 u. 1981

Im Freien

Ausstellgegenstände Naturschleifstein u. Mähmaschine ca 1920

30 m weiter unten: Haus, erbaut 1911, mit Werkzeug- u. Schmiedemuseum

Ausgestellte Maschinen: Gesenkschmiedehammer Baujahr 1957 Gew. 16'000 kg
Gesenkpresse ca 1850

Wohnhaus Parterre: Kleine Ausstellung über eine alte Sensenschmiede
Vorführraum Video, Dia u. Kino mit Sitzgelegenheit

1. Anbau Schleiferei, zur Zeit für Heuspaten u. Mähmesser
2. " Gesenkschmiede mit Schmiedeöfen ab 1960
3. " Verlegte Schmiede v. Haus, jetzt eingerichtet als Schmiedemuseum
mit Blasbalg, Transmission u. alten Maschinen.
4. " Gesenkhämmer Bärgewicht 1000 kg, Gesamtgewicht 16'000 kg

Bis im Jahr 1924 wurde auf dem Platz ohne Kraftstrom d.h. ohne Motor gearb.
Vorhandenes Inventar: 1 Esse, Blasbalg (1835) Hammer u. Ambos, div Werkzeuge.

3. Anbau im ersten Stock

1. Reihe Mobiliar u. Fotos von Vater u. Grossvater ab 1890 in Magdenau
2. " alte Werkzeuge von der Huf- u. Wagenschmiede u. Wagnerei vor 1900
3. " Schmiedetechnik während 150 Jahren
4. " geschmiedete Werkzeuge in Bazenheim 1924 - 1960
5. " Fabrikationsprogramm ab 1957 bis heute.

Nordwand oben, alte Aexte, Beile und Geräte
" unten, Militär, Schule (aus Urgrossvaters Zeit)
"

Südwand Zeichnungen von der Sekundar- u. Berufsschule 1905-1911, 1938-194
von Rupert Meier sen. u. jun
" 1200 Jahre Bazenheim
" Bilder von Farbdias 1939-1941 von Rupert Meier sen. u. jun.
" Diverse alte Bücher und Schriften

Hinterraum Ueberraschung über Arbeit, Spiel und Sport

Besichtigung: Unterbazenheim im Jahr 1990

Gegen vorherige Anmeldung Rupert Meier
Dauer der Führung ca 2 Stnd. Mech. Werkzeug u. Gesenkschmiede

Trummer wieder werde ich belästigt wegen der Anschaffung eines Grabsteins. Kurzerhand fuhr ich daher zu Herrn Kürsteiner nach Untert-Engstringen, der mir gesagt hatte, er sei den ganzen Sonntag in seinem Garten neben der Werkstatt. Ich traf ihn beim Aussapflanzen der Saatkartoffeln, die er aus seiner eigenen letztjährigen Ernte ausgewählt hatte. Er besitzt also keine reintrassigen Kartoffeln... Die Grabsteine stammen aus Spanien, Finnland etc... doch ich fand einen schönen, grobkörnigen, hellgrünen aus dem Bergell für Fr. 2400.-; dazu pro Buch haben Fr. 25.- ergibt zusammen Fr. 3150.-. Sofort telefonierte ich Karl und Ueli. Der erstgenannte war ohne weiteres einverstanden, konnte auch gar nicht zur Besichtigung kommen, da er ins Seminar-Langlauflager einrücken musste. Ueli jedoch kam sofort und wir besichtigten den Stein noch einmal gemeinsam. Auch Ueli war sofort einverstanden, und ich schickte all den vielen Bewerbern ihre Prospekte mit Dank und der Mitteilung, der Entscheid sei gefällt, sofort zurück.

Nun, am 24. 3. 1991, ist schon wieder eine erlebnisreiche Woche vorbei. Du kannst dir offensichtlich nicht vorstellen, mit welcher intensiver Ungeduld ich jeden Tag auf eine Reaktion deinerseits warte! Wahrscheinlich machst du dir einen Spott und ein Spezialvergnügen daraus, mich möglichst lange zappeln "

zu lassen. Auch am „O.T.“ vom 21.3.1991 geschah rein nichts, obwohl ich dort fast immer nur dich sah in deiner hellen Bluse und deinem hellen grün gelblichen Rock. Es ergab sich keine unauffällige Möglichkeit, Kontakt aufzunehmen, und plötzlich warst du ganz verschwunden. Du hast es so gewollt, und das ist auch dein gutes Recht. Mir jedoch gab's noch lange zu denken. Vielleicht kannst du dir auch vorstellen, wie Traurig ich vom „O.T.“ heimfuhr. Es regnete in Strömen. Ich dachte ununterbrochen an die für mich unbegreifliche, unerklärliche und rätselhafte Situation. Natürlich musstest du rechtzeitig den Zug im Bahnhof Stadelhofen erreichen, doch diese Tatsache erklärt keineswegs den wahren Kern der verworrenen Situation.

Am Montag, 18.3.91, instruierte ich „Arnold's Circle“ und erfuhr bei dieser Gelegenheit, dass dieser Tanz von einem Amerikaner zu Ehren Arnold Böckels in Hamburg erfunden wurde. [Arnold Böckel, 2104 Hamburg-92-Mengraben, Moisburger Weg 47, Geschäftsstelle für Tanz im Bundesgebiet, Postfach 92 01 64. Dieser Obmann des Deutschen Arbeitskreises ist mir seit vielen Jahren bekannt].

Am Dienstag, 19.3.91, kam Schwager Werner Aetorf mit seiner feige im Rucksack, denn wir wollten ein Stück von Matas einüben, um es dann am Geburtstag Heinrich Vontobels, am 1.4.91, in Feldweiden zu spielen. Mit Rücksicht auf die Wetterlage

stellten wir die Geige im Bahnhof Dietikon ein und begaben uns zuerst auf die ebenfalls vorgesehene gemeinsame Wanderung, der Limmat entlang, Richtung Baden. Beim Wandern lässt sich zwanglos plaudern und „philosophieren“. Als es aber nach dreistündigem Marsch zu regnen begann, bestiegen wir in Wettingen den Zug, so dass wir um 13 Uhr die Holzmatte erreichten. Noch gar nie war ich so weit, durch den „Kessel“, der Limmat nach, durch die verschiedenen, prächtigen Naturschutzgebiete flussabwärts gewandert. Werner jedoch ist ein eifriger Wanderer (Genfersee - Bodensee zu Fuss; Basel - Chiasso zu Fuss; Schwarzwald zu Fuss!)

Schon am Vortag hatte ich Kartoffelsalat zubereitet; Käse, Wienerli und Müsli Salat aus dem Garten waren auch im Kühlschrank, und Werner brachte im Rucksack, gut verpackt zwei grosse Stücke Quarktorte. Bald war also gekocht, gegessen, abgewaschen und aufgeträumt. Dann schliefen wir bis um 15 Uhr, Werner in der Stube, ich im Schlafzimmer, und ausschliessend musizierten wir bis zum Abend.

Um 19 Uhr 50 fuhr Karl Kobler vor und nahm mich mit zur Tanzprobe im Bergdiätikon, die ich wieder ganz allein leiten musste. Ich teilte aber die Tänze ganz bestimmten Teilnehmern zu, so dass jedes wenigstens für einen Tanz zuständig wird, und dass das Überleben der Gruppe besser gesichert ist.

—

Am Mittwoch, nach dem Schwimmen fähr ich zur Hauptprobe (mit Solisten) nach Zürich-Albisrieden. Das Konzert vom 22.3.91 stand ja nahe bevor - Es wurde dann auch zu einem Erfolg; viel Publikum, grosser Beifall, so dass Modatts „Ave verum...“ wiederholt werden musste.

Zwischen Hauptprobe und Passionskonzert lag der denkwürdige Donnerstag. Über Mittag kam Bix Schlatter-Aetorfer mit Reis-Tomaten-Gratin und abends war das schon geschilderte „Passions-O.T.“ im Kirchengemeindehaus Zürich-Oberstrass!

Aus dem Aetertum stammt die Aufforderung:
„Nulla dies sine linea!“ und ich erweitere den
„Gedanken!“

Kein Tag soll vergehen.....

.... ohne einen Apfel gegessen zu haben....

.... ohne zwei Liter Flüssigkeit zu trinken..

... ohne Musik zu üben...

.... ohne Chronikarbeit...

... ohne zu lesen....

... ohne zu schreiben...

... ohne Tränen zu vergiessen !!! neuerdings!

In hunderten von Zeitungseiten habe ich die Artikel bezeichnet, die herausgeschnitten werden müssen. Das Ausschneiden kann ohne intensive Gedankenarbeit besorgt werden, während eine anspruchslöse Unterhaltungssendung am Fernsehen läuft, eine Sendung wie z. B. „Supertreffer“ (SRG: Deutsche Schweiz) oder „Flitter-

abend" (ARD = Deutschland 1). Diese Sendungen sah ich dank Video nacheinander - sie liefen gleichzeitig - und schnitt dabei vier Stunden lang beharrlich Artikel um Artikel aus! Wenn das Material nur auch schon aufgeklebt und im Ortsarchiv eingeordnet wäre! Beim Aufkleben kann ich nicht gleichzeitig fernsehen, denn jeder Artikel verlangt Feinarbeit. Es muss festgestellt werden, was er behandelt und in welches unserer 30 Kapitel er eingeordnet werden muss.... Und umgekehrt kann beim Betrachten eines literarischen Stoffes oder einer anspruchsvollen Sendung nicht gleichzeitig gearbeitet werden! Die Originalwerke sind zwar als Buchlektüre meist reichhaltiger und die Filmfassungen beschränken sich mehr auf äusserliche Abläufe. Oft ändern auch die Regisseure die Werke ganz wesentlich. Letzthin wurde „Der Kandidat“ nach einem Werk des berühmten Gustave Flaubert (1821 bis 1880) gesendet. Da galt es von A bis Z aufmerksam zuzusehen und sich durch nichts ablenken zu lassen. Flaubert schreibt einen vorzüglichen Stil und verfügt über einen riesigen Wortschatz. Ich studierte viele seiner Werke: „Bouvard et Pécuchet“, „Un coeur simple“ (Briefe), „L'éducation sentimentale“, „Madame Bovary“, „Novembre“, „Salambo“, „La tentation de saint Antoine“ etc.... Was ich am Fernsehen meist nicht verpasse und im Verhinderungsfall auf Video aufzeichne, das sind die Gesundheits sendungen der verschiedenen Sender, wie z. B. „Puls“, „Sprechstunde“, etc....

Mir wurde empfohlen, zur Überwindung meiner Einsamkeit einen Hund zu halten. Ich lehnte ab und entgegnete, ich hätte auch ohne Hund mehr als genug zu tun. Wo soll ich die Zeit hernehmen, um mit einem Hund zu spazieren und um mit ihm zum Tierarzt zu gehen! Da rief man mir zu einem "Büsi" oder zu einem "Vogel". Nun ein "Büsi" ist doch viel zu selbständig, kommt nur, weil es Milch etc. will und "Vögel" habe ich mehr als genug - oder?

Es hätte mich tatsächlich interessiert, was Feine Saatkartoffeln machen, ob sie keimen, ob sie schon gesetzt sind, ob sie überhaupt bei uns ankamen und wie.

Es hätte mich noch manches interessiert, doch es bleibt alles ein unlösbares Rätsel und ich bin viel zu naiv, um es zu lösen.

Regina Ullmann (geb. 14. Nov. 1884 in St. Gallen, gest. am 6. Jan. 1961 und begraben in Feldkirchen bei München) verfügt über ein beeindruckendes Gesicht und schielt ganz gewaltig, schaut einerseits in die Nähe, andererseits in unerreichbare Ferne. Ihre Nase ist groß, ihr Mund verbittert, beinahe lippenlos, das ganze Gesicht von Strenge und Ernst geprägt. Wir sehen auf nun stehender Photo eine verletzte Frau, die von einem schwierigen Leben voller Spannungen ins Abseits getrieben worden wäre, wenn sie nicht von ihrer Mutter, von Rainer Maria Rilke und von ihrer Freundin Ellen Gelp "günstig" beeinflusst worden wäre.

Reginas Vater war Stickerei Kaufmann, starb früh



Regina Ullmann (Bild Biographie Ellen Delp)

und liess seine Frau mit zwei kleinen Töchtern, mit Helene und Regina, zurück. Helene war lebhaft und rebellisch, Regina als Kind ganz anders, schwer zugänglich, langsam und schwierig. Im Jahr 1902 verkaufte die Mutter das Haus in St. Gallen und zog mit ihrer Familie nach München. In dieser Grossstadt isolierte sich Regina noch viel mehr; begann zu schreiben und richtete sich ein in einer Welt, die nur ihr gehörte. Ihr Werk „Feldpredigt“ handelt von Leben, Arbeit, Krankheit und Tod. Von ihrer Mutter ermutigt, schickte sie ihre „Feldpredigt“ Rainer Maria Rilke nach Paris, und schon wenige Tage später schrieb Rilke zurück:

«Paris, 77 rue de Varenne, am 3. September 1908

Dass ich Ihnen doch so recht überzeugend sagen könnte, was Schönes Sie da gemacht haben. Ich lese Ihre Arbeit zum zweiten Mal und werde sie wiederlesen, denn es ist für mich eine vielfache Freude, die ich nur nach und nach bewältigen kann. Ich will Ihnen erzählen, dass ich heute mit Rodin, dem grossen Skulpteur, frühstückend, so voll Ihres kleinen Werkes war, dass ich es ihm zu beschreiben versuchte: unzulänglich und ungeschickt, wie mir jetzt scheint, denn die Verkürzung, in der ich es ihm berichtete, verdeckte die Botenszene und das Gespräch mit dem Tod, die doch nicht fehlen durften [...]

Halten Sie sich an diesem Vollbrachten und leben Sie wohl. Ich möchte Anlass nehmen, Ihnen wieder zu schreiben, wenn ich das ganze Stück gleichmässig klar aufgefasst habe. Im Ganzen ist es etwas so Schönes, Wahres, Einfaches, wofür man Ihnen nicht genug danken mag und um dessentwillen man Sie herzlich bewundern muss.

Ihr ergebener Rainer Maria Rilke

Dieser Brief stellte für Regina Ullmann ein bedeutendes, lebenswichtiges Dokument dar, Anfang einer freundschaftlichen, hilfreichen Beziehung, die bis zu Rilkes Tod dauerte. Eine erste persönliche Begegnung fand freilich erst vier Jahre später in München statt. Auf welcher Ebene sich die Beziehung bewegte, drückte Regina Ullmann in einem Brief an Rilke aus:

«Weder Freunde noch Feinde im herkömmlichen Sinn solltest Du haben, meine ich. Auch ich tue Unrecht, Dich Freund zu nennen, denn Du bist ein guter Geist für mich, weit über mir, dem ich zu meinem Glück gehorche. Ich will alles, was Du sagst, in mein Herz schliessen und nicht mehr vergessen in meinem Leben.»

Für Regina Ullmann, dieses «scheue, schwere Geschöpf», wie Rilke sie einmal bezeichnete, bedeutete die Brücke zum bekannten, am Anfang seines Ruhms stehenden Dichter den Beginn eines selbstsicheren Schreibens. Sie wagte zu wagen. Ein Ereignis in ihrem von Hemmungen und Schwellen gezeichneten Leben. Die Geburten ihrer zwei Töchter Gerda und Camilla, aber auch der Schritt zur Konversion grenzten sie ab. Dank Rilke fand sie den Zugang in die Welt der

Literatur, der Literaten und Künstler und wurde mit einflussreichen Persönlichkeiten wie z. B. Lou Andreas-Salomé, Annette Kolb, Hans Carossa, Eva Cassirer, Editha Klipstein und Ellen Delp, mit der sie eine tiefe Freundschaft verband, bekannt.

Rilke blieb aber nicht nur ihr Berater und Helfer, sondern auch ihr Vorbild, was aus ihrem Brief an eine Freundin hervorgeht.

«Es ist nicht gleichgültig, wer zur selben Zeit mit uns lebt. Ein Mensch wie Rilke verändert den Massstab in der geistigen Atmosphäre, das ist von höchster Wichtigkeit. Die meisten Menschen wissen gar nicht, wie wichtig dergleichen ist...»

Ihre tiefe Verehrung wird im folgenden Brief an den Dichter selber noch deutlicher:

«Es ist Nacht. Man könnte fast beim Mond schreiben. Was ich Ihnen zu so später Stunde noch zu sagen habe – ich bin vom Bett aufgestanden, um es zu sagen: Wenn Sie mich wiedersehen, wollen wir uns wieder «Sie» sagen. Mir ist das alles so unerhört unbescheiden wie in dem alten Märchen «Der Fischer und seine Frau», und ich glaube, dass ich eines Tages so arm wäre wie der liebe Gott, würde ich noch weiter wagen, «Du» zu Ihnen zu sagen.»

Rilke war mit ihrem Vorschlag nicht einverstanden. Er wünschte, beim «Du» zu bleiben, als verträge sich seine väterliche Zuneigung schlecht mit der gewünschten Distanz. Das neubeschlossene «Du» wurde während ihres ersten Besuchs im Schlösschen Muzot in Siders gefeiert, wo Rilke als Gast Werner Reinharts die letzten fünf Jahre seines Lebens zubrachte.

«PFLANZENHAFTE SEELE»

Rilkes Zuwendung, aber auch seine Briefe an Regina Ullmann waren von wachsender Fürsorge geprägt, als ahnte er, dass die verbleibende Zeit ihrer Freundschaft nur noch wenige Jahre dauern sollte. Er kümmerte sich um sie auch in finanzieller Hinsicht. Von ihren bescheidenen Honoraren für ihre ersten Veröffentlichungen konnte sie nicht leben. Sie war auf einen zusätzlichen Brotterwerb angewiesen und brachte sich als Bienenzüchterin schlecht und recht durch, begleitet von ihrer Mutter, die für das Wohl ihrer Tochter und der beiden Enkelinnen stets rührend besorgt war.

Die Hilfe Rilkes zeigte sich aber auch in seiner kritischen Haltung jedem neuen Gedicht, jeder neuen Prosa der Schriftstellerin gegenüber. Er geizte nicht mit Lob, verstand die schnell Verunsicherte mit Anerkennung zu ermutigen, versagte sich aber auch nicht die deutlichen Hinweise auf Mängel.

Was war es denn, das ihre Prosa und ihre Gedichte ausmachte?

Was lässt heute noch in ihren Erzählungen aufhorchen?

Die Antwort darauf gab sie selber, als sie vom Zustand einer pflanzenhaft gebliebenen Seele schrieb und archaische Verhaltensmuster heraufbeschwor, sinnenhafte Bilder vermittelte. Und tatsächlich: Ihr Erzählen kommt wie ungehauener Stein daher. Wuchtig, kräftig, schwer, oft überladen und überzeichnet, für unser heutiges Empfinden dem Gefühlskitsch gefährlich nah. Handkehrum wechseln die überladenen Töne in hauchdünne Melancholie und erzielen eine Wirkung von irritierendem Reiz.

LEBENSANGST

Rilkes Tod im Dezember 1926 wurde zu einem der einschneidendsten Erlebnisse in Regina Ullmanns Leben. Sie, die ihn als eine Art Schutzpatron verehrt und gebraucht hatte, dem sie sich in jeder Lebenslage anvertrauen konnte, fühlte sich als inzwischen zweiundvierzigjährige Frau dem Leben erneut nicht gewachsen. Sie hatte ein Zittern davor, wie sie sagte, wohnte dann nach

Rilkes Tod über ein Jahr im Schlösschen Muzot, beschäftigt mit dem Ordnen des Nachlasses. Vor allem aber: um den Verlust zu begreifen.

Die entstandene Lücke versuchte eine Frau zu füllen, Frau Nanny Wunderli-Volkart, in Meilen am Zürichsee wohnhaft. Auch sie war mit Rilke befreundet gewesen und mit der Schutzbedürftigkeit Regina Ullmanns vertraut. Ihr Begleiten vermochte aber jenes von Rilke niemals zu ersetzen. Auch materiell ging es Regina Ullmann wiederum schlecht. Sie wandte sich deshalb einem völlig neuen Handwerk zu, dem Giessen und Bemalen von Wachsfiguren nach alten Modellen, und erhielt die Genehmigung, diesen Beruf gewerblich auszuüben.

Nach dem Tod ihrer Mutter im Jahr 1938 kehrte Regina Ullmann in ihre Heimatstadt St. Gallen zurück, als brauchte sie, da die Stütze

der geliebten Mutter fortan fehlte, das Vertraute des Orts ihrer Kindheit. In der Geborgenheit des von Schwestern des Menzinger Ordens geleiteten Marienheims lebte sie zwanzig Jahre. Hier entstanden neue Erzählungen. Bei Benziger erschienen die Bände «Der Engelskranz», «Madonna auf Glas» und «Schwarze Kerze».

1954 wusste die Stadt St. Gallen die Frau, «die dem Antlitz der Stadt mit ihrem schlichten, menschlichen Da-Sein einen unverlierbaren Glanz hinzugefügt hat», wie aus der Festschrift zu entnehmen ist, voll zu würdigen. Sie nahm ihren 70. Geburtstag zum Anlass, ihr Erstlingswerk «Feldpredigt» im Stadttheater aufführen zu lassen und ihr den Kulturpreis der Stadt St. Gallen zu verleihen.

Am 6. Januar 1961 starb Regina Ullmann und wurde in Feldkirchen bei München begraben.

*Helen Stark-Towlson
schreibt dies in einem langen
Aufsatz: ... zur Bedeutung
R. M. Rilkes im Leben von
Regina Ullmann.*

*"Die Land Arasse"
v. Regina Ullmann*

Was ich am Fernsehen (ARD = Deutschland 1) möglichst nicht verpasse, ist: Sonntags, 12 Uhr 00 bis 12 Uhr 45, der "Presseclub", der am besten auf den Ostermontag verschoben wird.

Und was, ausser den Nachrichten, schaust du dir an? Fernseh-Serien? Welche? Volkstümliches wie Komödienstadl? Kassensturz? Café Fédéral? Samstagssass?.....?...

Ach! Ich wollte ja keine Fragen stellen!

Frau Niesel-Strebel aus Kernenried, BE, die mich einen ganzen Nachmittag lang über Volkstanzprobleme ausfragte, und deren Arbeit über den Volkstanz und über die Volkstanz-Leiterausbildung im Kanton Bern ich etwa einen Monat später sprachlich und inhaltlich minutiös korrigierte, schicke mir vorgestern die endgültige Fassung ihrer schönen Arbeit. Es entstand ein ganz respektables Werk von 17 ziemlich eng beschriebenen Schreibmaschinenseiten.

Wenn du nicht telephoniert hättest, wofür ich dir herzlich danke, dann hätte ich auch diesen Brief noch nicht abgeschickt.

Viel Glück und viel Erfolg weiterhin in Kloten. Und schöne Osterfeste!

HYMNE

Im März 1991

Wie in lauter Helligkeit
fliessen wir nach allen Seiten ...
Erdenbreiten, Erdenzeiten
schwinden ewigkeitenweit ...

Wie ein Atmen ganz im Licht
ist es, wie ein schimmernd Schweben ...
Himmels-Licht - in Deinem Leben
lebten je wir, je wir nicht?

Konnten fern von Dir verziehen,
flohen Dich, verbannt, verdammt?
Doch in Deine Harmonien
kehren heim, die Dir entstammt.

Christian Morgenstern

Unsere lieben Freunde,

Empfangen Sie alle unseren aufrichtigen Dank für das wundervolle
Begleiten beim Erdenabschied unserer lieben

Elisabeth

Durch die Abschiedsfeier und alle Botschaften durfte auch in uns
ein noch viel reicheres und abgerundeteres Lebensbild entstehen.
Wir danken Ihnen für alle Gaben, die dem Freyzytlaade Basel
zugeflossen sind.

Herzlich grüssen Sie

Doris und Johannes Wirth-Nebiker

26.3.91

Lieber Karl,

Für Deine teilnehmendes Worte
des Erinnerns und des Stärkens
danken wir Dir herzlich.

Elisabeths grosser Freundeskreis
trägt uns so spürbar.

Viel Liebes Dir und eine gute
Osterei wünschen wir

Deine Hannes und Doris

Bei der Besprechung der Volkstänze bemerkte ich ganz nebenbei, das Tanzen sei ja nicht so wichtig, und damit ergab sich die Frage, was denn wohl „wichtig“ und was „das Wichtigste im Leben“ sei. Diese Frage beschäftigt die Menschheit seit jeher. Wer nicht blind und stumpf dahinvegetiert und gedankenlos in den Tag hineinlebt, der stellt sich diese Frage immer wieder und beantwortet sie durch sein Verhalten auf seine persönliche Weise.

Für viele (Krösus-Typen) ist es das Geldverdienen und der materielle Besitz, für viele andere (Napoleon-Typen) ist es die Macht und der Einfluss auf möglichst viele Untergebene, und für weitere ist es das Streben nach Ruhm durch irgend welche Selbstverwirklichung in Wissenschaft oder Kunst. All diesen Lebenshaltungen zu Grunde liegt der bis zu einem gewissen Grad notwendige, berechtigte und gesunde Egoismus. Auch wer sich für andere aufopfert, erwartet dadurch innere Befriedigung und mehr oder weniger auch die Anerkennung durch andere.

Dass sich der Mensch in all diesen weltlichen, sozialen und religiösen Bereichen für sich und auch für seine Mitmenschen verwirklichen und entfalten kann, braucht er das Wichtigste im Leben, nämlich körperliche und seelisch-geistige Gesundheit.

Wenn er über diese wichtigsten Werte verfügt, dann kann er sich in Beruf und Freizeit menschenwürdig verhalten. Was körperliche Gesundheit ist, das weiss jeder. Die psychische Gesundheit ist in der

Regel dann vorhanden, wenn der Mensch jederzeit mit jedem andern Menschen natürlich und ungehemmt verkehren kann.

In diesem grösseren Rahmen gesehen ist das Volkstanz nur eine nebensächliche Freizeitbeschäftigung wie viele andere. Der Volkstanz hat allerdings für die in einer Gruppe Mitwirkenden einige wesentliche Vorteile. Er fördert ganz nebenbei die Gesundheit (Herz-Kreislauf, Muskeln etc...), er ermöglicht natürlichen Kontakt mit Menschen beiderlei Geschlechts, er fördert und erzeugt Gemeinschaft durch Einordnung in ein kollektives Ganzes, er fordert und trainiert den Intellekt, ist es doch unerlässlich, dass sich jeder Tänzer Art und Abfolge der einzelnen Tanzfiguren einprägt. Ausserdem entfalten die Mitglieder einer Volkstanzgruppe ihre rhythmischen und musikalischen Fähigkeiten....

Es gibt unter den vielen Freizeitbeschäftigungen nicht viele, die ebenso vielseitig sind wie das Volkstanz. Ein Turnverein umfasst nur Frauen oder nur Männer. Die Gesangsvereine vernachlässigen die Bewegung und andere Freizeitvereine sind noch viel einseitiger; man denke z. B. an die Philatelisten, die Modell-Eisenbahner, an die sozialen, politischen und religiösen Vereinigungen die alle im Volksganzen wichtige Funktionen erfüllen und für das gesellschaftliche Leben des Volkes von grosser Bedeutung sind. Wir brauchen sie alle, wenn sie soziale und irgendwie positive Ziele verfolgen.

So oder so

In seinen «Attischen Nächten», dem an müssigen Abenden geflochtenen kunterbunten Früchtekranz eines athenischen Studienjahres, schildert Aulus Gellius einen paradoxen Rechtsstreit zwischen dem Star-Sophisten Protagoras und seinem gelehrigen Schüler Euathlos – eine harte Knacknuss für Obligationenrechtler, und nicht nur für sie:

«Euathlos, ein vermögender junger Mann, hatte den Wunsch, die hohe Schule der Rhetorik zu lernen und dann in Prozessen Plädoyers zu halten. Er begab sich in die Lehre des Protagoras und erklärte sich einverstanden, als Unterrichtshonorar die erhebliche Summe zu zahlen, die der berühmte Star-Sophist von ihm gefordert hatte. Die eine Hälfte davon zahlte er sogleich im voraus, noch bevor er das Studium bei Protagoras aufnahm; über das restliche Honorar schloss er einen Vertrag: Er verpflichtete sich, die zweite Hälfte an dem Tag zu zahlen, an dem er erstmals ein Plädoyer vor Gericht gehalten und damit den Prozess gewonnen hätte.

In der Folge jedoch, nachdem er schon längere Zeit Hörer und Schüler des Protagoras gewesen und in seinem Studium der Rhetorik weit fortgeschritten war, machte Euathlos durchaus keine Anstalt, einen Prozess zu übernehmen; vielmehr liess er ein Jahr nach dem anderen verstreichen und legte es offensichtlich geradezu darauf an, dass er die zweite Hälfte des Honorars nicht mehr zahlen müsse. Da dachte sich Protagoras einen, wie er zunächst meinte, äusserst raffinierten Plan aus: Er entschloss sich, das vertraglich vereinbarte restliche Honorar nunmehr gerichtlich von Euathlos einzufordern, und machte dazu unter Benennung von Zeugen schliesslich seinerseits einen Prozess gegen seinen Schüler anhängig.

Als sie dann, um die Sache zu verhandeln und zu entscheiden, vor die Richter getreten waren, begann Protagoras so: «Lass dir sagen, mein Jüngelchen, dumm wie du bist: So oder so wird es darauf hinauslaufen, dass du zahlen musst, was ich fordere, ganz gleich, ob das Urteil am Ende nun gegen dich ausfällt oder für dich. Denn wenn der Prozess zu deinen Ungunsten entschieden wird, schuldest du mir das Honorar auf Grund des Urteilspruches, weil ich den Prozess gewonnen habe; wenn er aber zu deinen Gunsten ausgeht, schuldest du mir das Honorar auf Grund des Lehrvertrages, weil du den Prozess gewonnen hast.»

Darauf erwiderte Euathlos: «Ganz leicht hätte ich mich der sophistischen Doppelschlinge, die du da auslegst, ja dadurch entziehen können, dass ich nicht selbst in eigener Sache spräche, sondern einen anderen zum Anwalt nähme. Aber noch grösseres Vergnügen habe ich an meinem Sieg, wenn ich dich nicht erst in der Urteilsverkündung, sondern auch schon in deiner Beweisführung widerlege. Lass also auch du dir sagen, mein Lehrmeister, klug wie du bist: So oder so wird es darauf hinauslaufen, dass ich nicht zahlen muss, was du forderst, ganz gleich, ob das Urteil am Ende nun gegen mich ausfällt oder für mich. Denn wenn die Richter zu meinen Gunsten entscheiden, schulde ich dir nichts auf Grund des Urteilspruches, weil ich den Prozess gewonnen habe; wenn sie aber zu meinen Ungunsten urteilen, schulde ich dir nichts auf Grund des Lehrvertrages, weil ich den Prozess nicht gewonnen habe.»

Die Richter haben den Rechtsstreit, wie Gellius berichtet, als unauflöslich unentschieden gelassen. Anderswo scheint bezeugt, Euathlos habe seinen Lehrer Protagoras auch noch wegen Gotteslästerung angeklagt. Ein Aristophaneskommentar vermerkt zum Namen dieses allzu gelehrigen Schülers lakonisch kurz nur dies: «Ein schwieriger Rhetor.»

Klaus Bartels

Sehr geehrte Damen und Herren,

Im zurückliegenden Jahr haben Sie sich auf unserem Friedhof versammelt, um von einem Angehörigen Abschied zu nehmen. Vielleicht ist Ihnen der Abdankungsgottesdienst als traurig und tröstlich in einem in Erinnerung geblieben.

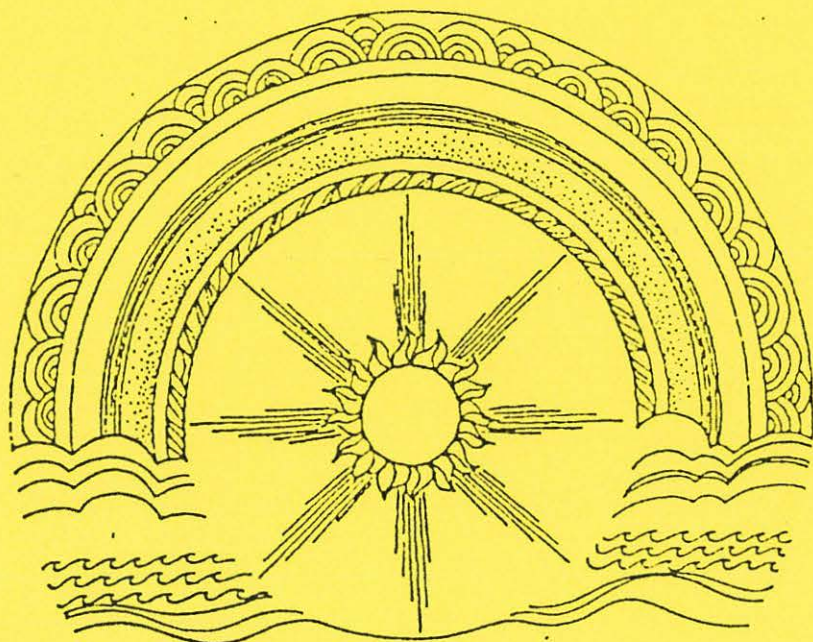
Wir möchten dem Beispiel anderer Kirchgemeinden folgen und am Ostersonntag-Morgen im Licht des neuen Tages einen Gottesdienst auf unserem Friedhof feiern, einen kurzen Oster-Morgen-Gottesdienst, der uns an der Stätte des Todes an das Leben in Jesus Christus erinnert.

Wir möchten Sie zu diesem Gottesdienst herzlich einladen, auch wenn er ungewöhnlich früh stattfindet: um 7.00 auf dem Friedhof Guggenbühl.

Er ist ein Teil unserer Osterfeier, zu der wir Sie mit dem beiliegenden Prospekt einladen. Jeder Teil kann separat besucht werden.

Für die Ref.Kirchgemeinde lädt herzlich ein

Wolfgang Rothfahl

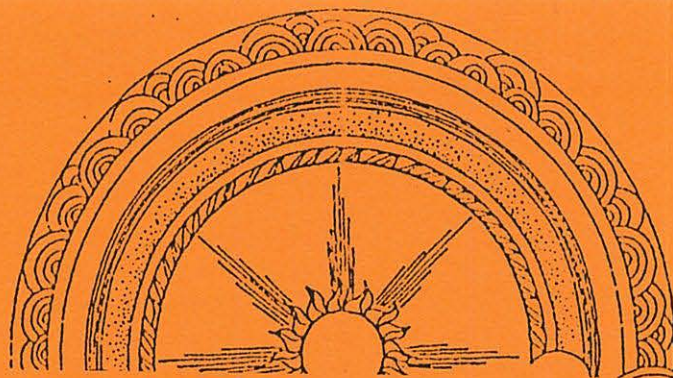


Sonntag 31. März 1991

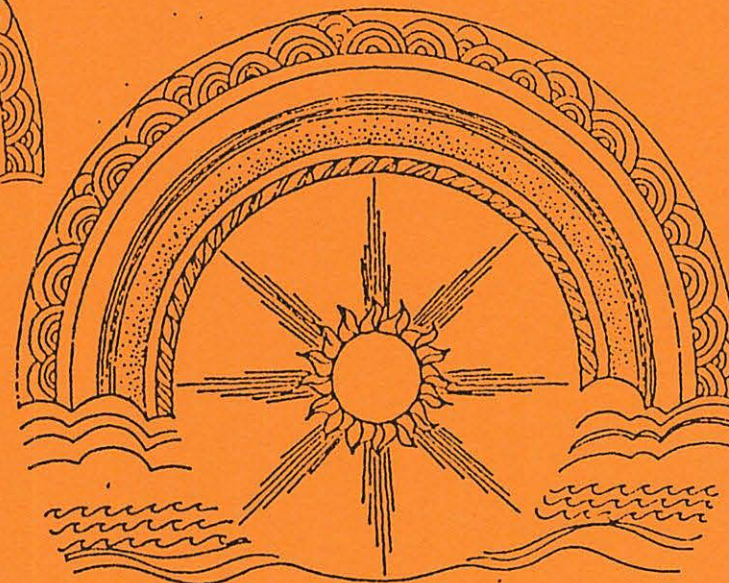
Ostersonntag

5.30 Uhr

Osternachtfeier
in der
Reformierten Kirche



zum Dabeibleiben oder
neu Dazustossen:



zum Dabeibleiben oder
neu Dazustossen:

7.00 Uhr

Frühgottesdienst
auf dem Friedhof
Guggenbühl

8.00 Uhr

Festlicher
Familienzmorge
im Kirchgemeindehaus

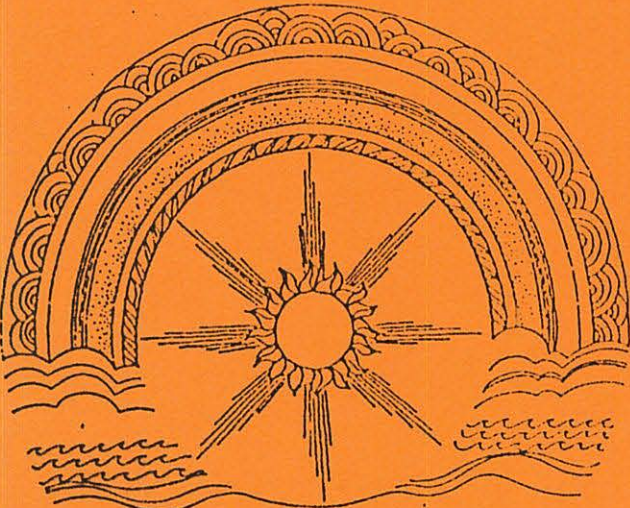
zum Dabeibleiben oder
neu Dazustossen:

9.30 Uhr

Festgottesdienst mit
Abendmahl
in der Kirche

1 9 9 1

O S T E R N



Der spannende Kriminalroman „Mord im Weissen Haus“ von Margaret Truman (Goldmann-Verlag, München) erschien zwischen dem 22. September und dem 11. Dezember 1989 in der MZZ. Ich hatte die 69 Fortsetzungen sorgfältig gesammelt und las sie nun in den letzten paar Tagen in einem Zug. Dabei war es unerlässlich, von Anfang an eine Liste herzustellen mit den rund siebzig im Laufe der Geschichte vorkommenden Personen. Da gibt es Minister, Berater, Richter, Direktoren, Journalisten, Anwälte, Geheimdienstleute, Assistenten, Sekretärinnen, Botschafter, Korrespondenten, Vertreter, Berufsdiplomaten, Einsatzleiter, Beamte, Terroristen, Separatisten, Tänzerinnen, Kurtisanen... und natürlich auch Ministerinnen, Beraterinnen, Richterinnen etc. ...

Aussenminister Lansard Blaine wird im Weissen Haus ermordet aufgefunden. Ron(ald) Fairbank, ein Sonderberater des Präsidenten, soll den Fall aufklären. Er untersucht alles, was mit Blaine zu tun hat, jede Person, die in telefonischer oder anderer Verbindung mit dem Professor und Aussenminister stand. In wenigen Tagen erhält er Einblick in Politik, Bestechung, Erpressung, Liebesaffären, Handelsverträge, Korruption, Terrorismus, etc. Alle Ergebnisse weisen mehr und mehr auf ein verschwiegenes Problem hin, das schliess-

lich auch noch aufgedeckt wird. Lynne, die Tochter des Präsidenten, die man am wenigsten verdächtigt ist unehelich, und sie wird ganz am Schluss als die Mörderin überführt. - Das Werk ist vor allem spannend, und es gewährt Einblicke in den Betrieb "im weissen Haus."

29. 3. 1991, Karfreitag. Recht früh fahre ich nach Zürich. Albi rieden zur Vorprobe des Orchesters in der neuen reformierten Kirche an der Finsterstrasse. Wir üben und spielen anschliessend im Gottesdienst die Sinfonia „La Passione di Gesù“ von Caldara, die wir schon am 22. 3. im Konzert gespielt hatten und begleiten den Kirchenchor in seinen Vorträgen (Bach, Haydn, Mozart).

30. 3. 1991 Ich besorge im Reformhaus Geschenke für die Familien Vontobel und Jaegg, zu denen ich auf Ostermontag eingeladen bin. Was soll man Leuten schenken, die schon alles haben?!

31. 3. 1991 Oster Sonntag. Das wurde für mich ein anstrengender Tag! Wegen der Einführung der Sommerzeit war die Nacht eine Stunde verkürzt. Alle Personen, die ¹⁹⁹⁰ durch den Tod Angehörige verloren hatten, waren von der Kirchenpflege speziell zu einer feierlichen Zeremonie eingeladen worden. Diese begann früh morgens um 5 Uhr 30 mit einer Oster nachtfeier. Vor der reformierten Kirche brannte ein Feuer. Es war dunkel und bitter kalt. Etwa dreissig Personen standen still und stumm im Kreis um das lodernde Feuer. Nach einiger

Zeit hörte man zarte Flötenmusik sich nähern und man summte leise das „Laudate omnes gentes“ mit. Der Chef der Grossfirma Pestalozzi (Eisen), der auch Kirchenpfleger ist, entfachte die Osterkerze am Feuer, und in einer Kolonne folgten ihm alle in die (etwas geheizte) Kirche. Hier spielte die Orgel (wahrscheinlich Herr Metzler von der Orgelfabrik). Es war dunkel in der Kirche und die Einkolonnen bewegte sich wie eine Prozession um die Bänke herum. Der Umzug endete in der Taufdecke, wo auf dem Taufstein neben dem Taufbecken ein prächtiger Frühlingsstraus und ein zugedeckter Korb stand. Ein Mädchen ergriff das Tuch, fragte sich schliesslich, was wohl im Korb sein könnte, Kartoffeln, Äpfel, Ostereier, zog dann das Tuch vom Korb. Der Korb war leer! - Natürlich, das leere Grab am Ostermorgen - Man sollte nun im Gedanken den Korb mit geistigen, ideellen Werten füllen, als da sind, Versöhnung, Toleranz, Freundschaft, Friede, Liebe und Treue etc... Feierlich, immer wieder unterbrochen vom gemeinsamen Singen - siehe Beilage ging die Zeremonie weiter, und jeder Anwesende bekam eine lange, dünne Kerze und vom Taufwasser ein Kreuz in die Hand gezeichnet! Schliesslich, kurz vor sieben Uhr, wanderte man in einer Kolonne wieder hinaus zum lodernden Feuer, um dieses herum und schliesslich hinaus auf den Friedhof. Hier und dort, beider Kirche und auf dem Friedhof, wirkten wieder die Bläser

mit ihrer Ostermusik, und aus dem Liedblättern wurde gesungen. In der Abdankungskapelle ergriffen Kirchenpfleger, das Mädchen und der Pfarrer das Wort, und um acht Uhr trafen wir im reformierten Kirchengemeindehaus ein zum gemeinsamen Morgenessen, das natürlich mit einer langen Brotbrechungszeremonie begonnen wurde. Ich war wie auf Madeln, denn um 08.20 Uhr musste ich ja wegfahren zur Vorprobe in der St. Konradskirche. Ich bekam gerade noch eine Tasse Ovomaltine und ein Stücklein vom Brot. Als das gemütliche Morgenessen begann, verabschiedete ich mich von meinen Tischnachbarn, Förster Hofers und Fr. Morfs, eilte heim und fuhr nach Zürich Albisrieden zur katholischen St. Konradskirche. Mit dem grossen und vorzüglichen Chor probten wir unter der Leitung des Dirigenten David Mozarts „Missa brevis“, genannt „Spatzenmesse“ und zwei Stücke von J.F. Händel (Nr. 43 aus dem „Messias“). Der Gottesdienst in der ziemlich voll besetzten Kirche dauerte bis 11 Uhr 30. Anschliessend fuhr ich nach Meilen.

Die Enkelinnen schenkten mir selbst bewaltete Ostereier und selbstgebackene Ostethesen. Nach dem Mittagessen, während Daniela mit dem Hund „Hella“ spazierte, schlief ich im Gästezimmer. Da ich ja die Violine bei mir hatte, konnte ich mit der kleinen Barbata musizieren. Sie spielt schon recht gut die Altblockflöte. Offenbar wird sie von einer geschickten Musiklehrerin unterrichtet. Selbst fückische und unerwartete Synkopen machen der kleinen Musikantin keine Schwierigkeiten. Ich übernachtete in Meilen und fuhr am Ostermontag zum Bahnhof Feldmeilen, um dort meine Schwester

Matthä abzuholen.

Schwager Werner Aletorfer-Klenk konnte wegen einer fiebrigen Erkrankung nicht zur Feier des 85.ten Geburtstags von Heinrich Vontobel kommen. Das war schade, denn ohne seine Mitwirkung konnte das fleissig geübte Madas-Quo natürlich nicht gespielt werden!

Nach dem festlichen Mittagessen las Heiri den Brief vor, den er seinerzeit von seinem Vater zur Konfirmation bekam, etwa 1921. Der Brief könnte vom Dichter Matthias Claudius verfasst worden sein, so gehaltvoll war er. Der Vater - ich kannte ihn gut und nannte ihn stets „Onkel“ - erinnert zuerst an Heinrichs Geburt und die grosse Freude, welche die Eltern damals im Jahr 1906 dadurch erlebten. Nun werde Heinrich erwachsen und müsse mehr und mehr Verantwortung vor Gott und Menschen übernehmen, Gemeinschaft und Umwelt müssten gepflegt werden, für Freiheit, Recht und Gerechtigkeit müsse Heinrich eintreten, die Demokratie und Ordnung schützen, die Wohlfahrt aller mehren. Auch vom Familiensinn und von der Pflege der Familiengemeinschaft war die Rede im Brief, der mit vielen Glückwünschen zu Ende ging. Schade, dass ich das drei Seiten umfassende Schreiben des Seniors nicht auf der Stelle auswendig lernen konnte!

Im Laufe des Nachmittags zeigte Heiri, 85, Lichtbilder aus unserer gemeinsamen Kinderzeit: Rigiwanderungen, Ferien auf der Alp ob Lungern, Erlebnisse auf dem Zürichsee ... meine Eltern, Heiris Eltern und Onkel David, sowie Onkel Adolf und deren Kinder kamen immer wieder vor. Die Zeit vor, während und nach dem Ersten



Am Stehruder Karl Juanael Kleuk (1882 - 1964).

Sitzend Mina Kleuk, geb. Feuchter (1883 - 1943).

" Gret Vontobel (1910 - 1985)

Vorst: Karl Kleuk (geb. 1912), dreijährig

Weltkrieg lebte wieder auf....

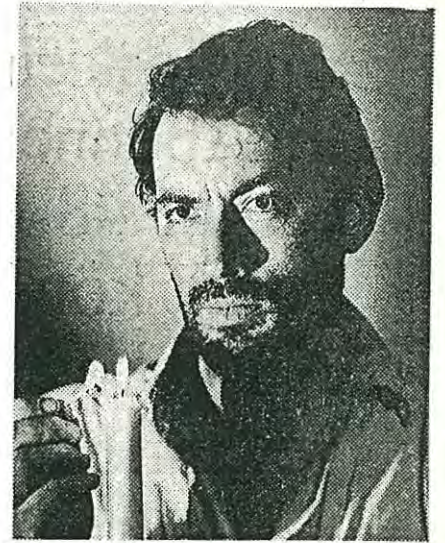
Gelesen: Einige kürzere Prosastücke von Elias Canetti. Auffällig ist seine gepflegte Sprache. Der Ober-
titel des Buches lautet: „Die Stimmen von Mesakesch“,
die erste Schilderung ist überschrieben: „Begegnung
mit Kamelen“, die zweite „Die Suks“, - - -

Heute früh, 4. 4. 1991, starb Max Frisch in Zürich. Er
war ein ganz extremer Moralist ohne System und ein
scharfer Kritiker der Schweiz und der Demokratie.
Zur Welt kam er 1911. Seine bekannteren Schriften ver-
fasste er, als er den Beruf des Architekten aufgegeben
hatte. Es sind dies: „Als der Krieg zu Ende war“,
„Andorra“, „Biedermaier und die Brandstifter“,
„Die chinesische Mauer“, „Jon Juan“, „Graf Öder-
land“, „Homo Faber“, „Mein Name sei Gantenbein“,
„Nun singen sie wieder“, „Stiller“, „Tagebücher...“

Ich lebe vom Träumen und Hoffen, doch die
Träume und Hoffnungen erfüllen sich nicht, und
die Zeit vergeht. Sobald man aber seine Träume
aufgibt, dann ist nur noch Nacht im Leben!

Als Schüler der „Industrieschule“ (= später „Oberrealschule“ = noch später „Mathematisch-Naturwissenschaftliches Gymnasium“ genannt), 1927 bis 1931, las ich mehrere Romane von Gostojewski (1821 bis 1881), so z. B. „Die Brüder Karamazow“, „Der Idiot“, „Schuld und Sühne“, „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“... Diese Werke beeindruckten mich damals sehr stark; doch heute könnte ich nicht mehr erzählen, was alles in diesen Büchern der Schulbibliothek beschrieben und abgehandelt wurde.

In einem andern Zusammenhang wurde letzthin die Verfilmung eines Gostojewski-Romans am Fernsehen-ARD gesendet. Einer der schönsten amerikanischen Filmstars, Gregory Peck, feierte seinen 75sten Geburtstag, und er wurde gezeigt in „Der Spieler“ aus dem Jahr 1948. In der Romanhandlung beschreibt Gostojewski sich selbst. Im Jahr 1863 reiste er zum zweiten Mal nach Westeuropa, um in Paris seine Geliebte, Polina Suslova, zu treffen. Finanzielle Schwierigkeiten veranlassten ihn, die Wiesbadener Spielbank aufzusuchen, wo seine Spiel Leidenschaft ausbricht. Ende 1863 kehrte Gostojewski vorübergehend nach Russland zurück, doch schon im Sommer 1865 fuhr er wieder nach Wiesbaden und verspielte dort in kurzer Zeit die 3000 Rubel, die ihm sein Verleger Stellovskij gegeben hatte unter der Bedingung, dass er bis zum 1. November 1866 einen neuen Roman vorgebe. Unter dem Druck dieser Forderung diktierte Gostojewski im Oktober 1866 in knapp vier Wochen seiner späteren zweiten Frau, Anna Grigorjevna, den Roman „Igrok“ (= „Der Spieler“), in dessen Hauptgestalt er sich selbst als vielseitigen aber unfertigen Charakter porträtierte.



Schöner Mann verbrennt sich die Finger – nicht an der Kerze, sondern als Spieler am Geld.

Im gestern am Fernsehen ARD gezeigten Spielfilm ist der Roman ziemlich frei verändert. Die Stadt mit dem Spielkasino ist Absichtlich Wiesbaden und nicht das frei erfundene „Rulerenburg“. Ein Schriftsteller verliebt sich im Zug in eine Schönheit, die in Wiesbaden aussteigt. Er fährt nicht weiter nach Paris, sondern sucht und findet sie im Spielkasino. Sie ist die Tochter eines verschuldeten russischen Generals, der voller Ungeduld auf eine in Aussicht gestellte reiche Erbschaft wartet. Doch statt des erhofften Geldes trifft eines Tages die reiche Moskauer Verwandte persönlich ein und verspielt in wenigen Tagen ihr gesamtes Vermögen. In dieser verzweifelter Situation sucht Polina, die Tochter des Generals, Zuflucht bei Aleksej, dem Hauslehrer der Familie, - im Film ist es der Schriftsteller vom Schnellzug Moskau-Paris - und gesteht ihm ihre Liebe. Bisher hatte sie ihn mit kapriziöser Grausamkeit gequält. Aleksej (= Gostojewski) stürzt davon, setzt sein letztes Geldstück ein und gewinnt an einem einzigen Abend 100 000 Florinen. Als er zu Polina zurück kehrt, fühlen beide, dass die Liebe nichts mehr ist, nur noch die unbezähmbare Spiel sucht treibt und beherrscht Aleksej. Polina verlässt ihn, als sie erkennt, dass er dem Spiel, das nun für ihn das wahre Leben bedeutet, restungslos verfallen ist.

Ähnlich komplizierte Seelenzustände, Lust an der Selbstzerstörung, Entwurzelung, Gespaltenheit, ... kommen bei Gostojewski immer wieder vor, so in „Arme Leute“, „Helle Nächte“, „Die Dämonen“, „Bobok“, „Die Brüder Karamasow“, „Die Wittin“, „Onkelchens Traum“, „Tagebuch eines Schriftstellers“, „Der Foppelgänger“

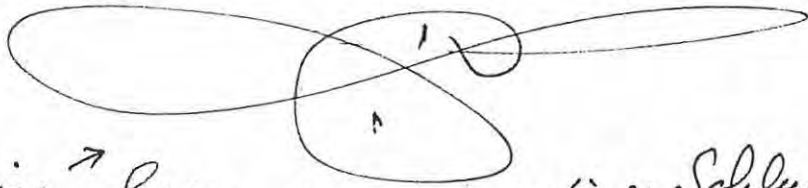
„Das Krokodil“, „Die Sanfte“, „Netočka Nezvanovna“,
„Das Gut Stepančikovo und seine Bewohner“, „Ein
schwaches Herz“, „Der Traum eines lächerlichen Menschen“,
„Die Erniedrigten und die Beleidigten“, „Der ewige
Gatte“, „Aufzeichnungen aus einem Kellerloch“, „Win-
terliche Aufzeichnungen über sommerliche Eindrücke“

Nach dem Telefongespräch vom 6. 4. 1991: Ich
bin froh, dass Du Deine Wut über mich herausge-
lassen hast. Ich schrieb ehrlich „gerade heraus“ und
Du sprachst ebenso „gerade heraus“. Dadurch
haben wir uns gegenseitig weh getan! Das soll
in Zukunft unterbleiben! [Alles allein verdauen!]

Ich aber fühle mich allein: „Ich hab keinen Freund /
Und fühle mich allein, (schrieb Giacomo Puccini in sei-
nen ganz geheimen Nachlasspapieren) / Auch die Mu-
sik lässt / Schmerz in mir sein! / Naht endlich der
Tod / und fordert mein Leben, / Wird ich mich willig,
Zur Ruhe begeben. / Wie grausam drückt mich / Mein
Lebenskranz: / Und doch scheint es vielen, / Als
leucht' er im Glanz. / Erfolge vergehen, / Nicht Gold
ist, das bleibt: / Seht hin, wie das Leben / Dem Ab-
grund zu treibt! / Die Jugend erfreut sich / Des Glan-
zes der Welt; / Doch wehe, wenn einst sich / Das
Alter einstellt! / Die Jahre enteilen, / Wie rast
doch die Zeit! / Nun sinkst auch du in die /
Endigkeit...“ „Ähnlich bei Hesse: „Fromm ist kein
Wissen noch Können so gut, als dass man alles
Schwere alleine tut.“ und „Seltsam, im Nebel

zu wandern! Leben ist Einsamsein, kein Mensch kennt den andern, jeder ist allein."

So - die Situation ist zur Kenntnis genommen. Ich will den Kopf nicht länger hängen lassen, und wünsche auch dir, du mögest dich rasch von diesem Schock erholen!



Dies⁷ hätte ein endgültiger Schluss-Strich sein sollen unter der heftigen Kurzschluss-Diskussion betreffend die bestrafte Ungeduld des Herzens. Doch es folgt noch ein Nachspiel in der Form eines überdeutlichen Traums in der Nacht auf den 7.4.1991! Plötzlich sah ich meinen Telephon-Apparat im Innern glühen. Die ersten Flammen züngelten heraus und drohten das ganze Büro, ja das ganze Haus in Brand zu stecken. Ich rufe entsetzt um Hilfe - man möge doch rasch nasse Tücher herbeibringen... Doch niemand kann mir helfen. Ich renne ganz verzweifelt ins Bad und in die Küche, öffne die Wasserhähnen und tauche alle erreichbaren Tücher in die Waschtöpfe und in die Badewanne. Mit den tropfenden Tüchern eile ich zum Telephon, das inzwischen so gross geworden ist wie ein Heizkörper, der glüht, und aus dem grosse Flammen heraus schlagen. Mit der Zeit gelingt es mir die Flammen zu ersticken und die Glut zu löschen. Aber telephonieren kann ich nun

nicht mehr! Der herbeigeholte Techniker vom Telephonamt verlangt von mir genaue Zeichnungen von der Anlage. Er will vor allem wissen, wie das Telephon ans Netz angeschlossen war. Ich untersuche alle Kontaktstellen, im Keller und auf dem Estrich und verfertige die verlangten Zeichnungen und Pläne fürs Telephonamt. Mit dem bedrückenden Wissen, dass ich nun lange nicht mehr telephonieren kann und völlig von der Umwelt abgeschnitten bin, erwache ich.

Wir setzen alle uns zur Verfügung stehenden Mittel ein, um unsern Seelenzustand vor andern zu verbergen! Ich wünsche dir aus tiefstem Herzen alles Liebe und Gute und erwarte KEINE Antwort!

Da ja nun das Telephon für lange Zeit kaputt ist, schreibe ich im (Tagebuch-) Brief weiter:

Am Sonntagmorgen, 7. 4. 1991, um 08.15 Uhr traf sich der Orchesterverein Diätikon beim Bahnhofkiosk. Martin Schmid war 1962 als Pfarrer und Kirchenmusiker nach Diätikon gekommen und hatte den Verein ins Leben gerufen. Nun, nach 29 Jahren, ist dieser Verein nicht mehr lebensfähig, denn wir haben keine Cellisten mehr. Auch die Bratsche müssen wir vom Orchester in Schlieren beziehen, und die andern Stimmen sind oft auch zu dünn besetzt! Daher spielen wir seit etwa einem Jahr stets mit dem Orchesterverein Zürich-Albistrieden zusammen, was eine akzeptable Besetzung ergibt. Da das Diätiker Orchester all die

Jahre kein Geld für sich, nur für den Dirigenten, die Solisten und die Musikliteratur beanspruchte, kam die langjährige Präsidentin zusammen mit dem Vorstand auf den Gedanken, zum Abschluss der 29-jährigen Existenz auf Kosten der Vereinskasse eine Abschlussreise zu organisieren. Nun, wer traf sich da, die meisten wohlgeclaut, am Dätiker Bahnhof?

1. Der Dirigent, Herr Hans. Jörg Weltin, der ja auch das Orchester Zürich-Albisrieden leitet,
2. Frau und Herr Appert. Sie, Luise Appert, spielte in unserem Orchester, er ist, wie Herr Weltin, Berufs-Musiker und leitet Chöre und Orchestergruppen.
3. Frau und Herr Schlienger. Sie, Ruth Schlienger, war unsere Präsidentin; er machte jeweils mit seinen Mikrofonen Aufnahmen von unseren Konzerten.
4. Die Mitglieder Frau Dr. Rottenberg, Frau Ursula Möbius, Frau Susi Grimm, Frau Bianca Mathys, Frau Brigitte Gux und ich.

Unterwegs erinnerte man sich auch an weggezogene und verstorbene ehemalige Mitglieder wie z. B. Herr Engeli †, Herr Brenner †, Herr Tobler †, Lehrer von Urdorf, Herr Brandenberger (Brien?), Karl Klenk (Steffisberg) und andere. Hauptsächlich die Männer sind uns verloren gegangen!

Es sollte eine wunderschöne 1. Klas.-Reise bei herrlich sonnigem Wetter werden! Die Zürcher Gegend war zwar gleichzeitig ziemlich bewölkt, doch im Bündnerland zeigte sich die Sonne. Auf dem

Oberalppass und dem Mätschen lag noch viel Schnee und die Skilifte waren alle im Betrieb. Der Schnee glänzte so silberhell, dass wir die Augen zukneifen mussten, so sehr wurden wir geblendet. Auch im Wallis war das schönste Wetter.

Als wir die wildromantische Schlucht des Vorder-
rheins durchfahren hatten, wurde uns (in den Tunneln
bei "Kerzenlicht") ein feines Mittagessen serviert.
Wir hatten reservierte Plätze im Speisewagen. An
vielen Stellen der Reiseroute wurden Erinnerungen wach.
Reichenau: Wanderung von hier mit Max Frei durch
wegloses, gefährliches Gebiet aufs Stätzerhorn nach
Parpan und weiter bis in den Nationalpark, das
Engadin hinauf und über Lunghin und Septimer
zurück in nördlichere Gebiete. Die ausgedehnte Fuss-
wanderung, zuletzt von Flims über den Segnespas
endete erst in Schwanden im Glatnerland. Das war
noch vor meiner Matur, etwa 1930, und kostete
dank der billigen Jugendherbergen (Übernachten Fr. 50
im ganzen nur Fr. 20.-

Disentis: Hier im Kloster holten wir Soldaten je-
den Tag das Brot für unsere Kompanie. Von einer
Alp auf einer Seite des Rheins wurde ich ganz allein
als Späher hinunter ins Tal und auf der an-
dern Seite wieder hinaufgeschickt, um dort
den "Feind" auszukundschaften. Im stockdun-
keln Wald suchte ich meinen Weg und fand
im Morgenrauen die Feldküche einer "feind-
lichen" Einheit. Da man mich nicht als "Gegner"

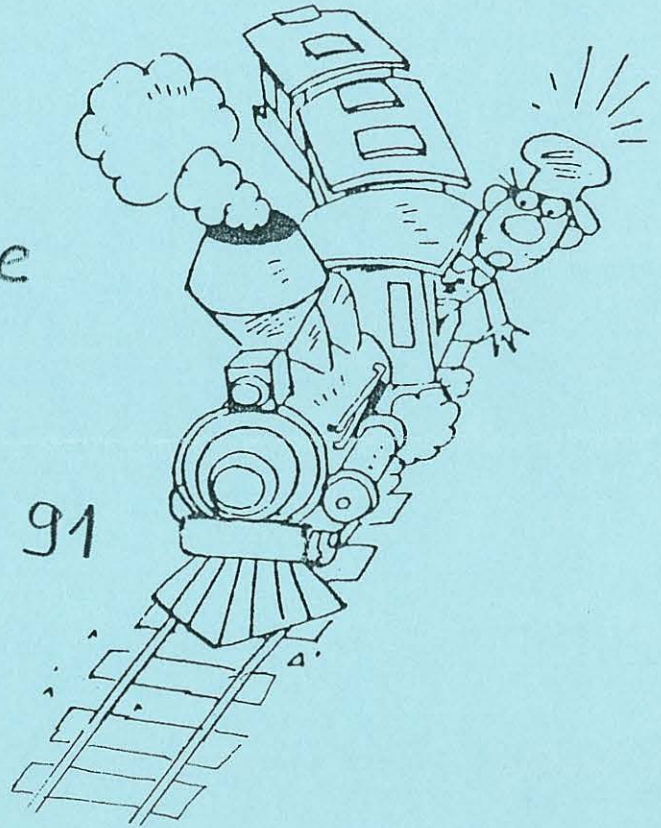
erkannte, liess ich mich als „Bote des Nachrichtenkompanie“ mit Milch, Brot, Butter und Käse versorgen und machte mich ausschliessend wieder davon....

Oberalpass, Nätschen: Im Februar 1939 absolvierte ich meinen vermeintlich letzten Wiederholungskurs in Andermatt, und zwar als Gebirgs-Winterkurs. Hier oben gruben wir Schneelöcher und übernachteten darin. Ein Kamerad musste immer wach bleiben und die brennende Kerze beobachten. Bei Sauerstoffmangel (erlöschende Kerze) musste er das Schneeloch nach aussen öffnen, damit wir nicht erstickten. Die Feldflasche mit dem heissen Tee, diente uns als „Bettflasche“. Sie kurierte kalte Füsse. Als Kamerad Moun sein Hemd wechselte, sahen wir Striemen und Netzen auf seinem Rücken. Wir fragten ihn aus, und er erzählte uns seine Abenteuer in der Fremdenlegion! Als mitten in einer Nacht das Wetter umschlug, mussten wir aufbrechen, in der Dunkelheit unsere Sachen, Tornister, Gewehr, Maschinengewehre, Zeltblachen etc. zusammensuchen und uns auf unseren Skiern zur Abfahrt Richtung Kaserne Andermatt bereitmachen. Jeder zehnte Soldat bekam eine Stall-Laterne angehängt. Eng aufgeschlossen hintereinander sollten wir in breiter Stemmstellung dem Offizier nach hinten nach Andermatt fahren, jeder mit etwa 30 Kilo Last auf seinem Rücken. Wer

mit so schwerem Gepäck in den Schnee fiel, was oft geschah, konnte sich allein nicht mehr erheben, zwei, drei Kameraden mussten ihn wieder auf die Beine stellen. Natürlich stürzten die mit den Laternen zuerst in den tiefen Schnee, was zu völliger Dunkelheit führte, da die Lichter bald alle ausgelöscht waren. Der Abstand von einem Soldaten zum nächsten betrug meist weniger als zwei Meter. Wenn einer stürzte, wurden gleich zwei, drei weitere mitgerissen! Diese Skifahrt in dunkler Nacht wurde zu einer unvergesslichen „Zugelfahrt“!!!

Nach dem Tauwetter wurde es bald wieder bitter kalt. Eines Abends, als ich beim Eingang in die Kaserne, meine Schuhe abklopfte, um die Schneestollen von den Sohlen zu entfernen, wurde vom steinhart gefrorenen rechten Schuh nicht nur der Schnee und das Eis, sondern gleich auch die ganze Schuhsohle abgesprengt. Joh zeigte die „Bescherung“ meinem Offizier, ^{was} der erklärte, ich müsse mich von der Wache eine Stunde vor Tagwache wecken lassen, in Andernach einen Schuhmacher alarmieren und die Sohle wieder annähen lassen.... was dann auch geschah... In diesem Wiederholungskurs traf ich auch den Offizier St. Ernst Biedlermann (einen Cousin Heinrich Vontobels). Die Abende verbrachte ich meist bei einem Glas Süßmost und einer literarischen Lektüre in der schönen alkoholfreien Soldaten Stube.

Orchesterverein
Dietikon
wir gehen auf die
Reise
Sonntag, 7. April 91



Liebe ehemalige Orchestermmitglieder

Zum Abschied unseres Vereins möchten
wir miteinander eine SBB- Reise unternehmen.
Ich möchte Euch dazu herzlich einladen.

Wir treffen uns am Sonntag, den 7. April 1991 um 8.15 Uhr beim Kiosk auf dem
Bahnhof Dietikon.

Unsere Reise führt uns via Zürich nach Chur. Dort besteigen wir den Speisewagen,
Weiter gehts nach Ilanz, Disentis, Sedrun, Oberalppass Andermatt. Nach dem Furka-
tunnel erreichen wir Brig. Dort haben wir Zeit bei Kaffee etc.. die schöne
Aussicht zu geniessen. Retour fahren wir über Brugg nach Zürich, wo wir um
19.32 Uhr eintreffen.

Ich musste uns für diese Reise anmelden (Speisewagemreservation, Furkabahn etc..) und bitte Euch, deshalb mir den untenstehenden Talon bis Mittwoch, 3. April zuzusenden.

Jetzt schon allen einen fröhlichen Tag wünschend, grüsse ich Euch herzlich.

RUTH SCHLIENGER
Lettenstrasse 5
8955 OETWIL a.d.L.
Tel. 01/748 05 56

Ruth

----- hier abtrennen -----

Name:

Tel:

Anzahl Personen:

(Ehepartner/innen sind auch herzlich eingeladen, Kosten
Fr. 157.--)

Halbtax:

Rundreise im Glacier-Express

ab Fr. 76.- Gemütliche Bahnfahrt quer durch die verschneiten Hochalpen. Mit Mittagessen im Speisewagen.

Wer hat noch nie von einer gemütlichen Zugfahrt quer durch die Hochalpen geträumt? Mit dem legendären Glacier-Express können Sie auch auf der abgekürzten Strecke von Chur nach Brig oder umgekehrt die Schönheiten der winterlichen Alpenwelt in ihrer ganzen Pracht erleben. Der komfortable Zug mit seinem stilvollen Speisewagen fährt in viereinhalb Stunden durch die Berglandschaften Graubündens, des Gotthardmassivs und des Oberwallis mit ihren kargen Tälern, stolzen Gip-

feln und tiefverschneiten Wäldern. Gleich mehrere Höhepunkte sorgen für ein unvergessliches Reiseerlebnis: Die wilde Schlucht der Ruinaulta am Vorderrhein, das imposante Barockkloster von Disentis, die Überquerung des 2033 Meter hohen Oberalppasses, die Fahrt durch den 15,4 km langen Furka-Basistunnel – den längsten Schmalspurtunnel der Welt – und schliesslich die malerische Landschaft des Obergoms an der jungen Rhone.

Das Tagesangebot. Sie können an Ihrem Bahnschalter bis spätestens am Vortag die individuelle Tagespauschale «Rundreise im Glacier-Express» lösen. Darin inbegriffen sind die Reise nach Chur, die Fahrt mit dem Glacier-Express von Chur nach Brig und die Rückfahrt von Brig wieder nach Hause oder umgekehrt, inklusive Sitzplatzreservie-

rung im Glacier-Express. Während der Reise wird zwischen Chur und Andermatt oder Andermatt und Chur im Speisewagen ein Tagesteller serviert. Der Platz im Speisewagen muss ebenfalls spätestens am Vortag reserviert werden (Tel. 081/22 14 25). Es empfiehlt sich, das Angebot nicht für einen Samstag zu buchen, da der Glacier-Express an diesem Tag oft stark besetzt ist.

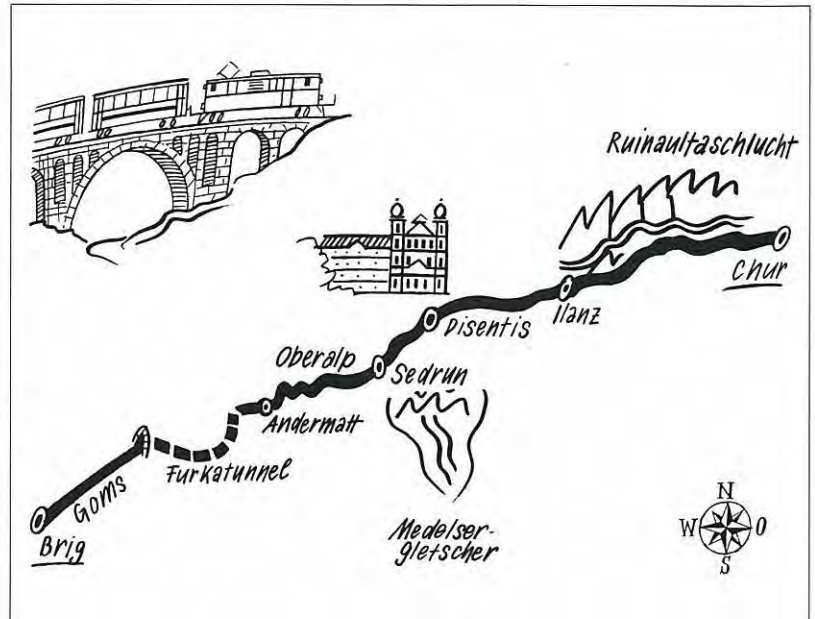
Chur und Brig. Nach der Fahrt im Glacier-Express empfiehlt sich ein kurzer Besuch von Chur oder Brig. Vom Bahnhof Chur aus ist es nur ein Katzensprung in die Altstadt mit ihren malerischen Gassen, Plätzen und Häusern. Ein lohnender Aufstieg führt hinauf zum historischen Bischofssitz, dem «Hof» mit seiner spätromanischen Kathedrale. Nicht kirchliche, sondern weltliche Macht hat sich dagegen in

Brig ein Denkmal gesetzt. Wahrzeichen des alten Marktfleckens am Simplon-Pass ist der Stockalperpalast mit seinen drei Ecktürmen und dem grosszügigen Arkadenhof. Der grösste Palast der Schweiz zeugt vom vergangenen Wohlstand des Oberwalliser Städtchens, der sich auch in den schmucken Häusern des historischen Zentrums spiegelt.

M05



Die Gletscher. Seinen Namen erhielt der Glacier-Express von der Gletscherwelt, die er auf seiner Originalstrecke von Zermatt nach St. Moritz durchfährt. In grauer Vorzeit war fast die ganze Schweiz von einer kilometerdicken Eisschicht bedeckt. Im Pleistozän, das vor zirka einer Million Jahren begann und vor rund 10'000 Jahren endete, überdeckten die Gletscher in mehreren Schüben praktisch die ganze Schweiz und bildeten mit ihrer Kraft im Wesentlichen die heutige topographische Gestalt der Alpen und des Mittellandes aus. Dabei haben auch die landschaftlich besonders reizvollen Quertäler in den Alpen, durch die der Glacier-Express heute fährt, den vorläufig letzten Schliff erhalten.



Der Fahrplan.

Dieser Fahrplan zeigt eine Auswahl der möglichen Verbindungen. Änderungen bleiben vorbehalten.

08.35	ab	Brugg	an	18.25
08.43	ab	Baden	an	18.17
09.10	ab	Zürich	an	17.50
09.21	ab	Thalwil	an	18.07 ^③
09.30	ab	Wädenswil	an	17.56 ^③
09.41	ab	Pfäffikon SZ	an	17.42 ^③
10.43 ^①	an	Chur	ab	16.25 ^①
10.53 ^②	ab	Chur	an	16.02
15.15 ^①	an	Brig	ab	11.48 ^①
16.01	ab	Brig	an	10.59
19.06	an	Brugg	ab	07.53
19.15	an	Baden	ab	07.45
19.32	an	Zürich	ab	07.28

- ① Umsteigen
- ② Platzreservierung obligatorisch
- ③ Umsteigen in Ziegelbrücke

Die Preise ab Ihrer Region.

2. Klasse		1. Klasse	
1/2	1/1	1/2	1/1
76.-	109.-	106.-	157.-

Inbegriffen: Bahnfahrt, Platzreservierung im Glacier-Express, Tagesteller im Speisewagen.

- 1/2: 1/2-Preis- und General-Abonnenten, Jugendliche von 16-25 Jahren in Begleitung der Eltern, Kinder von 6-16 Jahren ohne Begleitung der Eltern.
- 1/1: Erwachsene ohne 1/2-Preis-Abonnement.

Die Familienvergünstigung wird für die Bahnstrecke gewährt. Für die Kinder ist die Platzreservierung im Glacier-Express und die Mahlzeit extra zu bezahlen.

M05